Adolf Rapp

DER DEUTSCHE GEDANKE

seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert

Kurt Schroeder . Verlag . Bonn u. Leipzig

Bücherei der Kultur und Geschichte

Herausgegeben von

Dr. Seb. Hausmann
Privatdozent an der Universität München

Band 8

Rapp, Der deutsche Gedanke seit dem 18. Jahrhundert

Kurt Schroeder, Verlag, Bonn und Leipzig 1920

Der deutsche Gedanke

seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert

Von

Dr. Adolf Rapp

a. o. Professor der Geschichte an der Universität Tübingen

Kurt Schroeder, Verlag, Bonn und Leipzig 1920

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg (Bez. Halle).

Printed in Germany

Deutschland ist unter der Gewalt seiner Feinde. Die Mittel zur Macht und zur Selbstbehauptung hat es aus der Hand gegeben. Die Feinde sitzen als Herren auf seinem Boden; sie nehmen und verteilen sein Gut. Sie sind entschlossen, nur so viel uns zu lassen, daß wir für sie noch arbeiten können. Unerträglich demütigen sie uns. Von allem das Ärgste ist aber der Geist, der unter uns sich breit gemacht hat; er trägt die Schuld daran, daß es so weit kommen konnte; er hat uns wehrlos und verächtlich gemacht. Auf allen Gebieten menschlicher Betätigung haben die Deutschen Höchstes geschaffen; noch vor kurzem haben sie auf der Höhe ihrer Macht Kräfte entwickelt und Heldenleistungen vollbracht, die in aller Geschichte nicht übertroffen, ja nicht erreicht sind, und nun sind sie so tief gefallen.

Man sagt uns wie zu Napoleons Zeiten, wir hätten unseren Beruf abseits von äußerer Macht zu suchen. Abgesehen davon, daß diese Zumutung gegen allen Stolz geht: wer klar in die Welt sieht, weiß, daß ein großes Volk nur dann etwas bedeuten und schaffen kann, wenn es Macht hat. Vollends wir in unserer Lage in Europa brauchen stärkste Macht, um nur frei zu sein. Es ist eine Schande, wenn wir hierüber nicht einig sind. Gewiß wollen wir einen Beruf darin finden, mit der Innigkeit und Kraft unserer Vorfahren die geistigen Güter zu pflegen und eine tüchtige soziale Ordnung zu schaffen. Und zwar wollen wir das auf *unsere* Weise tun. Es sieht freilich in der Öffentlichkeit nicht sonderlich hoffnungsvoll damit aus.

Der Blick wendet sich zurück auf die letztvergangenen Zeitalter, da aus Zersplitterung, Schwäche, Fremdherrschaft dies Reich, das wir gehabt, vorbereitet wurde, erstand und lebte. Wir sollen uns vor allem klar darüber werden, welche Kräfte es schufen und groß machten, und wodurch es fiel. Wir sollen aber auch nacherleben, wie in den Geistern das Streben nach einem einigen und mächtigen Vaterland, das Bewußtsein gemeinsamen Volkstums und das Gefühl für seine Eigenart heranwuchs. Wir sollen uns gegenwärtig halten, worin diese deutsche Art gefunden und wie für sie gekämpft, was als Beruf der Deutschen gesucht wurde. Die Geschichte des „deutschen Gedankens" dürfen wir das alles wohl nennen.

Wodurch kommt überhaupt das Nationalempfinden, das die Völker neuerdings so mächtig erfüllt, zustande? In der Hauptsache wird es durch den starken Staat und eine Geschichte, deren Helden die Führer des Staates und seines Heeres sind, durch große ehrenvolle Kriege besonders, anerzogen. Aber es kann ja auch gegen den angestammten Staat groß werden, wenn es in ihm die Herrschaft einer fremden Nation fühlt, wie es bei den Völkern Österreichs war. Das Nationalempfinden muß tiefe und reiche Wurzeln haben. Es muß in dem Gefühl bestehen, daß man als verwandt zusammengehöre, nicht bloß durch äußere Ordnung, oder durch eine Interessengemeinschaft, die einmal vergehen könnte, zusammengehalten sei. Besonders glücklich ist, wenn das Gefühl des Zusammengehörens beim Verkehr sozusagen unmittelbar von Herzen kommt. Immer aber wirkt zu ihm doch allerlei Wissen mit: Wissen von gemeinsamem Besitz an Schicksalen, Lebensordnungen, Gesittung, geistigen Gütern. Dieser Besitz ist Ergebnis gemeinsamer Geschichte. Besonders wirkt er in der Sprachgemeinschaft: gemeinsamer Schriftsprache bei verwandter, oft doch sehr verschiedener Mundart. Die Sprache vermittelt alles geistige Gut; in

der Sprache drückt sich die Volksseele aus. Sprachgemeinschaft wird geradezu zum Maßstab für die Geltung der Nationalgemeinschaft. Auch die Sprachgemeinschaft ist ein Ergebnis der Geschichte. Das Gefühl des Zusammengehörens selbst ist Erzeugnis dieser Geschichte. Wenn, wie hundertmal vorkommt, ein natürliches Verwandtschaftsempfinden sich nicht einstellen will, statt des Verwandten das Fremdartige empfunden wird, Kälte erzeugt wird, dann kommt es darauf an, wie stark die Gesamtwirkung gemeinsamer Geschichte doch auch auf das Gefühl ist.

Man verstehe uns nicht falsch: Ist die Gemeinschaft und ihr Inhalt etwas geschichtlich Gewordenes, so ist darinnen nichtsdestoweniger die „Natur" gegenwärtig: uralte, immer wieder sich erneuernde Volksnatur. Sie ist tätig in der Sprache, im Denken und Empfinden, im ganzen Geistesgut eines Volkes. Durch sie ist auch der Gang der Geschichte mitbestimmt; sie wirkt auch auf den Staat.

Ein stärkstes Band ist die gemeinsame Kirche. Glücklich die Nation, durch die nicht der Riß der Kirchentrennung geht! und glücklich die, in deren Gefühl Kirche und Volkstum miteinander verwachsen sind und die gemeinsame Religion als Ausdruck des Volkstums angesehen wird! Religion und Sitte zusammen mit der Sprache und allem gemeinsamen geistigen Besitz vermitteln auch bei staatlich zerrissenen Nationen das Nationalgefühl. Spricht man nun von einer „Kulturnation", die nicht, noch nicht oder nicht mehr, durch einen gemeinsamen Staat zusammengehalten wird, nicht „Staatsnation" ist, so hat man sich dabei gegenwärtig zu halten, daß die gemeinsame „Kultur" immer in gemeinsamer Geschichte entstanden ist, Geschichte aber nur auf dem Grunde irgendwie staatlicher Ordnung möglich ist. Wenn im 18. Jahrhundert in unserem aufgelösten Reich aus dem geistigen Leben heraus ein Nationalbewußtsein

erwuchs, so hat gemeinsame Geschichte dies möglich gemacht; die „Kulturnation" war die Erbin der „Staatsnation" früherer Jahrhunderte. Andererseits gehört der Staat, der Nationen schafft, sehr wesentlich selbst zur „Kultur".

Bei einer Nation, die durch einen machtvollen Staat mit großen Erinnerungen in langer Zeit zusammengewöhnt ist, setzt sich starkes Nationalbewußtsein auch bei großen inneren Gegensätzen durch. Das sehen wir vor allem bei den Franzosen! Und je stärker der Bürger zur Arbeit für den Staat herangezogen wird, vorausgesetzt, daß der Staat ihm Achtung abgewinnt und er sich mit ihm innerlich verbunden fühlt, desto lebendiger wird auch das Nationalgefühl.

Die Macht der äußeren Lebensordnungen hat vor Zeiten auch aus Menschen der verschiedensten Abstammung Staatsvölker gebildet: alle Nationen der Gegenwart sind in Rassenmischung und Völkermischung zustande gekommen. Die Mischung kann Leben und fruchtbare Bewegung, aber auch Zwietracht und Zersetzung in den Volksbestand bringen. In der Gegenwart erinnert die Judenfrage beständig daran, welche schweren Folgen die Eingliederung eines Volkskörpers in einen anderen haben kann. Heute ist der Sinn dafür geschärft, daß das Leben und die Einrichtungen einer Nation mit dem, was man ihre Seele nennen mag, in Einklang sein sollen.

Es ist eine triviale Wahrheit, daß Gedanken über nationale Eigenart, noch mehr über den „Beruf" einer Nation, stark subjektiv bestimmt sind. Von deutscher Art aber könnte man heute, nach den Beobachtungen mehrer Geschlechter, eine eingehende Schilderung versuchen, ohne zuviel Widerspruch besorgen zu müssen. Mit dem „Beruf" ist natürlich eine Ziel bezeichnet, das der einzelne seinem Volke setzt. Sein eigenes Streben, sein Glaube

kommt darin zum Ausdruck; und wer zusammenstellt, was darüber etwa im 19. Jahrhundert gesagt worden ist, dem ist es ein leichtes, zu zeigen, daß eben jeder seine besonderen Anliegen hat. Es läßt sich so eine Sammlung deutscher Ideale gewinnen; bald aber läßt sich auch erkennen, daß damit wieder Zeugnisse deutscher Eigenart gesammelt sind, die weithin übereinstimmen. Auch in dem, was über deutsche Art, wie sie in Wirklichkeit sei, von Deutschen ausgesagt worden ist, stecken vielfach Idealbilder, Mahnungen an das deutsche Volk, dem man seine wertvollsten Züge vorhält. Und so ist umgekehrt, wie aus der Geschichte der Ideale ein Stück Wesensgeschichte, so aus der Geschichte der nationalen Selbsterkenntnis eine Geschichte nationaler Ideale zu gewinnen.

An diesem großen Gegenstand sind wir mit unserem Herzblut und dem Heiligsten, was wir haben, beteiligt. Wir wollen erkennen, wozu gerade wir als Deutsche, mit den Kräften, die Gott in uns gelegt hat, bestimmt sein können. Die demütigenden Erfahrungen, die in vielhundertjähriger Geschichte und nun in unserer Gegenwart mit deutscher Art gemacht worden sind, lehren uns bescheiden sein; aber die herrlichen Offenbarungen und Leistungen deutschen Wesens, die die gleiche vielhundertjährige Geschichte und wieder die jüngste Vergangenheit als Vermächtnis hinterlassen haben, stärken und mahnen uns, trotz allem auf den deutschen Geist zu vertrauen. Jeder von uns bilde sich danach die Idee deutschen Wesens und strebe ihr nach!

Bei allen Nationen, besonders bei denen, die um einen selbständigen Staat und die um Ausbreitung kämpfen, kann man heute mit Liebe und mit Stolz und hochfahrendem Sinn von der Eigenart ihrer selbst und von ihrer hohen Bestimmung sprechen hören. Jede Partei unter ihnen, die vaterländischen Sinn hat, nimmt eine Sendung ihrer Nation

für i h r e Ziele in Anspruch. In Frankreich z. B. die Katholiken wie die Freimaurer. Das größte und reinste Vorbild für nationales Streben hat Deutschland in seiner Erhebung aus der napoleonischen Herrschaft gegeben. Es wollte seine Freiheit und Eigenart und eine innere Erneuerung gewinnen. Eine andere Art von Nationalstreben hatte zuvor das revolutionäre Frankreich der Welt vorgemacht: mit dem Eifer der Verteidigung des Vaterlandes einen heißen Drang nach Ruhm und Größe, Herrschaft und Beute, der die Welt herausforderte — und der ja auch die Verteidigung erst nötig machte.

Das Nationalstreben der heutigen Völkerwelt ist stark durch den Drang nach materiellem Erwerb bestimmt und hat einen gewalttätigen Geist. Auch so stellt es sittliche und geistige Kräfte in seinen Dienst. Es sucht sich zu rechtfertigen durch die Idee eines Berufes der Nation. Und ganz gewiß auch der Ausdehnungsdrang kann sich rechtfertigen, wenn er der Träger sittlicher Gewalten und wertvoller Leistungen ist. Dann kann er von dem einzelnen eine Opferbereitschaft verlangen, wie sie sonst nur in der Notwehr für Bestand und Ehre anerkannt wird. Die Überzeugung, daß die eigene Nation einen Beruf für die Sittlichkeit, das Recht, den Fortschritt der Menschheit, die Ausbreitung des Christentums usw. habe, ist für eine Nation eine große Kraftquelle und eine große Versuchung. Jeder von uns denkt dabei an England!

Indem ich nun in die Geschichte des neueren deutschen Gedankens eintrete, möchte ich noch einmal betonen, daß wir ihn in der Richtung auf alle Lebensgebiete, nicht allein auf die große Politik, zu suchen haben. Immer wieder war der Kampf um den Nationalstaat und seine Macht vereinigt mit dem Kampf um die deutsche Art, das Wirken des deutschen Geistes, von den Tagen Ernst Moritz Arndts bis zu denen des Alldeutschen Verbandes. Wir haben uns

ebenso mit der Bayreuther Gemeinde oder dem Buch „Rembrandt als Erzieher" wie mit der Kaiserpartei der Paulskirche zu beschäftigen. Das Politische wird aber die Vormacht haben; sie kommt ihm von selbst zu, wo es sich um das Leben eines Volkes handelt.

Eine zusammenfassende Darstellung in diesem Sinn gibt es bis jetzt nicht; um so mehr muß sie versucht werden.

1.

Die Entwicklung deutschen Bewußtseins im 18. Jahrhundert.

Das Streben nach dem nationalen Staat, das die Generationen vor 1870 erfüllte, setzt erst ein mit der Erhebung gegen Napoleon. Das bewußte Streben nach deutschem Charakter im geistigen Leben und in den Sitten, die Vertiefung in deutsche Art ist ebenfalls unter der napoleonischen Herrschaft mächtig geworden, hat sich aber schon mitten im 18. Jahrhundert neu entwickelt.

Wohl ist dieses Jahrhundert gerade in Deutschland dadurch gekennzeichnet, daß es über das Nationale wegsieht, nur die allgemeine Menschheit und den abstrakten Einzelmenschen würdigt. So ist die „Aufklärung"; für sie ist das Nationale etwas Zufälliges, Beschränktes, „nur" Geschichtliches, über das die Vernunft wegschreitet. Diese Denkweise wurde aber in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mindestens ergänzt durch eine gewaltige Bewegung, die sich dem Naiven, dem mit Gefühl und Phantasie zu Erfassenden hingab. Man verlangte nach Natur und Eigenart und fand sie auch im Volkstum. Man entdeckte, daß es Kultur nur auf dem Grunde einer kräftigen Volksart gebe. Freilich wollte man vor allem freier Mensch sein; die volle „Humanität" wurde zum Ziel der Ausbildung des einzelnen, Allseitigkeit mit einer Fülle von Eigenart. Damit wäre die allgemeine Richtung des Geistes angedeutet, in der für die Entdeckung der „Deutschheit" — wie im

18. Jahrhundert gesagt wurde — und das Streben nach Deutschheit Raum war.

Unserem nationalen Besitz fehlte nun aber das, was sonst am sichersten Nationalbewußtsein und Nationalstolz weckt: ein mächtiger Gesamtstaat. Als Ersatz dienten ferne Erinnerungen an deutsche Herrlichkeit; für die Gegenwart aber fühlten sich die gebildeten Deutschen als „Weltbürger". Weltbürgerlich gesinnt wollten in diesem aufgeklärten Jahrhundert auch die Franzosen sein; aber ihnen war der Stolz und Eifer der politischen Nation in Fleisch und Blut übergegangen. Den Deutschen genügte das beschränkte Vaterland nicht, das der Einzelstaat bot, und darüber hinaus schien nur das Weltbürgertum einen würdigen Inhalt zu geben. Das war zugleich die Flucht vom Staat; von ihm wollte man möglichst unbelästigt sein.

Wer von „Vaterland" sprach, dachte in den deutschen Verhältnissen im allgemeinen an den Einzelstaat, und der „Patriot", dem der „Weltbürger" entgegengestellt wurde, war der Mann, der dem Einzelstaat patriotische Gesinnung widmete. So konnte Schiller, als er von Württemberg weg war, sagen, er habe sein Vaterland verloren, um es einzutauschen gegen die weite Welt. Was außerhalb Württembergs lag, war gleich die weite Welt. Und so waren auch die viel angeführten Worte gemeint, die Lessing während des Siebenjährigen Krieges, am 14. Februar 1759, an den preußischen Patrioten Gleim schrieb: es möge vielleicht eine Schande sein, aber er habe von Vaterlandsliebe „keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gerne entbehre". Er bezieht sich auf einen früheren Brief, in dem er geschrieben hat, der Patriot in ihm sei vielleicht nicht ganz erstickt, aber er wolle nicht vergessen, daß er ein Weltbürger sein solle.

Besonders deutlich ist, was später, im Jahre 1793, im 11. seiner Aufsätze über die französische Revolution,

Christoph Martin Wieland „über deutschen Patriotismus" schrieb: Er habe seit einigen Jahren so viel über die Modetugend des deutschen Patriotismus gehört, und könne sich doch davon, was ein deutscher Patriot sei, keinen deutlichen Begriff machen. „In meiner Kindheit wurde mir zwar viel von allerlei Pflichten vorgesagt; aber von der Pflicht, ein deutscher Patriot zu sein, war damals so wenig die Rede, daß ich mich nicht entsinnen kann, das Wort deutsch (Deutschheit war noch ein völlig unbekanntes Wort) jemals ehrenhalber nennen gehört zu haben." Es gebe märkische oder sächsische Patrioten; „aber deutsche Patrioten, die das ganze Deutsche Reich als ihr Vaterland lieben" und für sein Gedeihen, nicht bloß zu seiner Erhaltung, Opfer zu bringen bereit sind, wo sind die? Was wir in den alten Schriftstellern von Vaterlandsliebe lesen, wie sollen wir das auf Deutschland anwenden?

Nun hatten Angehörige kleiner deutscher Staaten, die sich mit Geschichte und Staatsrecht beschäftigten, doch oft einen R e i c h s p a t r i o t i s m u s — wie man das später nannte —, in dem das Bedürfnis nach einem großen politischen Vaterland zum Ausdruck kam. Friedrich Karl Moser, der Sohn Johann Jakobs, beginnt seine Schrift „Vom deutschen Nationalgeist" im Jahre 1765 mit den bitteren Worten: „Wir sind e i n Volk, von e i n e m Namen und Sprache, unter e i n e m gemeinsamen Oberhaupt, unter einerlei Verfassung, Rechte und Pflichten bestimmenden Gesetzen, zu e i n e m gemeinschaftlichen großen Interesse der Freiheit verbunden, auf e i n e mehr als hundertjährige Nationalversammlung zu diesem wichtigen Zweck vereinigt, an innerer Macht und Stärke das erste Reich in Europa, dessen Königskronen auf deutschen Häuptern glänzen, und so, wie wir sind, sind wir schon Jahrhunderte hindurch ein Rätsel politischer Verfassung, ein Raub der Nachbarn, ein Gegenstand ihrer Spöttereien, ausgezeichnet in der Ge-

schichte der Welt, uneinig unter uns selbst, . . . stark genug, uns selbst zu schaden, ohnmächtig uns zu retten, unempfindlich gegen die Ehre unseres Namens, gleichgültig gegen die Würde der Gesetze, eifersüchtig gegen unser Oberhaupt, mißtrauisch untereinander . . .," ein „sehr bedauernswürdiges Volk".

Die Zersplitterung hat aber in Deutschland immer auch ihre Lobredner gefunden: sie dient der Freiheit und Mannigfaltigkeit. Wir haben eine eigentümliche Betrachtung von Wieland, geschrieben zu Beginn der achtziger Jahre (Sämtliche Werke, Ausgabe von Göschen, Band 30, S. 363f.), die zu diesem Schluß kommt, nachdem sie zuerst, und übertreibend, die hoffnungslose Auflösung der Nation als etwas Bedauerliches geschildert hatte. Deutschland sei durch nichts zusammengehalten als seine sonderbare Verfassung und eine nicht durchgängig angenommene Schriftsprache, „sonst durch alles andere, Religion, Regierung, Staatswirtschaft, Polizei, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältnisse, Interesse, Mundarten, Grade der Kultur usw. zum Teil himmelweit verschieden, getrennt und in Kollision gesetzt". Die Verfassung aber ist jedem Bestreben, das „auf allgemeines Nationalbestes, allgemeinen Nationalruhm, allgemeine Nationalreformen abzweckt", im Wege. Sie wird uns immer verhindern, ein anderes Nationalinteresse zu haben, als ihre bloße Erhaltung. „Sie ist es, weswegen die Deutschen nie als ein Volk denken und handeln, nie das, was man in moralischem Sinne Nationaluniform nennen könnte, haben werden. Um ihretwillen werden wir nie mit vereinigten Kräften gleichsam für einen Mann stehen oder, insofern wir einen Staatskörper vorstellen, eine große tätige Rolle in Europa spielen. Um ihretwillen werden wir niemals einen gemeinsamen Mittelpunkt, nie einen gemeinschaftlichen Schauplatz für Talente, Künste und Wissenschaften, nie ein

allgemeines und lebendiges Modell für Geschmack und Urbanität, nie eine wahre Nationalschaubühne, nie eine allgemein anerkannte Hauptstadt Germaniens haben, von deren Dasein jenes alles die natürlichen Folgen sein würden. Um ihretwillen wird unsere Sprache, unsere Literatur, unsere Kunst und unser Ruhm in diesem allem nie das werden, was sie vermöge unserer Fähigkeit werden könnten." Nun aber: „alle diese Nachteile . . . werden . . . durch den einzigen unschätzbaren Gewinn weit überwogen", daß unsere Freiheit, unter diesen Gegensätzen allen, gesicherter ist als die irgendeiner anderen Nation.

Daß unter dem Schutz, den die deutsche Verfassung über die Antiquitätensammlung von kleinen Staatsgebilden, Körperschaften, Privilegien und allen den Eigensinn breitete, die größte Fülle des Besonderen erhalten wurde, daß in dem einen Staat eine Heimat finden konnte, was in dem anderen unterdrückt wurde, daß unter dem Mangel eines öffentlichen Lebens das Private in seiner Weise gedeihen konnte, das sind uns heute geläufige Gedanken. Wie sehr es aber dem Charakter einer Nation schadet, wenn sie andauernd keinen großen gemeinsamen Staat und kein öffentliches Leben hat, dafür hatte unser 18. Jahrhundert im allgemeinen noch kein Verständnis. Lessing hat es gefühlt. Ein Wort aus der Dramaturgie wird mit Recht oft angeführt, mit dem er geradezu sagt, die Deutschen seien noch gar keine Nation, und wissen läßt, daß er damit nicht sagen wolle, was jedermann sah: daß nämlich die Deutschen keinen Staat hatten — denn unter Nation verstand der Sprachgebrauch zunächst die Angehörigen eines gemeinsamen Staates, weshalb von einer preußischen oder sächsischen Nation gesprochen wurde —; sondern er meinte, daß die Deutschen auch im Wesen, in der Gesinnung keine Geschlossenheit hätten, daß sie vielleicht als einzelne und als Angehörige ihrer besonderen Heimat „Charakter" haben

könnten, als Deutsche aber keinen hätten. Charakter wohl in dem Doppelsinn des Wortes: die Deutschen haben kein gemeinsames festes Gepräge, und ihr Gebaren bekennt sich nicht zu ihrer Gemeinschaft. Das mag der genaue Sinn der Stelle sein, an der er mitleidig von dem „gutherzigen Einfall" spricht, „den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen".

Einen Ersatz für ein deutsches Vaterland mit einer stolzen Geschichte bot ja nun der Staat Friedrichs des Großen, im Ernst aber doch nur für seine Angehörigen. Mancher, der ein deutsches Vaterland vermißte und sich nach einem Ansatz dafür umsah, wandte sich eher nach Wien als nach Potsdam. Dort saß der deutsche Kaiser, und das war seit 1765 ein Mann, durchdrungen von seiner Macht, mit hochfliegenden Entwürfen für Ausdehnung dieser Macht und freigebige Volksbeglückung nach dem Sinn der Zeit, und er wollte in seiner Art auch ein deutscher Herrscher sein. „Gib uns, wonach wir dürsten, ein deutsches Vaterland!" Dieser Anruf Herders von 1778 war an Joseph II. gerichtet. Als Friedrich gegen diesen Kaiser den Fürstenbund zusammenbrachte, knüpften sich allerdings auch an diese Gründung Gedanken über einen besseren Zusammenschluß der Nation.

Doch war es vorläufig das aufstrebende Bildungswesen, es waren die literarischen Interessen, was „die Nation" zu sammeln und zu einigen hatte. Auch hier fehlte ein großer Mittelpunkt, der eine Fürstenresidenz hätte sein müssen. Der Hof des deutschen Heldenkönigs in Potsdam und die Hauptstadt seines Staates konnte das nicht sein. Friedrich wußte nur von französischer Kultur, französischen Dichtern, Künstlern, Gelehrten; er wollte uns

französisch erziehen. Die Berliner Akademie war in der Hauptsache eine französische Gelehrtengesellschaft, in der übrigens im Jahr 1759 Prémontval, natürlich in französischer Sprache, einen beschämenden Vortrag gegen die „Gallikomanie" der Deutschen hielt. Dagegen sind allerlei Pläne ersonnen worden, wie durch gelehrte und literarische Unternehmungen die Deutschen vereinigt werden könnten. Eine deutsche Akademie, eine „Gelehrtenrepublik" sollte der Nation sozusagen einen geistigen Staat geben. Klopstock hat unermüdlich solche Entwürfe gemacht. Auch Karl Friedrich von Baden hatte einen solchen Plan im Anschluß an den Fürstenbund, und Herder schrieb (1788) dafür eine Denkschrift: „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands" (Sämtliche Werke, Ausgabe von Suphan, Band 16, S. 600). Die „deutsche Akademie" hat hier eine vielumfassende Aufgabe. Auch sie hat sich, wie die französische, der Ausbildung der nationalen Sprache zu widmen. Damit dient sie zugleich der Pflege eines festen Nationalgeistes, und dies ist das Hauptziel ihrer Arbeit überhaupt. Sie hat sodann für Erforschung und Darstellung der gesamtdeutschen Geschichte zu sorgen. Aber sie soll außerdem aus allen Landschaften Anregungen sammeln und prüfen über alle Dinge, die dieses Zeitalter beschäftigten, über Erziehung natürlich, Rechtspflege, Kirchenwesen, Staatswirtschaft, über alle öffentlichen Anstalten. Die Mitglieder berichten, was Gutes „in ihrer Provinz" erdacht und eingerichtet ist; das spornt die Tätigkeit. Ein „Jahrbuch des deutschen Nationalgeistes" macht alles bekannt. Deutschland erhielte so eine Oberbehörde von Gutachtern. Über alle Gegensätze der Stämme, Staaten, Parteien, Bekenntnisse würde die Nation geeinigt. „Der Sektengeist einzelner Länder wird ersterben"!

In der Tat hatte, ohne solche Anstalten, die Literatur mit einer Art von nationaler Einigung, einer weitgehenden

geistigen Einigung der Gebildeten, bereits begonnen. Diese überschritt in diesem aufgeklärten Zeitalter auch die Schranken der Kirchentrennung; aber in aller Hauptsache war es das protestantische Deutschland, was sie erfaßte. Aus ihm kam die Bewegung der Geister; aus ihm stammten die Führer. Um einzelne Autoren, zuerst Gellert und Klopstock, sammelte sich das gebildete Deutschland; sie lenkten die Geister und Herzen in einem seltsamen Maße. Die Literatur nahm die Gebildeten bei uns ganz für sich in Anspruch; bei anderen Nationen hatte sie deren Teilnahme doch nur neben den politischen Fragen. Den eigentlich krankhaften Zustand, der daraus entstand, hat eindringlich Karl Biedermann, ein Vorkämpfer unserer Einheitsbewegung im 19. Jahrhundert, in seinem ausgezeichneten Werk über „Deutschland im 18. Jahrhundert" dargestellt. Da ist Gellert und sein merkwürdiger Einfluß: von Deutschen aus allen Ständen und Landschaften, auch von Katholiken, ward er zum Lebensführer erkoren. Und was für ein Mann war das nun, auf den die Deutschen sich eine Zeitlang einigten! Fast wie eine Satire auf die deutsche Nation, sagt Biedermann (II, 2, S. 53), ist es, daß sie sich von einem kränklichen, schüchternen, verzagten Stubengelehrten leiten ließ, den ein Angstgefühl traf, wenn er einen Soldaten sah, der vor dem entferntesten Gedanken an einen Konflikt furchtsam zurückbebte, nur Sanftmut und Demut lehrte, die ihm Vertrauten auf ein gemütliches Stilleben zurückzuführen strebte. In seinen „Moralischen Vorlesungen" ist nicht mit einem Wort von Pflichten gegen Vaterland oder Gemeinwesen die Rede.

Aus einem zumeist armselig gewordenen Bürgerstand und aus den evangelischen Pfarrhäusern erhob sich allmählich ein neues Deutschland. In allen Regungen, in denen es sich versuchte, mußte es von den Franzosen und dann besonders von den Engländern lernen: die nüchterne Verstän-

digkeit der „Aufklärung“, das Schwelgen im weichen Gefühl, dann die Neigung zum Düsteren und selbst das gesteigerte Geniewesen — alles hatte dort seine Vorbilder. Da aber zeigte sich ein deutscher Ehrgeiz. Zunächst wollte er nur, daß die Deutschen sich neben den anderen könnten sehen lassen, indem sie es ihnen gleichtäten. Schon Gottsched, der uns in französische Regeln zwängen wollte, hatte diesen Ehrgeiz. Dann aber machte sich ein deutscher Geschmack geltend, der erkannte, für uns passe besser die Art Shakespeares, aber auch der zeitgenössischen Engländer, als die der Franzosen. Zwar muß sofort hinzugefügt werden, daß die Bewegung aufs natürliche, einfache, ernsthafte, ehrliche seit der Jahrhundertmitte die Franzosen selbst erfaßte: auch bei ihnen ward nun das Englische und Amerikanische Mode, der englische Garten an Stelle des künstlich liniierten, gestutzten und verzierten Parks, die Robinson-Stimmung, der Franklin-Kultus in der Abkehr vom Rokoko. Aber so ist es nun doch nicht, daß die Deutschen, indem sie sich von französischen Mustern abwandten, auch wieder nur der neuesten französischen Mode gefolgt wären. Wenn Lessing fand: das französische Theater sei der deutschen Denkart nicht angemessen, wir schlagen mehr in den Geschmack der Engländer, so nahm er an, daß es eine gemeindeutsche, eine nationale Eigenart gebe, der französischen fremd, der englischen verwandt, und daß wir danach uns zu entscheiden haben.

Unter den zeitgenössischen Franzosen gab es solche, mit denen diese Deutschen sich befreunden konnten. Diderot gehört dazu. Er war, sagt Goethe, „nahe genug mit uns verwandt, wie er denn in alledem, weshalb ihn die Franzosen tadeln, ein wahrer Deutscher ist“. Den „deutschesten Kopf Frankreichs“ hat ihn später Gervinus genannt. Weit vor anderen war es Rousseau, den die Deutschen sich erkoren. Auch von ihm hat z. B. die Madame de Stael mit einigem

Grund sagen können, er habe mehr die germanische Art. Von seinen Lehren war ja die deutsche Wendung zur „Natur" mehr als von den Engländern angeregt. Die Deutschen wählten jetzt aus nach ihrem Sinn. Es war nicht nur eine vorübergehende Zeitrichtung; die deutsche Seele aller Zeiten gab sich darin kund. Was sie in der Dichtung suchte, war: daß das Innere sich mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit ausspreche, und zwar mit starkem Gefühl und freier Phantasie, daß Eigenart walte, und zwar in reicher Mannigfaltigkeit, daß in allem Dichten lebendige Handlung sei und der ganze Gegenstand den rein menschlichen, natürlichen Sinn packen könne. Das größte der Vorbilder ward Shakespeare. In ihn drangen die Deutschen ein und liebten ihn mehr als seine eigene Nation; sie machten ihn so sich selbst zu eigen, daß er gleichwie zu einem Deutschen wurde.

Über die Hinwendung zu den Engländern schrieb Herder später (in der 8. Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität, 1796): „Wir ehren sie aus Neigung über Gebühr ... Wir fühlen sie als Gebein von unserem Gebein, als Menschen unserer Art; sie sind die auf eine Insel verpflanzten Deutschen. Daher sind von den Engländern selbst ihre trefflichsten Schriftsteller kaum mit so reger, treuer Wärme aufgenommen worden als von uns ... In englischen Zeitschriften haben wir bewundert, selbst was wir nicht verstanden, was für uns nicht geschrieben war ..."

„Die auf eine Insel verpflanzten Deutschen!" Dies Gefühl gegenüber den Engländern begegnet immer wieder durch die ganze Geschichte des deutschen Gedankens. Die Deutschen entdecken die Verwandtschaft im Denken und Empfinden; sie sind dafür freier und reifer als die stolzen, mit sich selbst beschäftigten Engländer; sie können sich mit einer Art von Ehrfurcht, mit Lernfreudigkeit und Hingebung

in Ausländisches versetzen. Die Entdeckung der Verwandtschaft befriedigt sie; denn sie sind bescheiden gegenüber dem mächtig gewordenen Vetter; sie sind die Zurückgebliebenen, die bei ihm Anschluß suchen. Etwas von jugendlichem Selbstbewußtsein ist aber auch dabei: indem sie die Engländer für Deutsche erklären, geben sie der eigenen Nation eine neue Weltbedeutung.

Von den sechziger Jahren an macht sich ein neuerwachter deutscher Stolz bemerklich. Wir wissen, wem vor allem das zu verdanken war; die Zeitgenossen selbst haben keinen Zweifel darüber gelassen: Friedrich dem Großen. Nichts wirkt so stark auf das Selbstbewußtsein einer Nation als große Kriegstaten, besonders wenn sich damit das Bild eines genialen Führers verbindet, der die Welt in den Bann seiner Person zwingt. Friedrich war zwar amtlich der Reichsfeind, aber nichtsdestoweniger war er der Held der Deutschen. Gegen drei europäische Großmächte zugleich führte er Krieg, gewann ihnen glänzende Siege ab, und schwere Niederlagen vermochten sein Ansehen nicht zu mindern; in größter Bedrängnis hielt er Stand; ohne Machtverlust, anerkannt und bewundert von der ganzen Welt, ging er aus dem schweren Kampfe hervor. Keine seiner Waffentaten aber war so volkstümlich wie die Schlacht bei Roßbach, in der er das Heer des stolzen Frankreichs zerhauen und verjagt hatte, ohne daß die Erben des furchtbaren Ludwig XIV. es wieder gutmachen konnten. Der Stoß, den er französischem Ansehen beigebracht hatte, wirkte in den Gemütern der Deutschen. Die Erscheinung dieses Königs hob das ganze Deutschland höher; jedermann fühlte das. Wie eine Entdeckung war es: so etwas also war in Deutschland möglich!

In den sechziger Jahren hat Klopstock den Stolz auf deutsches Wesen gepredigt. Er wollte der „Barde" deutscher Größe sein. Mit Andacht besang er Hermann den

Cherusker und führte eine Art Kultus mit den Germanen des Tacitus herauf; die Großtat der Reformation pries er als deutsch; er mahnte die Deutschen, sie sollten nicht allzu gerecht sein gegen das Ausland, sie hätten Ernst, tieferen Geist als die anderen, Kraft und Einfalt usw. Auch das war, und wenn er es nicht Wort haben wollte, wesentlich durch die Erscheinung Friedrichs angeregt. Zwar Klopstock pries nicht wie andere Dichter den Helden des Siebenjährigen Krieges; grollend stand er abseits, weil Friedrich die deutschen Dichter und die deutsche Sprache verachtete und in Klopstocks Sinne überhaupt nicht deutsch war. Aber es ist kein Zufall, daß er die deutsche Größe zu verkünden begann, als Friedrichs Taten wirkten. Und noch etwas (das auch längst beachtet worden ist): gerade der Widerspruch gegen den gewaltigen Fürsten, der in französischer Bildung lebte und Franzosen anstatt von Deutschen beschäftigte, regte den Stolz Klopstocks auf.

Regungen wurden wach, die seit etwa einem halben Jahrhundert und mehr, seit dem Kampfe gegen das à-la-mode-Wesen und dem Eifer von Leibniz und manchen seiner Zeitgenossen für deutsche Selbständigkeit in Sprache und Denken ziemlich geschlafen hatten. Regungen auch, die in der Zeit Luthers lebendig gewesen waren. Damals hatten ja auch die Humanisten das Nationalbewußtsein aufgerufen und an den Schilderungen des Tacitus, die erst entdeckt worden waren, die deutschen Tugenden gezeigt.

Der Eifer für das Volkstum der Ahnen, den Klopstock anregte, konnte gegenüber der Einführung des Christentums Gefühle hervorrufen, die nicht in Klopstocks und seiner Jünger Sinne waren; denn bei Klopstock war nicht nur Germanisch und Christlich untrennbar, sondern Germanisch und Alttestamentlich klang zusammen; Germanisch und Römisch-Katholisch allerdings waren einander feind. Der junge Johann Heinrich Voß aber fluchte im Jahre 1772

Karl dem Großen, daß der vor 1000 Jahren das fromme Sachsenvolk gezwungen habe, „statt Wodans unsichtbarer Gottheit wurmigen Götzen Geruch zu streuen". „Vertilgt auf ewig seist du, Schauernacht, da ich Jehovas Dienste die Harfe schwur!" Der Unmut darüber, daß Karl unser Deutschland unterjocht und mit Gallien zusammengebunden, das „römisch-gallische Christentum" bei uns eingeführt und uns den aufreibenden Streit mit der geistlichen Gewalt vermacht habe, kann man auch bei Herder lesen. Ebenso verwünschte Herder bereits die Römerzüge und Kreuzzüge. Seit Otto der Große seine Hand nach der Kaiserkrone ausgestreckt, folgten „Ansprüche auf Ansprüche, Kriege auf Kriege" bis nach Sizilien, „wo allenthalben für die Ehre seines Kaisers deutsches Blut vergossen, der Deutsche vom Italiener betrogen, deutsche Kaiser und Kaiserinnen in Rom mißhandelt, Italien von deutscher Tyrannei besudelt, Deutschland von Italien aus seinem Kreise gerückt, mit Geist und Kraft über die Alpen gezogen, in seiner Verfassung von Rom abhängig, mit sich selber uneins, sich selbst und anderen schädlich gemacht ward, ohne daß die Nation von dieser blendenden Ehre Vorteil gezogen hätte". Und das andere: „Um französische Ritter auf den Thronen Palästinas aufrechtzuerhalten, zogen deutsche Kaiser mit gewaltigen Heeren gerade in einem Zeitalter aus, da ihre Anwesenheit in Deutschland am nötigsten war . . ." (Ideen zur Philosophie der Geschichte, 18. Buch, und Briefe zur Beförderung der Humanität, 9. Sammlung, Werke 18, 150f.) Bei diesen Urteilen wirkt übrigens auch die Abneigung des aufgeklärten Jahrhunderts gegen kriegerische und abenteuerliche Unternehmungen von Fürsten und gegen „Eisen und Blut" als Mittel der Geschichte.

Es begann nun der Kampf gegen die französischen Sitten der höheren Stände, die, wie Herder einmal schrieb, Deutsch nur übrig haben im Verkehr mit

Knechten und Mägden und daher nur ein Knechte- und Mägdedeutsch sprechen. Die Erziehung in einer fremden Sprache habe ihnen den Verstand verschoben und das Herz verödet. Es gebe in ganz Europa keine verschiedenere Sprache und Denkart als die deutsche und die französische; alles von der andern sei uns fremd, es komme bei uns ungeschickt heraus, und das Unserige gehe darüber verloren. Die deutsche Sprache ist „gleichsam nur Herz und Verstand", liebt statt feiner Zierde Wahrheit und Innigkeit. — Das sind Sätze aus den neunziger Jahren; aber das Bild französischen Wesens in seinem tiefen Widerspruch zum deutschen ist bei Herder viel älter; schon auf der französischen Reise von 1769 hat es sich in voller Schärfe gestaltet. — Er ganz besonders hat auch zur Pflege der Muttersprache aufgerufen, die über dem Französisch der Höfe und der feinen Gesellschaft und dem Latein der Gelehrten vernachlässigt worden war, und hat gemahnt, Luther zu lesen und ein kräftig echtgewachsenes Deutsch zu schreiben. Unsere Prosa zwar hat sich, gerade unter der Reinigung von Fremdwörtern, das ganze Jahrhundert durch an der französischen gebildet; aber sie fand mehr und mehr ihre natürliche Redeweise. Der Entschluß, deutsch zu sein, und das bewußte Gefallen am Einfachen und Ursprünglichen — was beides zusammengehörte — hat die Besserung gefördert.

Unter den Männern, die gegen das französierende Wesen und für das Heimatlich-Volkstümliche eintraten, nimmt Justus Möser eine ehrwürdige Stellung ein. In seiner praktischen Arbeit war er auf den osnabrückischen Kleinstaat beschränkt; in seinen Schriften hat er weit darüber hinaus gewirkt, für das Festhalten am Bodenwüchsigen, Altbewährten, an der heimischen Selbständigkeit, den Gebräuchen und dem Sinn des kernhaften Volkes. Die rechten Träger des Staates sind bei Möser die selbständigen, wehrhaften „Landeigentümer", aus denen in der

deutschen Vorzeit, die Zeit der „gemeinen Freiheit", die Volksgemeinde bestanden habe, die sich selbst ihr Recht sprachen, während der erwählte Richter nur ihren Spruch zu vollziehen hatte. Diesen Schlag und Reste dieser alten Verfassung sah er bei den Bauern seiner westfälischen Heimat, und Verwandtes wieder bei den Engländern. Die Auffassung deutscher Geschichte, die er vortrug, hat auf die spätere Zeit stark gewirkt. Auf das Regieren einseitig von oben her, das Regeln der Dinge von einem Mittelpunkt aus, durch die Allmacht und künstliche Weisheit der Berufsbeamten, und auf die stehenden Heere aus geworbenen Truppen war er schlecht zu sprechen; sogar das Faustrecht des Mittelalters lobte er. Für die große Politik war sein Gesichtskreis nicht. Sonst sprach er mit einem gesunden Verstand über alle möglichen Verhältnisse. Auch über die Dichtung; auf Friedrichs des Großen Schrift De la littérature allemande schrieb er „über die deutsche Sprache und Literatur" (Werke Band 9): Den Franzosen ist über der schönen Form die Mannigfaltigkeit verlorengegangen, die Natur verarmt. Der Deutsche hat wie der Engländer die Mannigfaltigkeit vorgezogen. Es ist wie mit dem französischen und dem englischen Garten. Welcher Weg ist besser? der „zur Einförmigkeit und Armut in der Kunst, welchen uns der Konventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen? oder der Weg zur Mannigfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet?" Wir sollen „durchaus mehr aus uns selbst und aus unserem Boden ziehen . . . und die Kunst unserer Nachbarn höchstens nur insoweit nutzen, als sie zur Verbesserung unserer eigentümlichen Güter und ihrer Kultur dienet. Wir müssen es wie Rousseau machen, der alle Regeln und Gesetze seiner Zeit um sich herum stehen oder fallen ließ . . ."

Gegen die Fürstenhöfe und die feine Gesellschaft nahmen sich also Männer aus dem gebildeten Bürger-

stand der deutschen Art an, Beamte, Geistliche, Lehrer usw., nun die Träger der geistigen Bewegung. Adelige nahmen zunächst vereinzelt, später häufiger und hervorragend am neuen deutschen Geiste teil. Doch hielt der Stand im ganzen, wie die Fürstenhöfe, noch zumeist an der französischen Sitte fest. Daher holten die Angriffe gegen Adel und Höfe, die bisher nur mit den Ideen der europäischen Aufklärung geführt wurden, ein neues Recht aus dem deutschen Gedanken. Die bei der Volksart gebliebenen Stände, der einfachere Bürger und der Bauer, und was alles von der demokratischen, rousseauischen Zeitrichtung als „Volk" verherrlicht wurde, das wurde nun auch als „deutsch" gerühmt. Die Erhebung des Bürgerstandes sollte zugleich die Erhebung des nationalen Geistes sein. Der Bürgerstand wollte ja der Kern der Nation sein und Stellungen einnehmen können, die dem Adel vorbehalten waren — ebenso wie es zu den Antrieben der Deutschheits-Bewegung gehörte, die auswärtigen, die welschen Kulturvermittler an den deutschen Residenzen zu verdrängen.

Eine besonders starke Fremdherrschaft an den deutschen Residenzen, die dazu noch bis über die Freiheitskriege weit ins 19. Jahrhundert hinein dauerte, wurde in der Musik geübt: durch die italienischen und französischen Musiker, die hochgeehrt in gut bezahlten Stellungen saßen. Die Deutschen lernten währenddem von den Fremden. Sie lebten sich derart in ihre Formen ein, daß in ihren Erzeugnissen nichts eigenes mehr zu erkennen war. Sie gewannen aber auch die Meisterschaft in den Formen, die ihnen überliefert wurden. Und nun traten die großen Meister auf, die zur freien Beherrschuug der fremden Tonsprache und zur Überlegenheit über die Vorbilder gelangten und aus deren Schöpfungen eine eigene, deutsche Seele klang. Wunderbar war das Einleben in fremde Stile bei Mozart; er konnte ebensogut eine französische und eine italienische Oper

schreiben; er hatte in der Musik, wie man gesagt hat, mehrere Muttersprachen. Es ist aber auch bemerkt worden, daß die Italiener, die deutsche Nachahmungen ihrer Kunstweise liebenswürdig unter ihren eigenen Besitz aufnahmen, sich seinen italienischen Opern entgegenstellten: sie fühlten das ihnen Fremde heraus. Für uns ist es nun beschämend zu sehen, wie unter solchen Leistungen gleichwohl die deutschen Künstler gegen die fremden zurückgesetzt blieben. Wenn in ihnen selbst das deutsche Bewußtsein sich regte, so war es durch diese Zurücksetzung und durch das Herrenbewußtsein der Fremden aufgestachelt. Mozart mit seinem Vater hatte in Salzburg zu empfinden, wie verschieden Deutsche und Italiener behandelt werden konnten. Als er dann z. B. 1789 in Berlin war, verlangte dort der französische Kapellmeister Duport von ihm, daß er das Gespräch französisch führe. Mozart lehnte das ab und soll darüber gesagt haben: so ein welscher Fratz, der jahrelang in deutschen Landen deutsches Brot gegessen habe, müßte auch deutsch reden oder radebrechen, so gut oder so schlecht, als ihm das französische Maul dazu gewachsen sei. Aus seinen Briefen spricht schon in früherer Zeit deutscher Stolz; das kräftigste Wort ist das vom 21. März 1785 an den Mannheimer Professor Anton Klein: Er beschwert sich bitter darüber, daß man die deutsche Oper verfallen lasse, daß deutsche Künstler für die italienische Oper wirken müssen. „Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette, es sollte ein anderes Gesicht bekommen! Doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende Nationaltheater zur Blüte gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfingen, deutsch zu denken, deutsch zu handeln, deutsch zu reden und gar deutsch — zu singen!!!"

Bezeichnend ist, daß es Gluck nicht zum Bewußtsein kam, wie es bei ihm selbst doch auch deutsche Art war, was er zwischen französischer und italienischer zur Geltung

brachte. 1773 schrieb er dem Mercure de France: er wolle eine Musik schaffen, die allen Nationen zusage, und damit wolle er den lächerlichen Unterschied der Nationalmusiken verschwinden lassen. Echt deutsch allerdings, dies weltbürgerliche Ziel! In dem Kampf an der Pariser Oper, dessen Mittelpunkt er in den siebziger Jahren war, gingen seine Werke sogar unter der Fahne der französischen Kunst gegen die italienische. Um was es ihm im Grunde zu tun war: Sinngemäßheit der Tonsprache, Wahrheit des seelischen Ausdrucks, edle Schlichtheit, Sachlichkeit gegenüber dem Verlangen der Sänger, daß das Kunstwerk dazu da sei, ihnen Gelegenheit zum Zeigen ihrer Virtuosität zu geben, — was war das anderes, als was gleichzeitig in Deutschland kräftiger und tiefer als in Frankreich die neue Geistesbewegung anstrebte und worin die deutsche Seele sich zeigte?

Vollends das deutsche Publikum hatte noch lange kein Bewußtsein davon, was in der Musik vor sich ging. Als die großen Werke bereits da waren, gab es Minderwertigem den Vorzug, wie großenteils ja auch in der Literatur. Wenn aber das wirklich erwachte Bewußtsein für das Einheimische auf die Musik so wenig angewendet wurde, so hatte dies offenbar noch den besonderen Grund, daß hier die Unterscheidung zwischen einheimischer und fremder Weise viel weniger sinnfällig ist. Auch macht es sehr viel aus, daß in der Musik weit nicht so wie in den anderen Künsten eine halb vergessene frühere eigene Welt entdeckt werden konnte, an deren Neubelebung das deutsche Empfinden sich stärkte. — Diese musikalischen Dinge sind in Karl Storcks Mozartbiographie lebendig erörtert.

Für die neue deutsche Geistesbewegung ein Denkmal war das unscheinbare Büchlein, das im Jahre 1773 unter dem sprechenden, seitdem viel benutzten Titel „Von deutscher Art und Kunst" durch Herder herausgegeben wurde.

Möser kam darin zu Wort über die alte deutsche Verfassung und ihren Verfall, Herder über Volkslieder und volkstümliche Dichtungen und über Shakespeare, Goethe über die deutsche Baukunst.

In Straßburg war der junge Goethe und sein Kreis „alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig" geworden. Man mag im 11. Buch des Werkes „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit" nachlesen, wie gerade die Berührung mit Franzosen, aber auch mit Elsässern, die auf ihre heimische Art und ihr Deutschtum hielten, dazu half. An der Universität wies Jeremias Jakob Oberlin auf die deutsche mittelalterliche Dichtung hin. Goethe gewann am Münsterbau, an Dürer und Hans Sachs, an der urkräftigen deutschen Welt, aus der sich ihm Götz von Berlichingen und Faust gestalteten, sein Bild von deutscher Art, wie er sie selber in sich fühlte. Dies Bild hatte schon anders Inhalt, Fülle, Farbigkeit als bei Klopstock. Den hohen Worten Klopstocks fehlte es an dem Gehalt, den Reichtum der Anschauung und der Kenntnisse gibt. Nun nach und nach kam die Bekanntschaft mit den Schöpfungen früherer Zeiten. Die Lyrik unseres Mittelalters und das Nibelungenlied wurden herausgegeben, gelesen, und in ihrem Ton wurde gedichtet. In Goethes Schöpfungen quoll aus allen Jungbrunnen unserer fast verschütteten Vergangenheit, auf die Lessing und Herder gewiesen hatten, das fruchtbarste Leben.

Von den neunziger Jahren an hat dann der Kreis der sogenannten Romantiker die Entdeckungen an dieser Vergangenheit mit Wärme fortgesetzt. Sie hielten der Gegenwart das Mittelalter mit der Reformationszeit als die Zeit des echten und starken deutschen Lebens vor. Neuerdings ist Wackenroders Aufsatz zum „Ehrengedächtnis Albrecht Dürers" wieder öfter angeführt worden. Er erinnert an den Hymnus des jungen Goethe auf die gotische

Kunst von 1773. Er ist ein Vierteljahrhundert später geschrieben. „Als Albrecht den Pinsel führte, da war der Deutsche auf dem Völkerschauplatz unseres Weltteils noch ein eigentümlicher und ausgezeichneter Charakter von festem Bestand; und seinen Bildern ist nicht nur in Gesichtsbildung und im ganzen Äußern, sondern auch im inneren Geiste dieses ernsthafte, gerade und kräftige Wesen des deutschen Charakters treu und deutlich eingeprägt. In unseren Zeiten ist dieser festbestimmte deutsche Charakter, und ebenso die deutsche Kunst, verlorengegangen." Die Nachahmung fremder Muster von überall her bringt „kalte, geleckte, charakterlose Werke" hervor. „Gesegnet sei mir deine goldene Zeit, Nürnberg! die einzige Zeit, da Deutschland eine eigene vaterländische Kunst zu haben sich berühmen konnte." — Wie der deutsche Charakter aussehe, dafür hat Friedrich Schlegel das Beispiel von Dürer, Kepler, Luther und Jakob Böhme (der den Romantikern besonders teuer war) angerufen: „Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabei unschuldig und etwas ungeschickt." Auch ohne daß darauf hingewiesen würde, sieht man als Gegenbild den Welschen.

Das Mittelalter und seine Schöpfungen galten als urwüchsiges Erzeugnis deutscher Art, die gotische Kunst wurde als die deutsche verkündigt. Darin war ein großer Irrtum. So urwüchsig, als man meinte, waren jene Schöpfungen ohnehin nicht; sie waren mehr, als man ahnte, nach Regeln und Konvention gebildet. Vor allem: sie waren in einem Maß, das man nicht ahnte, nach Form und Inhalt ausländischen Vorbildern nachgeschaffen, und zwar hauptsächlich französischen. Wir wissen heute, daß die gotische Kunst von Frankreich übernommen, die Kultur des 12. und 13. Jahrhunderts, ritterlich-höfische Sitte, Dichtung, Theologie, Mönchtum, in Frankreich vorgebildet war. Das deutsche Mittelalter hatte sein à-la-mode-Wesen ähnlich

wie das 17. und 18. Jahrhundert. Gerade deutsche Forschung hat das erwiesen. Und trotzdem hatten jene Männer einen richtigen Blick für ihr Mittelalter. Zunächst: jenes Frankreich, soviel die Gallierart durchschlägt und so fremd gewisse Züge der höfischen Sitte oder der Frömmigkeit uns sein mußten — die aber gleichwohl nachgebildet wurden —, jenes Frankreich war uns ganz anders verwandt als das Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts. Sicherlich weit übertrieben ist freilich, wenn vom mittelalterlichen Frankreich gesagt wird, es sei wesentlich germanisch — womit der „deutsche" Charakter des von dort Übernommenen mittelbar zurückerobert wäre. Auf diese Frage, die selbst mit gutem Blick und umfassenden Kenntnissen nie befriedigend beantwortet werden kann, ist hier natürlich nicht einzugehen. Wichtiger ist das andere, daß nämlich die Deutschen auch da, wo sie nach fremden Mustern bildeten, deutsches Wesen offenbarten. Wir können es mit den Worten eines Meisters der deutschen Kunstgeschichte sagen: Georg Dehio über die Bildhauerkunst des 13. Jahrhunderts (Geschichte der Deutschen Kunst I 311): „Was sie lernte und zu lernen dringend nötig hatte, war die Form. Was sie mit der erworbenen Formensprache ausdrückte, war ihr eigenes Seelenleben und war reicher, tiefer, persönlicher, als was ihre Lehrer zu bieten hatten. Das Verhältnis ist dasselbe wie bei den Dichtern des Zeitalters . . ." Eine feste eigentümliche Volksart bewahrt auch im fremden Gewand ihre Züge. Selbst bei tüchtigen deutschen Werken des 17. und 18. Jahrhunderts in italienischem und französischem Stil scheint sie durch. Bei den Dichtungen des Mittelalters war allein schon in der Sprache ein kräftiger Ausdruck der deutschen Seele. Und endlich: unser Mittelalter hatte ja auch Schöpfungen von durchaus heimischer Bildung, wie vor allem das Nibelungenlied.

Urwüchsig volkstümlich war jene bürgerliche Kultur, die

nach 1500 ihre Blüte erreichte. Sie war reichlich derb; auch das gefiel im 18. Jahrhundert nun wieder. Man darf sagen: der gebildete Bürgerstand des 18. Jahrhunderts konnte sich an dem deutschen Kraftwesen, das durch die feine romanische Renaissancebildung verdrängt worden war, mit um so besserem Recht jetzt wieder erfrischen, weil er in Sprache und Gebaren durch die romanische Bildung erzogen war. Die Deutschen waren im Lernen und Aneignen fremder, vor allem durch ihre Form überlegener Art künstlich geworden und hatten sich an sie fast verloren. Zugleich mit einer neuen Schöpferkraft kam nun der Überdruß. Man verlangte zu den alten eigenen Kraftquellen zurück und fand diese, auch im Mittelalter, mit gutem Instinkt. Dies war der Sinn des Kultus der deutschen Vergangenheit.

Der deutsche Geist suchte aber auch nach einer neuen Welt der reinen Formen, der Schönheit, der plastischen Fülle. Die konnte er keineswegs aus sich erzeugen, wie er sie in der eigenen Vergangenheit nicht fand. Er fand sie im Griechentum. Italiener und Franzosen hatten innerhalb der Antike so ausgewählt, daß sie die spätere römische Kultur, die griechische in ihrer Einfügung in die römische, zum Vorbild nahmen. Sie schwelgten in Formen, aus deren strenger Regel, Pomp, Äußerlichkeit der Deutsche nach Freiheit, Einfalt, Tiefe verlangte. Wohl wandten sich jetzt auch die Franzosen zum reinen griechischen Stil hin. Aber die Deutschen begannen das Griechentum zu entdecken und fruchtbar zu machen, wie kein anderes Volk es gekonnt hat. Das Rein-Menschliche suchten sie in ihm. Ihre ganze, christlich erzogene Innerlichkeit brachten sie mit zur Vermählung des Faust mit der Helena.

Auch hier wollte sich der deutsche Geist im Eifer der Jüngerschaft bald wieder fast verlieren. Die Wiederbelebung der eigenen Vergangenheit mußte darob zurücktreten; sie wurde erst im Zeitalter der Freiheitskriege zur

großen treibenden Kraft. Der Entschluß, recht deutsch zu sein, verlor damit großenteils seinen Inhalt wieder. Er war auch bisher noch keineswegs eine Macht gewesen; er wurde es erst im Zeitalter der Freiheitskriege. Was hatte er überhaupt, ohne Beziehung zu einem politischen Streben, bisher bedeuten sollen? Wesentlich die Wendung heraus aus der französischen Fasson zur freien Natur, zur Eigenkraft. Das hatte ins Volkstümliche hineingeführt. Mit der neuen antiken Bildung ging der Weg wieder hinaus in eine über das Volkstümliche vornehm emporgehobene Sphäre. Der Weltbürgersinn aber, das selbstherrliche und eigensüchtige Losstreben vom Staat erhielt eine Art von Weihe durch die hochstrebenden Geister, die nun mit einem neuen Schwung über Volk und Staat hinaus nach dem freien idealen Menschentum trachteten.

2.

Der deutsche Gedanke des Zeitalters von Weimar und Jena.

Schiller schrieb am 13. Oktober 1789 an Körner über Geschichtschreibung: Das vaterländische Interesse dabei „ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillestehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist".

Das war die Denkweise auf den Höhen der Bildung, und die allgemein herrschende weltbürgerliche Erhabenheit über das Vaterländische drückte sich darin nur gesteigert aus. Als nun die Franzosen in ihrer großen Revolution sich vermaßen, nach den Ideen, die die gebildete Welt erfüllten, einen neuen Zustand auf Erden zu schaffen, da wurden sie von den Deutschen zumeist willig als die Führer und Vertreter der Menschheit begrüßt. Die nationalen Schranken schienen zu fallen, zugunsten der Franzosen. Und wie in Frankreich Adelige den Kampf des Bürgerstandes um die Macht nicht nur mitmachten, sondern anführten, so

jubelte in Deutschland nicht nur der Bürgerstand der Revolution zu, sondern bis in die Höfe hinein reichte die Zustimmung. Höchste Würdenträger des Reichs und der Kirche aber verpflegten freigebig die Gegenpartei, die Emigranten, in ihren Ländern und duldeten es, daß die leichtfertige Gesellschaft daselbst den Herren spielte und an Volk und Regierung ihren Übermut ausließ.

Im eigenen Lande es dem Revolutionsvorbild gleichzutun, dazu waren die Deutschen nicht imstande. Die meisten dachten daran auch gar nicht; sie schwärmten und haßten nur mit. Die Jugend, aber sie nicht allein, ahmte das Schauspiel der revolutionären Feste, die Verbrüderungsfeiern, die Klubdebatten nach, sang die Marseillaise und tanzte um Freiheitsbäume. Sogar die französische Trikolore wurde getragen. Die Büsten der Revolutionsmänner erschienen in den deutschen Häusern, und mancher mag dabei so aufmerksam gewesen sein wie die Herzogin von Gotha, die mit den Ereignissen fortschritt und immer die neuesten Helden in ihre Zimmer schaffen und die verdrängten ablösen ließ. Unternehmungslustige reisten nach Frankreich, um dort dabei zu sein. Als es zum Kriege mit Frankreich kam, wurden die französischen Siege willkommen geheißen. Unser Westen war großenteils bereit, von den einrückenden Franzosen den Glückszustand, den sie versprachen, anzunehmen; auch zu Handlungen wurde übergegangen, um den Franzosen vorzuarbeiten. Die Franzosen können heute an diese Erinnerungen anknüpfen.

Justus Hashagen hat in dem Buch „Das Rheinland und die französische Herrschaft" gesammelt, was von Abneigung und Widerstand in den Rheinlanden zu finden war. Da zeigt sich wohl Anhänglichkeit an die bestehenden Staatswesen und Einrichtungen, im allgemeinen eben bei denen, die davon lebten, beim Volk hauptsächlich wegen der Kirche, die durch die Franzosen bedroht war; sonst als vor-

herrschende Stimmung Teilnahmlosigkeit, Ruhebedürfnis. Was uns hier wichtig ist: Äußerungen nationalen Gefühls, davon ist sehr wenig zu sehen. Die am Bestehenden Interessierten suchten den Franzosen einzureden, daß ihre Ideen in den Rheinlanden eigentlich schon verwirklicht seien; die Städte besonders hätten seit alten Zeiten demokratische Einrichtungen usw. Eine Zeitlang arbeitete eine Partei für die Gründung einer besonderen rheinischen Republik, die mit Frankreich verbündet sein sollte, statt einfach ein Teil Frankreichs zu sein. Ihre Vertreter betonten später, daß sie auf Selbständigkeit bedacht, daß sie deutsch gewesen seien; tatsächlich hat die Bewegung nur der französischen Herrschaft geholfen. Ein Vorbild wieder für Vorgänge der Gegenwart! Im Lauf der Zeit wurde das rheinische Volk zum großen Teil wirklich gewonnen durch die französische Verwaltung und das revolutionäre Recht, den Code Napoléon.

Im Jahre 1798 schrieb der Rheinländer Geich: Wer für das alte Reich die Waffen ergreift, verdient den Namen Patriot nicht. Nationalstolz und Nationalhaß gehören nicht zum Patriotismus. Patriot ist nicht der Mann, der nur sein Vaterland liebt; sondern als Kosmopolit muß er die Sache der Menschheit lieben, um auf den Namen eines Patrioten Anspruch machen zu können. Er muß zu dem Ende ein doppeltes Interesse aus den Augen verlieren: das seines Volkes und seiner Person.

In den ersten Begeisterungszeiten der Revolution sind auch Deutsche schwach geworden, die in den Jahrzehnten zuvor sich zum Beruf gemacht hatten, den deutschen Sinn zu pflegen: Klopstock, Schubart. Sie waren beglückt, wenn die „Franken“ sie zu einem Verbrüderungsfest einluden oder zu Ehrenbürgern ernannten. „Franken“, „Neufranken“ nannte man sie jetzt, und unsere Brüder; hatte man gegen sie gesprochen, so waren sie Gallier gewesen. Die Ent-

deckung ihrer Frankennatur hat etwas Komisches dadurch, daß die Franzosen der Revolution sich etwas darauf zugute taten, Gallier zu sein, lateinisch zivilisierte Gallier, während der Adel und das Fürstenhaus, die sie stürzten, die germanischen Eroberer sein sollten, deren Barbarenjoch sie nun abschüttelten. Der Deutsche aber konnte im Einklang abwechselnd die Weltbefreier und ihr herrliches Land und dann die „Germanentapferkeit" der Cherusker und die „Wodanseichen" besingen. Ein Beispiel dafür ist der Schwabe Stäudlin, der Fortsetzer von Schubarts Chronik, die bis zur Revolution „Vaterländische Chronik" geheißen hatte, seitdem aber um das Wort „Vaterland" ärmer geworden war, weil jetzt mehr vom Ausland zu sprechen sei. Von allen diesen Dingen gibt die Schrift von Adolf Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe bei den Schwaben, ein gutes Bild.

Die Enttäuschungen, welche die harmlosen Deutschen seit 1792 mit der Revolution erlebten, halfen zur Besinnung. Die Stimmen derer konnten nun durchdringen, die zum Teil von Anfang an es für ein tolles Unterfangen erklärten, erst eine ganze Staats- und Gesellschaftsordnung zu zerstören und dann nach abstrakten Begriffen eine neue bauen zu wollen, anstatt die alte Ordnung, die doch immer auch ihr Gutes gehabt habe, nach Bedürfnis zu entwickeln. Auch fehlte nicht das Bewußtsein, daß damit deutsche Art der französischen entgegengestellt sei, und der Hinweis auf das verwandte England. Dabei führten besonders nordwestdeutsche (auch schweizerische) Schriftsteller das Wort, in deren Landschaften die jetzt so stürmisch begehrte Selbsttätigkeit des Volkes in Verwaltung und Gericht in mancher Einrichtung lebendig geblieben, ein selbständiger wohlhabender Bauernstand erhalten, „altdeutsche Freiheit" nicht verschollen war. Möserischer Geist! Als das linke Rheinufer unter Fremdherrschaft stand, gab Goethe in „Hermann

und Dorothea" das Bild einer deutschen Art, die sich aus fester Ordnung nicht will ins Wanken bringen lassen, zu besonnener Hilfe bereit ist, nicht „die fürchterliche Bewegung fortleitet", vielmehr die Heimat mit Leib und Leben dagegen verteidigt. Dächten alle so in Deutschland, „so stände die Macht auf gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens".

Unter den Ideen der Revolution, für die sich die Deutschen begeisterten, war auch die des „Vaterlands". Gemeint war ein Vaterland freier Bürger, in dem die „Bürgertugend" sich selbst regierte. Ein Vaterland, das die Deutschen in der Gegenwart besaßen, war das nicht. Zwar ließen deutsche Revolutionsschwärmer sich von den Franzosen dazu anregen, ihr deutsches Vaterland zu besingen. Ebenso hat die Antike dazu angeregt, nicht nur dem Vaterland der Römer, Athener oder Spartaner, sondern auch eigenem Vaterland Begeisterung zu widmen. Das war aber ebenfalls mehr ein Vaterland der Phantasie. Antiker Patriotismus diente ja auch den Franzosen in Phantasie und Stimmung zum Vorbild; aber bei diesen war ein handfester französischer Patriotismus da. Man kann da und dort lesen: das Beispiel der Antike habe unsere Erziehung zur Vaterlandsliebe vorbereiten helfen. Um etwas Wirksames aber kann es sich dabei nicht handeln. Wenn beigefügt wird: das Griechentum sei auch ein warnendes Beispiel dafür gewesen, wie ein uneiniges Volk zugrunde geht, so ist an ernstliche Wirkung hier vollends nicht zu denken. Wie wenig lernen Gebildete sogar an der Vergangenheit des eigenen Volkes! Diese Vorbilder alle mochten Nachdenken, Phantasie, Stimmung anregen, erziehende Kraft hatten sie keine. Auch auf die Wichtigkeit charaktervollen Volkstums für alle Kultur wies das Studium der Antike hin; aber für eine entschiedene Wendung zum deutschen Volkstum machte das nichts aus.

Der Vaterlandsgedanke, der durch die französische Revolution angeregt war, führte den Wahn mit sich, daß er die Völker verbrüdere, anstatt sie zu entzweien. Das war gerade etwas für die Deutschen. Überall tönt es uns entgegen. Da ist Herder in der 5. Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität, 1795, also zu einer Zeit, da es nicht an frischen Erfahrungen fehlte. Zwar sagt er: „Wir wollen Deutsche sein auf eigenem wohlbeschützten Grund und Boden." Aber er hält daran fest: „Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unserer Zeit schwerlich mehr jener wilde Eroberungsgeist sein, der die Geschichte Roms und der Barbaren . . . durchstürmte." Die Nationen wetteifern jetzt in den Geistes- und Kunstkräften! Kabinette, politische Maschinen mögen gegeneinander rücken, nicht Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf; das wäre ärgster Barbarismus! — Zu der Lehre, welche die Franzosen ihren Eroberungen vorausschickten, gehörte, daß die von ihren „Tyrannen" befreiten Völker zwar begeistert für ihr Vaterland einstehen, das sie sich zum Paradies machen, daß sie aber in ihrer Friedfertigkeit und Tugend keine Gefahr sind für das Vaterland anderer, ihrer Brüder — wofern das nämlich ebenfalls „freie" Völker sind.

Im 19. Jahrhundert ist Schiller als Herold unseres vaterländischen Gedankens gefeiert worden. Die Jungfrau von Orleans und der Tell wurden dabei angeführt. Die Schweizer im Tell kämpfen darum, daß sie Selbstherren seien daheim in ihrer kleinen Welt und nach ihren alten Rechten und Bräuchen leben können, daß keine Gewalt von außen in ihre Berge dringe. Kaiser und Reich wollen sie wohl anerkennen: die sind ferne und lassen sie in Ruhe. Wenn man den Vaterlandsgedanken der Schweizer, in den Schiller sich so warm versetzt hat, auf die Verhältnisse in Deutschland anwenden wollte, mußte man eigentlich den

deutschen Sondergeist in ihm finden. Aber der Tell war für uns doch noch etwas anderes, auch wenn Schiller das nicht mit ihm gemeint hat: er war ein mächtiger Weckruf für die Befreiung der Heimat aus der Gewalt des Feindes. Noch reiner war das die Jungfrau von Orleans. Hier ist das Vaterland eine große Monarchie mit glänzender Vergangenheit; die Herzen müssen ihr gehören; an ihre Erhaltung gegen die Fremden muß das Äußerste gesetzt werden. Begeisternd und mahnend lebt diese Gesinnung im Drama. Die mögen recht haben, die immer sagten: wenn Schiller das Jahr 1813 erlebt hätte, er hätte unsere Sache ergriffen. Er war für eine politische Erhebung eher zu begeistern als Goethe; in seinem erhabenen Flug aus dem Erdenhaften war er freilich auch noch weltbürgerlicher als Goethe. Einige Äußerungen gibt es, in denen er deutschen Stolz gegen das siegreiche Ausland gekehrt hat; er gründet ihn auf die Bewährung der Deutschen im Felde der hohen Bildung, der sein Streben gehörte. Jener Vertiefung ins Deutsche, der Goethe in seiner Straßburger Zeit sich hingegeben hat, ist Schiller ferngeblieben, und von den Zügen, die seit der Wiederbelebung der Dürer- und Sachszeit als traulich-deutsch empfunden wurden, hatte er wenig.

Umgekehrt haben die Deutschen des 19. Jahrhunderts an Goethes unpatriotischer Haltung ums Jahr 1813 schweren Anstoß genommen. Manche haben auch zusammengesucht, was möglich war, um zu zeigen, entweder, daß es so arg nicht gewesen sei, ja, daß er im Innersten als Patriot gelten müsse, oder, daß dieser einzige Mann, der aus seiner Welt uns so Außerordentliches geschenkt hat, auf seine Weise genommen werden müsse, und daß wir nicht vergessen dürfen, wie er uns groß gemacht habe. Ernst Moritz Arndt und auch der Freiherr vom Stein ließen sich die Ehrfurcht und Liebe nicht nehmen, als er im Befreiungsjahr so enttäuschend beiseite stand. Sie maßen ihn nicht daran, daß er den Geist

nicht hatte, den sie forderten. Sie fühlten aber auch, daß er eine einzige Offenbarung deutschen Wesens sei. Ludwig Tieck hat von ihm gesagt: „Sowie Goethe nur die Augen auftat und sie andern wieder öffnete, war Deutschland unmittelbar auch da.“ Volk und Vaterland sei durch ihn verklärt und „gleichsam im Bewußtsein erst entstanden und entdeckt“ worden. Nachdem er sich der Antike hingegeben hatte, gab er der deutschen Art auch im antiken Gewande einen herrlich reichen und echten Ausdruck. Als die Fremdherrschaft auf die Höhe ihrer unerträglichen Gewalt stieg, erschien der erste Teil seines Faust. Es war wie ein innerer Sieg des deutschen Wesens und ein Unterpfand seiner Kraft und Zukunft. Zu Goethes Art gehörte, daß er die Schicksale, die aus der großen Politik kamen, eben als Schicksale hinnahm, sich von dem, auf das er keinen Einfluß hatte, im ruhigen Schaffen möglichst nicht stören ließ. Hatte er sich auf einen Zustand eingerichtet, so wünschte er keine Veränderung ins Ungewisse. Wie er aber zu Napoleon sich stellte, und wie er im Jahre 1813 war, dieser Fleck kann nicht weggewaschen werden.

Der Kreis der Romantiker, der in den neunziger Jahren in Jena versammelt war, der das Deutsche in der Art des jungen Goethe oft hervorkehrte, war doch auch nicht patriotisch. Zu dieser Art gehörte erst recht die eigensüchtige das ungebundene Selbst genießende Loslösung von allen festen Lebensordnungen. Staat und Kirche, Ehe, altväterische Ehrbarkeit, alle Ordnung, die Gehorsam verlangt, wurde hier und auch sonst auf den Höhen des geistpflegenden Deutschlands beiseite geschoben. Erst in der weiteren Entwicklung kamen die Romantiker dazu, den Segen dieser bindenden Mächte zu erkennen; in konservativen Anschauungen und bei der katholischen Kirche fanden sie dann Halt. Auch in Hinsicht auf das Geistesleben war dieses Romantikergeschlecht mehr weltbürgerlich als vaterländisch.

Es schweifte so recht losgebunden umher und sog Honig aus den Blüten aller Kulturen. Wir sollten recht allumfassend, aber auch wieder recht eigenartig sein, voll Reichtum und voll Einfalt; dies sei deutsch. In ihrer Überzüchtung und Überfeinerung von Geist, Phantasie und Empfindung widmeten diese Romantiker dem Schlichten und Erdgewachsenen, dem festen Charakter und der einfachen Frömmigkeit einen Kultus. Dabei wurden sie immer wieder auf die deutsche Vergangenheit geführt. Wenn sie die nun priesen, war auch deutscher Stolz dabei. Bezeichnend ist, daß sie sich auch für die italienische Malerei des 15. Jahrhunderts besonders erwärmten; bezeichnend aber auch deswegen, weil diese unserer mittelalterlichen Kunst innerlich verwandt ist. Das Universale bei ihnen, ebenso bei Herder, hat gegenüber dem Nationalen besonders stark und eher schon zu scharf eine Schrift herausgehoben, die eine ausgezeichnete Übersicht über die uns hier beschäftigenden Richtungen vom 18. zum 19. Jahrhundert gibt und die ich bei dieser Gelegenheit empfehle: Alfred Kuhn, die Faustillustrationen des Peter Cornelius in ihrer Beziehung zur deutschen Nationalbewegung der Romantik, 1916.

Mit der Zeit kamen auch patriotische Töne im Gefühl unseres politischen Elends aus diesem Romantikerkreis. 1803 schrieb Friedrich Schlegel in einer Verherrlichung unserer deutschen Ritterzeit: damals habe der Deutsche noch ein Vaterland gehabt, und jetzt sei an Stelle des furor tedesco, von dem italienische Dichter sprachen, und dem deutschen Stolz, den der spanische Begleiter Karls V. bei uns fand, die Geduld unsere erste Nationaltugend geworden. Aber „vielleicht wird der schlummernde Löwe noch einmal erwachen, und vielleicht wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben sollten, die künftige Weltgeschichte noch voll sein von den Taten der Deutschen“. Für die entschiedenere Wendung zum Vaterländischen in der Kunst war dann die Reise

wichtig, die Friedrich Schlegel mit den Brüdern Boisseree im Jahre 1804 von Paris über Belgien nach den Rheinlanden machte, um der alten Kunst nachzugehen. Im übrigen ist die entschieden „vaterländische" Romantik von einem jüngeren Geschlecht getragen. Sie gehört schon in den Zusammenhang der Erhebung gegen die Fremdherrschaft.

Die Zeit, von der wir jetzt noch reden, ist die jener schmählichen Neutralität Norddeutschlands von 1795 bis 1806, die das Aufsteigen Napoleons möglich machte. Unter ihrem Schutz ließen unsere Dichter und Denker ihre Arbeit ausreifen und suchten das Publikum weit weg von der Politik im Reich des Geistes zu versammeln. In diese Zeit gehört eine eigene Anschauung vom Beruf unserer Nation.

Im Angesicht unserer äußeren Lage hatte man das Bedürfnis, überhaupt hervorzukehren, was wir wert seien. Man konnte nun etwa sagen wie Herder, als er (1793) eine Sammlung von Lebensbeschreibungen „erlesener merkwürdiger" Deutscher anregte: „In jeder Provinz Deutschlands leben Männer, die ohne französische Eitelkeit, ohne englischen Glanz, gehorsam, oft leidend, Dinge tun, deren Anblick jedermann schönen und großen Mut einspräche, wenn sie bekannt wären." „Der deutsche Name, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europas erscheinen . . ." Aber es gab noch eine bestimmtere Ansicht über einen besonderen Wert unserer Nation. Sie war imstande, sich sogar mit dem abzufinden, was Lessing gesagt hatte: wir seien überhaupt keine Nation, was man sonst eine Nation nenne. War das nicht richtig? Vor der Welt traten wir wahrhaftig nicht als Nation auf. Und der Nationalcharakter? Lessing hatte gesagt, der scheine darin zu bestehen, daß wir keinen haben wollten. Da kam nun der Gedanke vom reinen

Menschentum als Ziel des Daseins zu Hilfe. Goethe und Schiller sagten in den Xenien, Stück 96, unter der Überschrift „Deutscher Nationalcharakter":

> Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
> Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Wenn nun die Deutschen darauf verzichten, eine Nation wie die anderen zu sein, wenn sie das Nationale überspringen, so sind sie darum doch „etwas für sich". Von da aus ist nur noch ein Schritt zu dem weiteren Gedanken, wir seien eine Nation *über* den anderen Nationen, wir seien — wir, nicht die Franzosen! — *das Menschheitsvolk, das Universalvolk*.

Der Gedanke knüpfte daran an, daß die Deutschen damals die Geistesarbeit einer Völkerwelt sich aneigneten und weit über sie hinausdrangen. Er knüpfte im besonderen noch an die Tätigkeit der Deutschen als Übersetzer aus fremden Sprachen an. Unsere Sprache zeigte — wir lassen Herder reden — „eine unglaubliche Gelenkigkeit, sich dem Ausdrucke, den Wendungen, dem Geist, selbst den Silbenmaßen fremder Nationen" anzupassen. Darin äußerte sich die deutsche Fähigkeit, sich in die Ideen und Empfindungen anderer Völker mit einer Art von Ehrfurcht vor ihrem Genius, mit hingebender Treue zu versetzen und ihre Eigenart aufzufassen. Die Deutschen sind die besten Übersetzer. So soll die deutsche Sprache als Vermittlerin der Ideen aller Völker zur Weltsprache werden, eine Weltliteratur begründen. Das war gerade auch Goethes Gedanke. Weiter schreibt Herder (1796): Wäre auch Nachahmung der Charakter unserer Nation, und wir ahmten nur mit Besonnenheit nach, so gereichte uns das zur Ehre. „Wenn wir von allen Völkern ihr Bestes uns eigen machten, so wären wir unter ihnen das, was der Mensch gegen alle die Neben- und Mitgeschöpfe ist, von denen er Künste gelernt

hat. Er kam zuletzt, sah jedem seine Art ab und übertrifft oder regiert sie alle." Schelling kündigt das schon als Tatsache an: die Deutschen stehen zu den anderen Völkern wie der Mensch zur übrigen Kreatur: die Stufen, die jene in gesonderter Eigenart darstellen, durchlaufen und vereinigen die Deutschen zusammen; sie sind die Potenz der anderen!

Das war eine seltsame Verbindung von Nationalgefühl und Weltbürgersinn, von Selbstbescheidung und höchster Eitelkeit! Und in solche Vorstellungen flüchteten sich die Deutschen vor dem bösen Eindruck, den das politische Elend doch schließlich machte. Ihn nahmen sie am liebsten dadurch von sich, daß sie sich sagten: Deutschlands Aufgabe ist gar nicht materielle Macht, sondern Verwirklichung der Humanität. Ja so sehr wurde gute Miene zum bösen Spiel gemacht, daß gesagt wurde: das Volk, dem diese rein geistige, aber allerhöchste, Aufgabe gesetzt ist, darf nicht durch den Gewinn von Macht und die Versuchung, die darin liegt, abgezogen werden; wer die Welt gewinnt, nimmt Schaden an seiner Seele. Arndt hat 1802 einen Gedanken bekämpfen müssen, den er so wiedergab: der deutschen Nation sei es bestimmt, politisch unterzugehen, um menschlich desto größer zu werden, als Bildner Europas zur Humanität!

Auf dieser Grundlage konnte man sich ja mit den Franzosen recht gut verständigen: sie begründeten mit ihrem Anspruch, die Welt zur Zivilisation zu führen, die Eroberung fremder Länder, die Knechtung und Besteuerung fremder Völker, den Genuß von Macht und Beute — die Deutschen konnten sich mit der Rolle begnügen, die der Poet in dem bekannten Gedicht Schillers hat, der die Aufteilung des irdischen Besitzes verträumt hat, dem es aber vorbebehalten ist, sooft er will, im Himmel zum Besuch zu sein!

Wem fallen da nicht manche weltfremden, kläglichen Betrachtungen ein, mit denen man uns in unserem Zusammen-

bruch hat trösten wollen! Wenn wir sie vergleichen mit dem, was vor 120 Jahren gesagt wurde, müssen sie schon deshalb sehr leicht befunden werden, weil sie sich auf ähnliche Leistungen oder die Fähigkeit dazu gar nicht berufen können. Das Deutschland, das man seit 1918 das neue nennt, muß den Weltberuf zur Sozialisierung usw. erst noch bewähren; die deutsche Geistes-Aristokratie von damals hatte bereits den Beruf zu größten Schöpfungen bewährt.

Einige hervorragende Äußerungen von damals will ich anführen. Die großartigste ist die von Schiller in dem Entwurf zu einem nicht vollendeten Gedicht aus der Zeit nach dem Frieden von Luneville, 1801. „Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich fühlen? . . . Ja, er darfs! . . . Das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruht nie auf dem Haupte seiner Fürsten. Abgesondert von dem Politischen, hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. Sie . . . wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist . . . Indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet." Oder in Versen — an sie ist in letzter Zeit wieder erinnert worden —:

> Stürzte auch in Kriegesflammen
> Deutsches Kaiserreich zusammen —
> Deutsche Größe bleibt bestehn!

Und dann der Vergleich mit den Siegern im Weltringen: Der Brite späht nach Schätzen, der Franzose nach Glanz, dem Deutschen ist das Höchste bestimmt: mit dem Geist der

Welten zu verkehren, in sich einzuschließen, was nur Erhabenes bei fremden Völkern entsprungen ist. „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit."

Ähnlich dichtete Friedrich Schlegel im Jahre 1800:

> In Taten hat uns Gottes Will' umschränkt,
> Die Kraft der Kunst gewährt er sonder Bitte.
>
> — — — — — — — — — — — — —
>
> Europas Geist erlosch; in Deutschland fließt
> Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken.
> Sind wahrhaft deutsch; die Heldenschar ergießt
> Sich überall, erhebt den raschen Franken,
> Den Italiener zur Natur — — —.
> Des Geistes heiligen Krieg kämpft treu wie Ritter!

Es berührt geradezu peinlich, wie hier die Bilder von Krieg und Heldentaten auftauchen sozusagen zum Ersatz für das, was verloren war, verloren, weil die Flucht vor dem Kriege und der Mangel an Heldensinn es verloren gegeben hatte! Dann vom selben Schlegel die Mahnung: nicht in die politische Welt sollen wir unsere heiligsten Kräfte „verschleudern", sondern in die göttliche Welt der Wissenschaft und der Kunst unser Innerstes hingeben; hier möge die Eroberungslust, die einst unsere Scharen über die Alpen trieb, sich frei ergehen, und — wie der Bruder, August Wilhelm Schlegel, beifügte: auf friedlichen Streifzügen bringen wir poetische Beute heim!

Endlich Novalis mit einem Ausspruch ganz in der Art von Schillers Entwurf: „Deutschland geht einen langsamen, aber sicheren Gang vor den übrigen europäischen Ländern voraus. Während diese durch Krieg, Spekulation und Parteigeist beschäftigt sind, bildet sich der Deutsche mit allem Fleiß zum Genossen einer höheren Epoche der Kultur, und dieser Vorschritt muß ihm ein großes Übergewicht über die anderen im Laufe der Zeiten geben." Derselbe Novalis

hat den Begriff der „Deutschheit" so ins abstrakte verflüchtigt, daß damit ein allgemeiner Menschencharakter bezeichnet war, der nicht zu haften braucht an einem bestimmten Volk allein. „Deutsche gibt es überall", sagt er ausdrücklich. Ein Ansatz dazu liegt übrigens auch in den Versen Schlegels, die ich eben anführte: Deutschheit strömt ein in anderes Volkstum, das aus ihren Quellen trinkt.

Den hohen Gedanken der geistig Hervorragenden entsprach im werktäglichen Deutschland eine Gesinnung, gemischt aus Gleichgültigkeit und allerlei Illusionen und, wo das politische Verderben seinen Eindruck machte, der Bereitschaft, sich mit ihm als einem unabwendbaren Schicksal so oder so abzufinden. Eine Nation, die so gesinnt war, brauchte ja wohl die furchtbare Erfahrung, daß die brutale Gewalt eines anderen, kriegerischen Volkes das Kartenhaus ihres privaten Daseins zusammenschlug und auf den Bewohnern, den „Bildnern zur Humanität", herumtrat!

Ein paar Jahre vor 1806 hielt **August Wilhelm Schlegel** in Berlin Vorlesungen über Literatur, in die er eine Betrachtung „über die Verhältnisse Deutschlands zum übrigen Europa und über echtes und unechtes Nationalgefühl" einfügte. Man hat sich, sagte er da, darüber ereifert, daß die Deutschen das Fremde vermeintlich über Verdienst vorzögen, und hat ihnen als Mittel dagegen eine tüchtige Dosis Nationalstolz eingeben wollen. „Ist es denn ein so großer Mangel, keinen Nationalstolz zu haben? Sehen wir nicht, daß er bei anderen Völkern häufig auf Einseitigkeit, Beschränktheit, ja auf bloßen Einbildungen beruht? Wenn nun dagegen das Unbewußtsein der eigenen Vorzüge, die Unbekümmertheit um sich selbst, die Bescheidenheit und Demut echt deutsche Züge wären? Ja, sagt man, die Ausländer lassen uns keine Gerechtigkeit widerfahren; wir wollen es ihnen also vergelten oder sie wenigstens nicht überschätzen. Was kann es uns verschlagen,

wenn wir Vortreffliches besitzen, ob es andere auch wissen und . . . darüber erstaunen?" Unter zweien ist der der Überlegene, der den anderen versteht. Die deutschere Gesinnung ist, „gar nicht zu fragen, ob etwas deutsch oder etwas ausländisch, sondern ob es echt, groß und gediegen sei." „Universalität, Kosmopolitismus ist die wahre deutsche Eigentümlichkeit." Sie muß in der Folge die Überlegenheit auf unsere Seite bringen.

Universalität ist die wahre deutsche Eigentümlichkeit — in diesem Satz ist doch schließlich zusammengefaßt, was auf der Höhe des Zeitalters von Weimar und Jena über deutsche Art und deutschen Beruf gedacht worden ist. Unmittelbar daran knüpft Wilhelm Schlegel die Hoffnung: die Zeit werde nicht so gar fern sein, wo das Deutsche „allgemeines Organ der Mitteilung für die gebildeten Nationen sein" werde, Erbe der lateinischen Weltsprache und Weltkultur, friedlicher Nachfolger des auf Krieg, Gewalt, Eigennutz gestellten römischen Weltreichs.

Wilhelm Schlegel weiß aber noch eine merkwürdige geschichtliche Begründung für diese universale Stellung der Deutschen; wenige Jahre nachher tritt sie ähnlich wieder bei Fichte auf, in den stolzen Reden an die deutsche Nation, hier mit wirklicher Verachtung der anderen Völker. Es ist der gewagte Gedanke, daß die „neulateinischen Völker" — die Romanen, sagen wir — von den Deutschen abstammen. Die Wanderungen der Germanen haben die neuen Nationen des Abendlandes geschaffen. Deutschland darf sich als das Mutterland Europas fühlen. Die resignierte Betrachtung, die sich an dies Bild knüpft, darf man wohl nicht zu ernst nehmen; etwas überlegener Humor wird darin sein. Schlegel sagt nämlich: Daß die Mutter so vieler blühender Kinder, durch ihre Fruchtbarkeit erschöpft, alterte und kraftlos wurde, ist nicht zu verwundern. Aus

dem alten Stamm sind Zweige mit Blüten und Früchten erwachsen; die wollen wir als Erzeugnisse unseres eigenen Wesens ansehen; auf sie wollen wir unseren vaterländischen Stolz ausdehnen; dann gehören sie uns!

Es war eine sinnvolle Fügung und Mahnung, daß im Gelände gerade von Weimar und Jena die Schlacht geschlagen wurde, die in unserer Erinnerung das eigentliche Denkmal des Zusammensturzes ist. Am Tage vor der Schlacht, als die Franzosen Jena besetzten, schrieb Hegel von dort aus, wo er eben seine „Phänomenologie" abschloß: „Wie ich schon früher tat, wünschen nun alle der französischen Armee Glück ... Den Kaiser, diese Weltseele, sah ich durch die Stadt ... hinausreiten. Es ist in der Tat eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier auf e i n e n Punkt konzentriert, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht." Ein Vierteljahr später sieht er in der Geschichte des Tages den überzeugenden Beweis, „daß Bildung über Roheit und der Geist über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davonträgt". Der Oldenburger Rickfels schreibt nach der Schlacht in der Zeitschrift „Minerva": „Mögen wir auch aufhören eine Nation im politischen Sinne zu sein, uns wird der Übertritt in andere Verhältnisse ... nie so schmerzhaft werden wie einem anderen Volke", denn wir haben „einen weltbürgerlichen Charakter".

3.

Erhebung aus der Fremdherrschaft, Besinnung auf deutsches Vaterland und Volkstum.

Die Erhebung von 1813 ist eine unserer allergrößten Erinnerungen. Sie geschah mit einer tiefen Wandlung und Erneuerung des Geistes. Ihr Boden war Preußen, das zusammengebrochene, zerstückelte, geknechtete, ausgesogene. Der altpreußische Geist trug nun seine Frucht, der Sinn eines kräftigen, von den großen Hohenzollern erzogenen Volkes. Männer aus allen Teilen Deutschlands griffen aber als Führer der preußischen Erhebung ein und gaben ihr den deutschen Gehalt und die Richtung auf das allgemeine deutsche Vaterland. Alle Kräfte der deutschen Bildung mußten mithelfen. Es wurden aber auch alle Volksschichten in Preußen erfaßt. Hatten die Führer noch immer viel über Kleinmut, Trägheit, Selbstsucht zu klagen, so darf man doch die Erhebung Preußens eine einmütige nennen.

Andere Teile Norddeutschlands schlossen sich an. Österreich, Sachsen, Süddeutschland und die Rheinlande sind nicht oder wenig erfaßt worden. Die vorübergehende österreichische Erhebung von 1809 hatte den nationaldeutschen Gehalt nicht. Die Gebildeten allerdings in diesen Ländern, von denen ein Teil schon früh der guten Sache zugetan war, wuchsen mit der Zeit mehr oder weniger in den Geist von 1813 hinein; die Erinnerung an die preußische Erhebung

wurde fortan wie eine gemeinsam deutsche gepflegt. Aber was den Ländern abging, die an der Erhebung nicht teilgenommen hatten, das hat noch nicht einmal das Jahr 1870, das hat eigentlich erst der letzte Krieg ausgeglichen.

Die Westdeutschen haben sich vor 1813 unter der französischen Herrschaft alles in allem zu wohl befunden, und die Süddeutschen im Rheinbund nicht schlecht genug. Die Hauptstaaten Süddeutschlands waren unter ihren einheimischen Regierungen vergrößert und nahmen an Napoléons Ruhm teil. Da sonnte man sich daran, zu ihm zu gehören, rief ihn als Führer und Wohltäter Europas aus, und verkündete gar, daß er die alte deutsche Zwietracht beende, den Frieden in Deutschland sichere und es zur Unabhängigkeit führe. Angesehene Verleger ließen schmachvolle Verherrlichungen Napoleons drucken. Was da möglich war, mag der Aufsatz „Über Deutschlands politische Interessen" in Cottas Europäischen Annalen im ersten Stück von 1807 zeigen. Das Buch von Nikolaus Vogt „Die deutsche Nation und ihre Schicksale" kam zu der Aufforderung an die Deutschen: „küßt darum die Hand, welche euch lehrt einig zu sein, als Gotteshand!" Altbayern waren stolz zu entdecken, ihr Volk sei den Franzosen blutsverwandt; denn es sollte von den keltischen Bojern abstammen. Höfe, Behörden, Gelehrte als Festredner wetteiferten in byzantinischer Schmeichelei. Im Norden galt solches dem elenden Jérome. Aber die Länder, die ihn zum Herrn bekommen hatten, wurden reif zur Teilnahme an der Erhebung. Auch im Staat Friedrichs des Großen war bekanntlich im Schmachjahr 1806 ehrlose Gesinnung verbreitet; aber bald wurde es anders.

Geschichtschreiber der Länder, die auch während des Freiheitskrieges mit Ausnahme kleiner Kreise keinen vaterländischen Eifer hatten, haben zu zeigen gesucht, daß die Gesinnung der deutschen Sache doch günstiger gewesen sei

als sie unter dem Rheinbundregiment habe zum Ausdruck kommen können. Sobald es sich aber darum handelt, nicht bloß Unzufriedenheit mit den Lasten und dem Zwang der Rheinbundszeit, sondern Entschlossenheit zur Befreiung und deutsches Bewußtsein zu finden, kommt ganz wenig heraus. Durch kühne Urteile („die Haltung der bayerischen Bevölkerung war national") kann nicht zugedeckt werden, daß die Haltung Süddeutschlands in der Hauptsache aus Sondergeist und Gesinnungslosigkeit zusammengesetzt war.

Die Preußen schlugen sich für Haus und Herd und ihren König. Die Verbindung preußischer Vaterlandsliebe mit bewußt deutschem Geist war natürlich Sache der Gebildeten. Offiziere und Beamte, besonders des jüngeren Geschlechts, Gelehrte und Lehrer an Hochschulen und höheren Bildungsanstalten, und sonst Männer aus der Bürgerschaft fanden sich darin zusammen, Berufsstände, die sich bisher keineswegs nahe gestanden hatten. In kleinen Kreisen ist früh der Gedanke entstanden, durch ganz Deutschland einen Patriotenbund zusammenzubringen, der der Einigung vorzuarbeiten hätte. Solche Vereinigungen von Patrioten waren als Herde frühzeitiger Erhebungspläne der Regierung unerwünscht. Die Jahre 1809 und 1812 haben gezeigt, wie gegenüber einer zögernden und bedenklichen Regierung eifrige Patrioten einen Geist revolutionärer Selbsthilfe hatten.

Viele Deutschen haben damals erst im Ernst das Vaterland entdeckt — was wir als Vaterland verstehen: die große politische Ordnung und Gemeinschaft eines geschichtlich zusammengewachsenen Volkes, die Haus und Herd schützt, mit der Leben und Ehre des einzelnen verwachsen ist, für die Gut und Blut eingesetzt werden muß. Das Vaterland, das verraten ist, wenn der einzelne denkt: ubi bene, ibi patria, dem Treue zu halten auch dann Ge-

bot ist, wenn es dem Treuen schlecht dabei geht. Das Vaterland, in dem alles eingeschlossen ist, was dem einzelnen teuer ist: Eltern, Weib und Kind, der Glaube und die Sitte der Väter, alle guten Geister des eigenen Volkes. Denn zum Vaterland gehört, was wir seit diesen Zeiten mit dem Worte Jahns Volkstum nennen; auch das haben viele damals recht eigentlich entdeckt — wir sprechen davon besonders.

Zunächst also: das Vaterland. In Deutschland muß gefragt werden: welches Land denn? Arndts Lied stellte die Frage — ist's Preußenland? ist's Bayernland? — und gab die Antwort: das ganze Deutschland solles sein! Und mit welchen Grenzen? alles Land, „soweit die deutsche Zunge klingt"! Der Boden der Nation, die unter dem Zeichen der Sprache zusammengehört. Welche Grenzfragen sich danach auftaten, was für Deutschland begehrt wurde, soll uns vorläufig nicht beschäftigen. Die Hauptsache ist, daß in den Deutschen der Gedanke des deutschen Vaterlandes, in den sich die Deutschen (wie Dietrich Schäfer einmal sagt) mit Arndts Lied hineingesungen haben, nun Kraft gewann. Wohl war dem Preußen zunächst sein Staat das Vaterland, der von Napoleon zerstückte und mißhandelte; aber das Bewußtsein, daß Preußen und Deutschland zusammengehören, mit dem preußischen Vaterland ein deutsches verbunden sei, war durch die Erhebung geweckt. Es war in den Tagen Napoleons zu klar geworden, wie Preußen und Deutschland miteinander standen und fielen.

Das deutsche Vaterland war aber etwas, das erst geschaffen werden mußte. Der deutsche Vaterlandsgedanke bedeutet das Streben nach deutscher Einheit und Macht. Daß dies der Nation zum Leben notwendig sei, das eben wurde nun begriffen. Für den Geist von Weimar und Jena war es eine denkwürdige Erkenntnis, die einer

der Seinen, Wilhelm von Humboldt, 1813 aussprach: Nur eine nach außen starke Nation bewahrt den Geist in sich, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen, und nährt das Selbstgefühl, das ihr notwendig ist.

Weiter: während des Kampfes um die Befreiung wurde der Sinn dafür wach, daß Größe, Heldentum, Bewährung des Mannes nicht mehr nur im Privatleben, in der Friedensarbeit, in geistigen Leistungen, sondern ganz besonders im Staatsleben und im Krieg zu suchen sei. Hatte Wilhelm Schlegel im Winter 1803/4 gesagt, gegenwärtig seien — notgedrungen — nur solche, die in Kunst und Wissenschaft etwas leisten, die Männer der Nation, so wurden jetzt die Führer im Freiheitskrieg die Männer der Nation, und da war weit vorn die Gestalt des Recken Blücher — über die Maßen unliterarisch!

Dann: welche Gewalt hatte der Gedanke der Freiheit seit dem 18. Jahrhundert über die Geister! Freiheit der Person und des Eigentums — angeblich ein Recht, das der Mensch mit seiner Geburt empfängt —, Freiheit in Handel und Wandel, Freiheit für das Bekennen der eigenen Meinung, und schließlich auf der Höhe der deutschen Philosophie die sittliche Freiheit in dem Sinne, daß der einzelne nach dem Gebot seiner ewigen Bestimmung leben und wirken kann. Nun war die Freiheit, von der am meisten gesprochen wurde, die Freiheit des Vaterlandes; sie erst konnte dem einzelnen gewähren, was er an Freiheit begehrte. Und um sie zu erstreiten, mußte der einzelne dem Vaterland dienen; er mußte Leben und Freiheit im Kriege daran wagen. In diesem Sinne, wohl verstanden!, werden „Vaterland und Freiheit" zusammen genannt und werden das Heiligste auf Erden genannt. Im Jahr 1808 hielt Heinrich Luden in Jena Vorlesungen über das Studium der vaterländischen Geschichte; französische Soldaten hielten an der Türe des Hörsaals Wache, und Spione schrieben nach;

und da rief er den Hörern zu: die größte Ehre wie das größte Glück eines Volkes sei, frei in seiner Eigenart dazustehen, jedem Feinde trotzend; die größte Schande wie das größte Unglück: einem anderen Volke dienen und fremde Eigenart fördern zu müssen.

Besonders bedeutsam ist die Wendung, die Fichtes Gedanken genommen hatten, als er 1807/8 im besetzten Berlin die berühmten Reden an die deutsche Nation hielt. Noch vor wenig Jahren hatte er auf die Frage, welches denn das Vaterland des zur geistigen Höhe emporgebildeten Europäers sein müsse, die Antwort gegeben: im allgemeinen Europa, im besonderen in jedem Zeitalter der Staat, „der auf der Höhe der Kultur steht". Wer einen gesunkenen Staat als sein Vaterland behalten mag, nur weil da seine Heimat ist — gut, der behalte, was ihm gemäß ist: „der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht." Das besagte: auch der Deutsche muß die französischen Erfolge willkommen heißen. Gerade Fichte hat die Wege Frankreichs unter der Revolution und Napoleon begleitet mit Gedanken, die ihnen eine Rechtfertigung im Namen der höchsten Ideen gaben. Nun aber, als Deutschland die Beute der angeblichen französischen Weltsendung geworden war, da erfüllte er seine Deutschen mit dem Gedanken der deutschen Weltsendung und rief sie auf, daran ihre Kraft zu setzen, und so deutlich, als es unter den Augen des Feindes möglich war — der tapfere Mann war damals auf alles gefaßt —, mahnte er zum Kampf für die Befreiung. Wie anders als früher lautete es, wenn er seine Zuhörer damit begrüßte, daß sie ihm Vertreter seiner Nation seien, „die geliebten Nationalzüge" ihm vergegenwärtigten, und daß es jetzt gelte, Deutsche schlechtweg zu sein, alles Trennende wegzuwerfen, das unselige Ereignisse seit Jahrhunderten zwischen die eine Nation gesetzt haben, und wenn er die Vaterlandsliebe ver-

herrlichte und sagte, die Deutschen müßten gegen die Welt, die auf ihre Kosten ihre Kämpfe ausficht, sich einig auf sich selbst stellen!

Er begründet seine Forderung allerdings durchaus mit dem Glauben, daß die Deutschen eine ganz überragende universale Bestimmung haben. Ist es nicht, wie Treitschke sagt: nur durch die Überhebung konnte ein Geschlecht wie dieses wieder zur rechten Schätzung des Heimatlichen, zum nationalen Selbstgefühl gelangen? Erst hatte die Überhebung, vermischt mit einem weitherzigen Verzicht (wie bei den Romantikern um 1800) innerlich hinweghelfen sollen über eine übermächtige Wirklichkeit; nun sollte sie zum Kampf stark machen. Bei Fichte ging es ohne eine großartige Überhebung schon gar nicht.

Die Deutschen sollen ein Reich der wahren Freiheit, des wahren Rechts, des wahren Lebens errichten, das sich dann über die Welt ausbreiten muß. Den geknechteten Deutschen weist er damit die Aufgabe zu, zu vollbringen, was die siegreichen Franzosen verfälscht haben. Die Kraft dazu sollen sie im Kampf gegen die Franzosen gewinnen. Dann werden sie die Welt erneuern; die Welt wartet auf sie. Um den Glauben und Willen zu stärken, dazu dient Fichte die kühne Ansicht, daß die Kraftquellen des Abendlandes überhaupt im deutschen Volke liegen. Zu einem großen Teil stammt die neuere Menschheit von uns ab, und sie hat von uns „Religion und jedwede Bildung" erhalten. Wir sind *das Urvolk* in der abendländischen Völkergesellschaft, „das Volk schlechtweg", das einzige große Volk, das noch seine eigene Sprache spricht; denn die anderen, die „neulateinischen" Völker, auch die Engländer sehr wesentlich, haben ihre Muttersprache hingegeben gegen eine fremde; wie aber kann man ein wahres und schöpferisches geistiges Leben haben, wenn man die Dinge mit Sinnbildern benennt, die man sich von außen geben läßt! Diese anderen

nehmen denn auch die geistigen Dinge nicht bis auf den Grund ernst; eigentlich lassen sie nur ihren Verstand und ihre Virtuosität daran wie an einem Spiel sich üben. Auch wir haben uns dazu von ihnen anstecken lassen, während es doch unsere Sache ist, das Geistige mit dem ganzen Menschen, mit dem Gemüt zu ergreifen, wie wir es in der Reformation und jetzt in der Philosophie bewährt haben. Auch mit den Staatsaufgaben wird es so sein: die anderen mochten anregen und Versuche machen: den wahren Staat gründen kann nur der Deutsche. Die anderen versuchten es mit starren Regeln, mechanischer Ordnung — mit etwas Totem als Grundlage! —; auch wir haben das nachgeahmt, mit unserer Gründlichkeit sogar unsere Vorbilder übertroffen; aber wir haben das Gefühl, dabei nicht auf dem rechten Wege zu sein; nur indem wir unser innerstes Wesen entwickeln, können wir die wahre Lebensordnung schaffen. Unter unserem Wesen aber, der Deutschheit, verstand Fichte nichts anderes als den tiefsten Gehalt des Menschlichen. Das muß zur vollen Freiheit, was zugleich Herrschaft über das Leben bedeutet, entwickelt werden. Es muß unser Charakter werden; nur in uns sind die Elemente dafür noch echt. In diesen Zusammenhang gehört das vielberufene Wort: „wir müssen . . . uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend."

Solche universalen Ziele hatte auch der Plan zur Nationalerziehung, den der Philosoph vortrug. Es ist die Erziehung für ein Leben, in dem die Gesamtheit jeden einzelnen zugleich dazu frei macht und nötigt, nach seinen Kräften einer Aufgabe zu leben — die wahre Freiheit und die wahre Gleichheit. Das ist auch, was Fichte 1813 vom König von Preußen will, wenn er aus ihm einen „Zwingherrn zur Deutschheit" machen möchte, was er übrigens 1806 schon gemeint hatte mit dem Wort, der Sinn eines

preußischen Patriotismus müsse sein das Streben, daß im preußischen Staat am vollendetsten der deutsche Nationalcharakter hervortrete, daß er von Preußen aus über Deutschland, von Deutschland über die Welt sich verbreite. In den Reden sagte er zwar mit einem Seitenblick auf die Franzosen, die er nicht nennen konnte: die Deutschen wollen nur ihre Art bewahren; sie gönnen anderen die ihrige; sie meinen nicht, andere nach ihrem Bilde zuschneiden zu müssen. Und außerdem sagte er: von den Gütern der Welt, um die die Völker sich zanken, der überseeischen Beute, der Herrschaft über die Meere, wollen und brauchen wir nichts. Ja, aber in den Dingen, auf die es ihm ankam, hatte er ein gewaltiges Ausdehnungsstreben. Wieweit er für die Ausbreitung der Deutschheit auch andere Mittel als geistige anwenden würde, dies zu zeigen, kam er nicht in die Lage. Sein Staat, dessen Bild er aus seinen Begriffen in erhabener Verstiegenheit entwarf, hätte sich mit den Menschen dieser Erde nicht verwirklichen lassen. Der Wert seiner Reden an die Nation lag in der Gesinnung, welche dieser gewaltige Charakter seinen Hörern mitteilte.

Für uns aber, die der Geschichte des deutschen Gedankens nachgehen, ist es denkwürdig, daß der Philosoph nur eben in seinen Deutschen die Organe zu finden meinte und finden wollte, um seine Ideen zu verwirklichen. Und wenn er es auch nicht zugeben mochte: da wirkte doch die einfache Anhänglichkeit an Heimat, Vaterland, eigenes Volk in ihm, ein Gefühl von der Art, wie der Mensch es für seine Familie hat. Dieses Gefühl aber empfing die höhere Rechtfertigung, die es bei Fichte nötig hatte, durch des Philosophen Ideen. So sagte er auch in diesen Reden, ganz im Kreise seiner Gedanken: die wahre Vaterlandsliebe sei ein religiöses Gefühl: Liebe zum Wesen des eigenen Volkes als des Trägers göttlicher Kraft und einer ewigen Bestimmung; der Mensch könne ja doch nichts, auch nicht sich

selbst, lieben, ja nicht einmal achten, wenn er nicht, was er lieben solle, als etwas Ewiges erfassen könne.

Auch bei anderen Führern der Erhebung hatte das Nationalgefühl solchen Inhalt von *universalen* Gedanken. Uns ist das neuerdings durch die feinen Untersuchungen von Friedrich Meinecke in dem Buch „Weltbürgertum und Nationalstaat" vertraut geworden. Es war ein Vermächtnis des 18. Jahrhunderts. Wem die Ausbildung des einzelnen zur Humanität, im Sinne von Herder, Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt, der Zweck des Lebens war, und wer dabei am Vaterländischen vorbeigegangen war, nun aber es neu entdeckte, der wollte im Vaterländischen zugleich das höchste Menschliche finden. So gab sich Wilhelm von Humboldt gern Rechenschaft darüber, warum eigentlich *seine* Nation besondere Hingabe verdiene. Echt deutsch! Und da mag man sich denken, wie es ihm für sein vaterländisches Empfinden von Bedeutung war, wenn er beispielsweise auf seinem eigensten Geistesgebiet einen Gedanken gewann wie den, der in das große Wort gefaßt ist: unsere Sprache sei der einzige Schlüssel der Menschheit, und nur als Fremder sie erlernen, tue es nicht; man müsse in ihr geboren sein; dann könne man auch Fremdes fassen wie Eigenes. Je trauriger die Wirklichkeit noch war, desto mehr wappneten sich die Patrioten gegen sie mit hoch gegriffenen Gedanken über Wert und Bestimmung der Deutschen. Arndt rief seinem vergewaltigten Volke zu: „Du wirst den leuchtenden Reigen des beginnenden Jahrhunderts anführen . . . Du bist der Geist und die Seele der neuen Geschichte." Besonders soll das Volk der Reformation den Beruf haben, ein neues lebendiges Christentum in die Welt einzuführen. Die *christlichen* Gedanken verwoben sich in dieser Zeit, in der sie so kraftvoll erneuert wurden, mit den nationalen. So war es besonders bei Arndt. Gott, Vaterland, Freiheit ge-

hörten zusammen. Die christliche Frömmigkeit stärkte und weihte die Vaterlandsliebe. Und wie in kriegerischen Zeiten das Christentum gern alttestamentlichen Charakter trägt, so hegte man auch die Vorstellung, die Deutschen seien ein auserwähltes Volk Gottes. Friedrich Perthes sprach das 1807 geradeso aus. Auch hat man damals, in der Entrüstung über die welschen Weltherren, höchste Tugenden, mit denen man sich ihnen überlegen fühlte, so recht als deutsche Tugenden in Anspruch genommen. Nach Arndt ist Deutschland da,

> Wo Eide schwört der Druck der Hand,
> Wo Treue hell im Auge blitzt,
> Wo Liebe warm im Herzen sitzt.

Mit Betonung wurde von nun an von deutscher Treue, deutscher Tiefe, deutschem Ernst, deutschem Gemüt gesprochen. Es wurde auch von deutschem Glauben gesprochen und nicht zuletzt vom deutschen Gott. Damit war nicht nur in der Art des Alten Testaments der Gott, zu dem unsere Väter gebetet und der unser Volk bisher geführt, angerufen, daß er uns weiter helfe: das merkwürdige Wort sagte mehr.

Adalbert Wahl hat einmal darauf hingewiesen, wie dieses Wort, zumal in der vollen Form „der alte deutsche Gott" drei wesentliche Elemente der „Ideen von 1813" anschaulich mache: das lebendig gewordene Nationalgefühl, die Hinwendung zur Frömmigkeit der alten Zeit, und in und mit beidem den erwachten Sinn für das geschichtlich Überlieferte. In unserem Zusammenhang sehen wir besonders auf die Verbindung des Nationalen mit dem Universalen, dem Christlichen. Das Alleruniversalste, Allererhabenste wird in Anspruch genommen als nationales Gut. Die Deutschen haben die Kraft gehabt, es sich zu eigen zu machen. Man kann an das Schillerwort er-

innern: Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron! Sie wird euer Gott! Andererseits ist die Meinung auch die, daß die Erkenntnis des Höchsten und seine Auswirkung im Menschenleben verschieden sei nach der Eigenart der Menschen. Der Sinn aber fürs Eigenartige, Persönliche wurde nun gerade der Volksgemeinschaft zugewendet. Jedes Volk hat seine Art und seinen Gott. Der Gott des „deutschen Glaubens" ist ein besonderer Gott, und die Meinung dabei ist: die Kräfte, die im deutschen Wesen liegen — die Gott hineingelegt hat — haben eine besonders tiefe Gotteserkenntnis und Gemeinschaft mit Gott gebracht.

Wir sind hier zugleich bei dem neuen Verständnis des eigenen „Volksgeistes" und „Volkstums" angelangt. Wir sagten ja: mit der Idee des deutschen Vaterlandes war es die des deutschen Volkstums, was nun weithin den Menschen als eine Entdeckung aufging. Eins war ihnen unzertrennlich vom andern; Fichte erklärte sogar die Vaterlandsliebe als Liebe zum Volksgeist. Diese Zeit ging ja viel mehr vom lebendigen Menschen aus, als von den Lebensordnungen, in denen er stand. Die von Rousseau herkommende Richtung suchte gerade das einfache Volk auf. In dem Erbe der Vergangenheit wurde dieses Volkes Geist als allem innewohnende und schöpferische Kraft erkannt. Es war dasselbe Volk, das nun Jahn und dann die Brüder Grimm in den Bauern der deutschen Heimat fanden, von denen sie Schätze der deutschen Sprache und Sage empfingen. Man erinnerte daran, daß das Wort deutsch der Wurzel nach nichts anderes als volkstümlich bedeutet: deutsch sein, hieß also: sein wie das Volk der Heimat ist. Man wollte dabei recht viel Natur- und Erdgeschmack, und zwar von der eigenen Heimat. Mit dem allgemeinen, noch mehr abstrakt denkenden Kultus der Natur und des armen Volkes, den Rousseau aufgebracht hatte,

verband sich der neue Sinn fürs konkrete Eigene, Unterschiedene, auf diesem und keinem fremden Boden Gewachsene. Jahn mit seiner Turngemeinde, einfach und rauh, erinnert sehr wohl an die Rousseau- und Robinsonjünger des 18. Jahrhunderts; aber er unterscheidet sich dadurch von ihnen, daß er mit Betonung deutsch sein wollte. Nicht mehr auf Menschheit, auf Deutschheit komme es an. Uhland schrieb 1809: er wolle seine Bildung aus dem Stamm des deutschen Vaterlandes erwachsen lassen. In die hohe Sphäre der Geistesbildung strömte das Alt-Volkstümliche nun immer voller ein.

Die Deutschen gewannen Geschmack an der Scheidung der Menschheit in unterschiedene Völker; sie bekannten sich zu der Einseitigkeit, die dazu gehörte. Zwar wurde für unsere Eigenart fortgesetzt ihre Vielseitigkeit, mit der sie andere Volksgeister in sich versammle, gelobt. Aber unserer universalen Aufgabe sollte gerade eine Besonderheit im Charakter dienen. Arndt schrieb 1813 von den „Allerweltsvölkern", die das „besondere und eigentümliche Gepräge" verlieren und „neutralisiert" werden. Gott habe Verschiedenheit auf der Erde gepflanzt. Nichts langweiliger als eine Gesellschaft, in der alles die gleichen Ansichten und den gleichen Ton haben wolle. Gerade weil die Deutschen in die Mitte des Weltteils gesetzt, zu Vermittlern unter den Völkern berufen seien, Mittelpunkt der Entwicklung und Aussender des Geistes sein sollen, müssen sie drei- und vierfache Bollwerke um sich aufführen, um nicht durch Zuflüsse von allen Seiten verwaschen zu werden. Sie dürfen ihre Gestalt und ihr Gepräge nicht verschleifen, sonst können sie nichts gestalten und bilden. Und das hieß besonders: sie müssen das Heiligtum ihrer Sprache reinhalten, ja erst entdecken und pflegen, diesen versunkenen Schatz, dessen Edelgehalt und Fülle sie gar noch nicht kennen.

Besonders Jahn hat sich bekanntlich dem gewidmet, die deutsche Sprache von jedem Fremdwort zu reinigen und aus ihrem eigenen Gut zu bereichern; höchst kenntnisreich und äußerst fruchtbar, mit Sprachsinn und mit Geschmacklosigkeit zugleich, wunderlich oft, wendete er den Reichtum und die schöpferische Bildsamkeit unserer Sprache an. Auch Arndt geriet ins Spielerische; aber herrlich ist in seiner besten Zeit die Fülle, Quellfrische und Gedrungenheit seiner Rede. Alsdann sind Jakob Grimm und Uhland zu Meistern echter und edler deutscher Prosa geworden; sie sollten schon um deswillen gelesen werden. Die Herrlichkeit unserer Sprache zu zeigen, war nunmehr eine wichtigste Betätigung vaterländischen Sinnes.

Unsere Sprache ward völlig erkannt als Halt und Gewähr für deutsche Gesinnung, und damit für unsere Erhaltung bis zu der Zeit, da die Fremdherrschaft abgeworfen wurde. In der Sprache redete die Dichtung, die als tiefster Wesensausdruck unseres Geistes verstanden ward. „Zu diesem unsichtbaren Tempel bahnt kein Schwert den Weg“, schrieb der Historiker Heeren 1810 in Friedrich Perthes Vaterländischem Museum, der Zeitschrift, die alte deutsche Sitte, deutsches Recht, deutsche Kunst in Erinnerung bringen und Männern, die wegen ihrer deutschen Gesinnung verfolgt wurden, einigen Unterhalt gewähren sollte; sie hatte ein kurzes Leben; sie mußte der Fremdherrschaft weichen. Heute klingt es fast unglaublich, daß unser Freiherr vom Stein nach adeliger Sitte an Frau und Kinder weiter französisch schreiben mochte, da doch z. B. Wilhelm von Humboldt seine deutschen Sätze nicht mit französischen Buchstaben — wie er sie nennt — schreiben wollte, da sich „recht herzlich nur deutsch schreiben“ läßt.

Viele hätten auch gern gesehen, daß das Gewand, in dem die Deutschen gingen, deutsch sei; aber die Versuche, eine deutsche Tracht zu finden, sind nicht glücklich

gewesen. Jahns deutscher Rock mit dem breit umgelegten Leinenkragen hat sich doch bei der Burschenschaft verbreitet. In Frankfurt a. M. wurde eine Zeitlang von vielen Männern und Frauen eine sogenannte Nationaltracht getragen. Auch für vaterländische Feste in volkstümlichem, deutschem Gewand hat mancher Entwürfe gemacht. In diesen Dingen aber, wo äußere Formen für das Leben zu finden waren, zeigte sich der Deutsche nicht geschickt. Wie schwer kam er auch in der bildenden Kunst im 19. Jahrhundert zu Ausdrucksformen, die einigermaßen eigenartig waren und seinem Innern entsprachen! Wie fällt nur im Bilderschmuck deutscher Bücher nach der Erhebungszeit die ungeschickt wiedergegebene romanische Pose auf! Aber natürlich: weil wir immer wieder, mit deutscher Gründlichkeit und Schwerfälligkeit, das Fremde verehren und nachahmen, haben wir auch den Vernichtungskrieg gegen das Fremde nötig, den wir dann mit dem gleichen gründlichen Eifer, oft ungeschlacht und schrullenhaft und mit fragwürdigem schöpferischen Erfolg führen. Und zum Kampf gegen unsere Bescheidenheit und Würdelosigkeit wappnen wir uns dann mit Selbstüberhebung. So war es jetzt bei Jahn, Maßmann und ihren „Teutonen". Sie forderten einen billigen Spott heraus.

Arndt und Jahn sprachen 1806 und 1810 auch bereits von den Gefahren ungünstiger Blutsmischung, von der Entartung bei „Blendlingsvölkern". Damit hat die Erkenntnis begonnen, daß die Pflege der Rasse die Grundlage für die Charakterbildung eines Volkstums sei.

„Alles Fremdartige, das unangeeignet ins Leben eingedrungen, wird ihm zum Krankheitsstoff . . ., alles Eigenartige dagegen, das ihm wirklich angehört, muß geweckt und angefrischt werden ohne Unterlaß." So schrieb Joseph Görres 1810. Und 1814: im Plan der Geschichte liege, daß die Nationen einander wechselseitig abstoßen, und dies

geschehe unter dem Haß der einen gegen die andere; der sei natürlich, wie das vollkommene Zusammenstreben dessen, was zusammengehöre, ein Naturgebot sei, vor dem künstliches Auseinanderreißen nichtig werde. Man weiß, wie bei der Erhebung gegen die Franzosenherrschaft der Volkshaß gepredigt worden ist, am mächtigsten von Arndt und Heinrich von Kleist. Arndt hat 1813 eine Schrift über den Volkshaß geschrieben und denen, die von Geduld und Versöhnlichkeit redeten, gesagt, sie wissen nichts von dem christlichen Gott und dem christlichen Leben: der rechte Gott sei nicht ein weichlicher, sondern ein zorniger und gewaltiger Gott, und wo es um die höchsten Dinge gehe, gebiete er den Haß, er, der Verschiedenheit, ja Feindschaft unter den Völkern wie unter den Tieren geschaffen habe. „Ich will denn Haß gegen die Franzosen . . . für immer. Dann werden Deutschlands Grenzen auch ohne künstliche Wehren sicher sein . . . Dieser Haß glühe, als die Religion des deutschen Volkes, als ein heiliger Wahn, in allen Herzen und erhalte uns immer in unserer Treue, Redlichkeit und Tapferkeit; er mache Deutschland den Franzosen künftig zu einem unangenehmen Lande . . . Die beiden Völker haben beieinander nichts zu tun . . ., und es wird kein großer Verlust für uns sein, wenn die französischen Sprachmeister, Tanzmeister, Abbés, Kammerdiener, Köche, Salbenkrämer, Kammerzofen und Gouvernantinnen unserer Töchter und unserer Bordelle das grobe Allemannien als ein unausstehliches und abscheuliches Land künftig fliehen." Was Großes in einem Volke sei und die erhabene Einheit und Göttlichkeit der Welt ausmache, finde den Weg zum anderen Volke von selbst; auf dieser Höhe höre der Volkshaß auf und beginne die Gemeinschaft und Liebe der Kinder des einen Gottes und der einen Erde.

Was ist das für ein Umschlag gegen das 18. Jahr-

hundert, und wie viel urwüchsiger ist da das deutsche Wesen auch auf der Höhe der Bildung! Das war die Geistesverfassung, passend zu dem schweren Kampf, in dem das preußische Heer die Herrschaft Napoleons brach.

Zu dem harten Zeitalter gehört aber auch der poetische Zauber der „vaterländischen Romantik", in dem unsere neu entdeckten Schätze, Heimat und Vergangenheit, verklärt vor der Einbildungskraft dieses Geschlechtes standen. Immer mehr wurden ihrer, und immer tiefer wurden sie verstanden: die deutsche Landschaft mit ihren Klosterbauten in stillen Waldtälern, mit den Ritterburgen über malerisch hingleitendem Fluß, die alten Städte mit ihren Denkmälern eines stolzen, behäbigen und rechtschaffenen Bürgersinnes, dann in ihrer Erhabenheit, Fülle und Feinheit die Wunderwerke der großen Kirchenbauten und alle die Schöpfungen der Bildhauer- und Malerkunst; dazu die Heldensage und die Märchenwelt, wie sie fortlebten im Schrifttum und im Volksmund, die Lieder von Lenz und Liebe, die Spruchweisheit, die Chroniken und Urkunden als Zeugen alter Kaiserherrlichkeit. Aus diesem Erbe sprach zu den Menschen der Erhebungszeit, was ihnen Inhalt unseres Wesens war: ein wahrhafter, treuherziger, einfältiger Sinn, derb und trotzig, oft linkisch, aber innig und keusch, die Frau ehrend, mit tiefer Frömmigkeit das Heilige ergreifend, mit Ernst die Dinge anfassend, mit dem ganzen Menschen, aus einer Art von Notwendigkeit handelnd, die zugleich die echte Freiheit ist.

Es war ein „sentimentalisch" verklärtes Bild der vergangenen Wirklichkeit. Seine Wahrheit hatte es darin, daß es der Wirklichkeit ihre Idee vorhielt, die Idee eben des deutschen Wesens, ein Ziel für die Zukunft. Den festen Grund aber für die immer reichere Kenntnis der Vergangenheit legte eine ungemeine fruchtbare Wissenschaft. Die Brüder Grimm wurden ihre ehrwürdigen

Vorbilder. Der deutschen Sprache, der deutschen und abendländischen Dichtung und Sage des Mittelalters, dem alten deutschen Recht, der bildenden Kunst, der deutschen Geschichte unter den großen Herrschergeschlechtern, dem ganzen Leben einer großen Vergangenheit wurde die hingebende Arbeit gewidmet. Es war eine ebenbürtige Gegenleistung zu der Arbeit am klassischen Altertum. Die „vaterländische Romantik" hat ihr auf Jahrzehnte den starken Antrieb gegeben; sie hat sich damit aufs tüchtigste bewährt.

Mit dem Zeitalter von Luther, Dürer, Hans Sachs endigte in der Hauptsache die deutsche Vergangenheit, die der Wiederbelebung würdig schien. Aus den folgenden Zeiten bis zur Erneuerung unseres Geisteslebens im 18. Jahrhundert hoben sich wohl einzelne Erscheinungen heraus, Jakob Böhme vor allem und Leibniz; in der Hauptsache erschienen die letztvergangenen Jahrhunderte als die Zeit nicht nur des politischen Verfalles, sondern der Herrschaft einer falschen, welschen Kultur. Etwas höchst Bedeutendes allerdings übersah man noch immer fast ganz, weil der Sinn dafür noch wenig geschärft war, ja die bloße Bekanntschaft damit nicht weit genug reichte: ich meine die deutsche Musik, die unter der Herrschaft der höfischen italienisch-französischen Kultur die deutsche Seele aufs Herrlichste geoffenbart hat. Das Verständnis dafür ist gerade durch die ersten Romantiker mit ihrer Anschauung von der Musik überhaupt vorbereitet worden; entwickelt hat es sich merkwürdig spät, entscheidend erst durch Richard Wagner. Die beiden ersten eindringenden Kundgebungen eines tiefen Verständnisses, die mir bekannt sind, und die in ihrer Zeit noch einsam scheinen, stammen aus der Epoche von 1840. Damals, während Deutschland vom Geist der Erhebung gegen Frankreich aufs neue ergriffen wurde, schrieb von Paris aus in einer französischen Musikzeitung, noch ohne Wirkung auf Deutschland, gerade der junge Richard

W a g n e r über deutsche Musik. Die ernste Wendung zur Deutschheit war bei ihm selber noch neu. Er erzählt, wie unsere Musik zuerst im evangelischen Kirchengesang ihre echte Seelensprache fand; dann verkörperte sich in Johann Sebastian Bachs Schöpfungen der ganze Gehalt des deutschen Wesens; und nun wuchs die Instrumentalmusik heran, „das ausschließliche Eigentum des Deutschen", „sein Leben, seine Schöpfung", im häuslichen Kreise gepflegt, „aus dem Herzen des deutschen Familienlebens hervorgegangen", dem inneren Menschen zur Labung, mit Andacht ausgeführt und aufgenommen. Ein Wort über „Universalität" und „Nationalität" gehört noch besonders zu dem Zeitalter, von dem wir sprechen; neu ist, daß als Beispiel die Musik Mozarts angeführt wird. Es scheine fast dem deutschen Genius bestimmt zu sein, das, was seinem Mutterlande n i c h t eingeboren ist, bei den Nachbarn aufzusuchen, es dort aus seinen nationalen Schranken zu erheben und so aus ihm etwas Allgemeines für die ganze Welt zu schaffen. Aber: dies könne nur der, „der sich das Erbteil seiner deutschen Geburt rein und unverdorben erhält, und dieses Erbteil ist: Reinheit der Empfindung und Keuschheit der Erfindung. Wo diese Mitgift erhalten wird, da muß der Deutsche unter jeder Himmelsgegend, in jeder Sprache und jedem Volke das Vorzüglichste leisten können". (Gesammelte Schriften I 160.)

Und nun die andere Stimme: in den Vorlesungen J o h a n n G u s t a v D r o y s e n s über die Freiheitskriege, 1842/43 in Kiel gehalten, 1846 als Buch erschienen, einem Erzeugnis ganz aus dem Geist der Befreiungszeit, heute kaum noch gekannt, findet man eine reife, herrliche Ausführung über die „deutscheste Kunst", wie sie aus dem lutherischen Gottesdienst herauswuchs, Offenbarung unserer innerlichsten Frömmigkeit, in reiner Blüte bei Bach; mit Händel kommen schon Renaissance-Weltlichkeit, Konvention

Aufklärung darüber; dann sei in den katholischen Landschaften, als deren große Gabe zu unserer geistigen Entwickelung, eine neue volkstümlich-innerliche Musik aufgeblüht, und diese Instrumentalmusik spreche aus, was Klopstock in Versen zu sagen versuchte, was aber keine Sprache sagen könne. Man mag auch diese Betrachtungen (I 112. 154—160) als Ergänzung einer Lücke nehmen, die das Zeitalter von 1813 gelassen hat.

Dagegen ist sehr merkwürdig, wie in der Erhebungszeit Nachfahren der Reformation die katholische Kirche des Mittelalters — nicht nur einzelne Blüten, wie etwa die Mystik oder die Marienverehrung, sondern die ganze katholische Welt — mit hereinnahmen in das deutsche Erbe. Katholiken selbst konnten dabei mitwirken; denn — und dies ist neu und kennzeichnend — nun erst, als der deutsche Geist in diese Richtung aufs „Romantische" überhaupt gekommen war, nahmen auch sie stärkeren Anteil; und bekanntlich trat von denen, die in der romantischen Richtung vorangingen, eine ganze Schar in aller Form zur katholischen Kirche über.

Fast zum Sinnbild aller deutschen Herrlichkeit wurde der Strom, der damals unter Fremdherrschaft stand und heute wieder steht. Das Gefühl, das wir mit dem Rhein verbinden, hat diese Zeit geschaffen und uns vererbt. Daß der Anblick des Rheins zu Tränen überwältigt und zum Schwur, dem Vaterlande zu gehören und von Grund aus deutsch zu sein — wie es beim 29 jährigen Richard Wagner auf der Heimkehr von Paris war —, das ist ein Vermächtnis aus der Zeit der vaterländischen Romantik und des Freiheitskrieges.

4.

Politische Wünsche bei der Befreiung Deutschlands.

Das wichtigste Ziel des vaterländischen Strebens lag auf politischem Feld. Dort war das freie und starke Vaterland der Deutschen zu schaffen. Die Bewegung mußte also in die Politik vordringen, die bisher der geheimen Kunst und Weisheit der Regierungen vorbehalten war.

Deutschland bekam nun also eine reichliche politische Literatur. Nicht beschwert von eigener staatsmännischer Verantwortung und Erfahrung brachte sie ihre Einfälle, Überzeugungen und Forderungen vor. Gewiß: die großen Kräfte der Erhebungszeit waren in ihr; aber für politische Fragen reichte das nicht aus.

Über die Verfassung, die das neugeborene Deutschland erhalten sollte, ist, während der Wiener Kongreß tagte, viel geschrieben worden. Besondere Beachtung verdient, was Arndt und Görres schrieben, in den Hauptzügen in Übereinstimmung mit dem Freiherrn vom Stein. Leicht beieinander wohnen die Gedanken! Man soll sie aber nicht lesen, ohne daran zu denken, daß dieses Geschlecht die wildesten Veränderungen des Bestehenden erlebt hat, daß Altes und Neues scheinbar zur Wahl stand, und alles in Bewegung war. Staatsmännischer sind die Gedanken Wilhelms von Humboldt.

Viele träumten von Aufrichtung alter Kaiserherrlichkeit. Aber da hatten sie sich mit den deutschen

Sonderstaaten auseinanderzusetzen! Sie dachten diese in einem Reichstag um den Kaiser zu scharen, wo ihre Regierungen und ihre Landstände mit starken Befugnissen vertreten wären. Ständisch gegliedert nach dem Vorbild der verklärten alten Zeit, dachte man sich das Volk der künftigen Verfassung. Dabei sollte, was „altdeutsche Freiheit" genannt wurde, wiederbelebt werden: Selbständigkeit für Gemeinden und Kreise in Verwaltungssachen, volkstümliche Rechtsprechung. Bei kraftvoller Einheit in Reichsleitung und Heerführung wäre die Besonderheit der deutschen Landschaften möglichst zu erhalten, wie es dem neuen Sinn fürs geschichtlich Gewachsene und Wurzelhafte und dem Eigensinn gemäß war. Zur „Deutschheit" gehört auch der Freiheitsstolz des deutschen Mannes. Dem stehenden Heer, den „gedrillten Söldlingen" der Fürsten, stellte man die Landwehr gegenüber, rühmte ihre und der Freiwilligen Taten im Freiheitskrieg und wollte das Heerwesen möglichst auf die sogenannte Miliz stellen. Arndt ist ganz im Bann dieser Stimmung. Recht demokratische Forderungen wurden laut; die Entdeckung des „Volkstums" und „Volksgeistes" und der Anblick der Volkserhebungen gegen Napoleon führten darauf, und die französische Revolution wirkte doch auch noch nach. In demokratischen Gleichheitsforderungen machte sich im übrigen der bürgerliche Geist gegenüber dem noch herrschenden Adel geltend; er berief sich jetzt besonders darauf, daß der Adel seit Jahrhunderten Träger einer undeutschen Gesittung, und daß er neuerdings vielfach unpatriotisch gewesen sei; seine hervorragende Teilnahme an der Erhebung Preußens, aber auch die Verdienste Adeliger um das neue Geistesleben wurden in der Eifersucht mißachtet.

Die Entscheidung über Deutschland hing vor allem daran, wie Österreich und Preußen in Deutschland stünden. Ein Reich mit zwei Großmächten! Ihre Zwietracht hatte

Napoleons Erfolge möglich gemacht. Eine der anderen ganz unterzuordnen, schien unmöglich. Weit eher wollte man sie beide stärken auf Kosten der Rheinbundstaaten, deren Machttrieb den Patrioten aufs äußerste anstößig war. Unter den Großmächten hatte Österreich immer aufs neue gegen die Franzosen gekämpft und zeigte sich 1813 unentbehrlich, als es der herrlichen Erhebung Preußens mit russischer Hilfe noch nicht gelang, Napoleon zu schlagen. Um die Rheinbundstaaten für das künftige Deutschland zu sichern und eine feste Westgrenze zu bilden, schien es nötig, Österreichs Macht wieder nach Westen vorzuschieben und ihm eine starke Stellung in Deutschland zu geben. Auch Patrioten, die seit 1813 ihre Hoffnung auf Preußen setzten und denen der Staat mit dem norddeutschen und protestantischen Charakter an und für sich schon viel näher stand als die katholische Vormacht mit ihrem „Völkermang", wie Jahn sagte, auch sie waren zu starken Zugeständnissen an Österreich bereit, um es für Deutschland zu gewinnen. Sie wollten ihm seine Stellung am Oberrhein und seine Niederlande zurückgeben. Die Kaisermacht wollten sie ihm anbieten, eine stärkere als früher. Wurde die stolze Kaiserkrone wieder vergeben, so kam ja nur Habsburg ernstlich in Frage. Als kaiserliche Partei gegen die Mittelstaaten, die niedergehalten werden mußten, dachte sich der Freiherr vom Stein, ähnlich wie im alten Reich, die Reichsritterschaft und die Reichsstädte, die er herstellen wollte. Da Preußen nicht zuzumuten war, sich einem von Österreich geleiteten Reich wie ein Mittelstaat unterzuordnen, hatte Stein vorübergehend den Gedanken, Preußen könnte sich als nordostdeutscher Großstaat, verstärkt durch die Gebiete Sachsens, Mecklenburgs und Holsteins, absondern vom Reich und nur im Bündnis mit ihm stehen. Preußens wäre man ja doch sicher für Deutschland; Österreich mußte erst durch besondere Mittel zu Deutschland gezogen werden. Ein wun-

derlicher Plan, ungefähr das Gegenteil des späteren Programms, das Preußen an die Spitze der deutschen Mittel- und Kleinstaaten bringen und Österreich in einem besonderen Bundesverhältnis danebenstellen wollte. Aber auch dieses Programm eines preußisch-deutschen Reiches neben Österreich ist in den Befreiungsjahren entstanden.

Für das Urteil über Preußen bildete das Jahr 1813 natürlich einen gewaltigen Einschnitt. Seit Preußen im Basler Frieden sich und Norddeutschland aus dem Kampf herausgezogen, sich in Polen vergrößert, das linke Rheinufer preisgegeben hatte, und dann, als es 1805 abseits stand, um 1806 selbst zerbrochen zu werden, und endlich 1809 Österreich nochmals allein ließ, verfluchte mancher Patriot das Aufkommen dieses Staates. Arndt schrieb heftig über Friedrich den Großen: er habe an Deutschland gehandelt wie Richelieu und jetzt Bonaparte, und sein Staat, diese künstliche Maschine, hart und kühl betrieben, sei fremd allem, was deutsch heißt; was wir noch Gemeinsames hatten und in Ehrfurcht hielten, habe er zerstört und lächerlich gemacht. So schrieb Arndt im Jahre 1806 vor Ausbruch des unglücklichen Krieges.

Die nichtpreußischen Führer der Erhebung, die zwischen 1806 und 1813 im Dienste des preußischen Staates arbeiteten, bemaßen doch seinen Wert jeweils ganz danach, was er für Deutschland leistete; der leidenschaftliche Herr vom Stein hat ihm zu Zeiten den Untergang zugedacht. Mit der großen Leistung von 1813 wurde das Urteil ein anderes. Nun konnte Niebuhr, um die Angliederung Sachsens zu vertreten, Preußen das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen nennen, der sich in den Waffen, der Verwaltung und den Wissenschaften auszeichne. Nun kam der Gedanke, daß Preußen Deutschland führen solle. Aber damit kam auch die ganze Schwere dessen, was man später die deutsche Frage nannte. In

welcher Form sollte Preußen führen? und wie sollte Österreich zu Deutschland stehen?

In den Vorschlägen, die auftauchten, kann man drei Stufen unterscheiden:

1. Die Einheit des alten Reiches wird möglichst hergestellt; Österreich hat die oberste Würde, Preußen die tatsächliche Leitung. Diese kann immer wirksamer werden, wenn Preußen zugleich in der Staatseinrichtung und Staatstätigkeit den anderen zum Vorbild dient. Nun konnte ein solcher Zustand nicht wohl durch Abkommen mit Österreich von vornherein eingeführt werden! — wiewohl die preußische Regierung ernsthaft daran gedacht hat. Es handelte sich zwischen Österreich und Preußen um die Machtfrage! Nach allerhand Titeln wurde gesucht, unter denen Preußen eine besondere Stellung zugewiesen werden könnte. Görres hatte Gedanken, die später bei Friedrich Wilhelm IV. auftauchen: zu Anfang 1815: der König von Preußen solle Kronfeldherr des Reiches, dann 1819: er solle „teutscher König“ unter dem Kaiser werden, neben den „Herzogen“ des Reichs. Einen Plan dieser Art hat im Jahre 1816 der preußische Gesandte Hänlein verfolgt, ist aber darüber zu Fall gekommen.

2. Ernst zu nehmen war ein anderer Vorschlag: Preußen beherrscht Norddeutschland, Österreich Süddeutschland. Dies hat Arndt zeitweilig gewünscht mit der Absicht, beide Mächte auf den Schutz Deutschlands gegen Frankreich zu verpflichten; beide sollten die Wacht am Rhein halten, Österreichs alte Stellung im Elsaß verstärkt aufgerichtet werden. Bekanntlich hat Bismarck 1866 diese Auskunft erwogen.

3. Endlich bleibt noch, daß Österreich überhaupt aus Deutschland hinausverwiesen wird. Nach der Ordnung des Staatensystems, wie sie 1815 beschlossen wurde, lag das nahe. Preußen war nun nach Deutschland herein-,

Österreich aus Deutschland hinausgewachsen. Die Rheinlande bis hinüber nach Aachen und Saarbrücken waren preußisch geworden. Österreich hatte auf seine Stellung am Oberrhein keinen Anspruch mehr erhoben, Straßburg den Franzosen gelassen, von der deutschen Kaiserkrone nichts wissen wollen; dagegen hatte es seine Macht breit über Oberitalien ausgedehnt. Es hatte — mit einem Dichterwort Rückerts — gegen den deutschen Reichsapfel die fremde Pomeranze eingetauscht. Auf dieser Grundlage beruhte der Plan, das außerösterreichische Deutschland unter preußischer Spitze zu einem starken Staat zu einigen; mit Österreich mochte dann ein Bundesverhältnis erhalten bleiben.

Arndt verkündete zu Anfang 1815 in der Schrift „Über Preußens Rheinische Mark", das Haus Hohenzollern werde künftig im Reiche gebieten und das zerfallene Reich wieder aufbauen, den deutschen Geist zu dem Gipfel seiner Glorie hinaufführen, die deutsche Liebe und Treue um sich versammeln und Ehre und Macht und Eintracht mit starken Händen stiften und erhalten.

Bestimmter hat Ottokar Thon, der Adjutant von Goethes Herzog Karl August, in einer Denkschrift, die erst nach der Entscheidung von 1866 bekannt wurde, vorhergesagt: für jetzt komme nur ein loser Staatenbund zustande; aber einst werde Preußen mit Gewalt Österreich aus seiner Stellung in Deutschland entfernen, die Mittelstaaten zwingen und Deutschland einigen.

Vom preußischen Staatsinteresse aus konnte geltend gemacht werden, daß Preußen sich zu Deutschland, oder doch zu Norddeutschland erweitern müsse, wenn es ganz sein solle. Preußen war nun von Memel bis Saarbrücken über deutsches Gebiet hingelagert, aber durch Hannover und Kurhessen in zwei Teile gespalten. Überhaupt fehlte ihm noch immer zu der Macht, zu der es sich durch Anstrengung erhoben hatte, die Körperfülle; mit Bismarcks Wort: der

Leib war zu schmal für die Rüstung. Norddeutschland unter seine Herrschaft zu bringen, war es durch seine Lage aufgefordert; als Vormacht deutschen Nationalstrebens hatte es sich durch seine Leistung im Freiheitskrieg und durch den deutschen Charakter seiner Erhebung seit 1807 großartig zu bewähren begonnen. Darauf wurden denn auch Pläne gegründet: der preußische Staatsmann Justus Gruner rief mit dem hessischen Justizrat Karl Hoffmann einen Geheimbund ins Leben, der für die preußische Vorherrschaft zu werben hatte. Als im Sommer 1815 der Kampf gegen Napoleon neu aufgenommen werden mußte, wollte man eine sogenannte deutsche Freischar bilden, die sich keinem andern einzelstaatlichen Kontingent anschließen, sondern unter preußisches Kommando treten sollte; in dieser nationalen Kerntruppe sollte das neue Deutschland vorgebildet sein, das sich unter preußische Führung begeben würde. Gneisenau gab den Rat, Preußen solle — wie man das später genannt hat — moralische Eroberungen in Deutschland machen durch eine Musterverfassung, durch „Liberalität der Grundsätze", und dadurch, daß es die geistigen Kräfte Deutschlands, Gelehrte besonders, an sich ziehe, gut bezahle, ehre, ihre Unternehmungen fördere.

Pläne für preußische Führung stießen aber bei den Deutschen auf starken Widerstand. Wenn die Regierungen der kleineren Staaten sich fortan gegen jedes Vordringen Preußens wehrten, so hatten sie ihre Bevölkerungen zumeist hinter sich. Preußen hatte Deutschland retten dürfen; aber vor seiner Anspannung der Kräfte, vor dem starken Staat scheute man zurück. Die Vorstellungen vom herrischen preußischen Auftreten, von Militärdespotismus, pedantischer Knappheit, Junkerhochmut wurden eifrig verbreitet. Und dann hieß es, Preußen werde schließlich doch wie früher selbstische Sonderpolitik treiben.

Die amtlichen Vertreter Preußens, der Fürst von Har-

denberg und Wilhelm von Humboldt, haben sich um eine möglichst kräftige Nationaleinheit bemüht, besonders im Heerwesen; sie haben keinen Erfolg gehabt, weil in dem Beieinander der beiden Großmächte und der Mittelstaaten niemand zur Unterordnung zu bringen war. Es blieb nur übrig der Staatenbund mit selbständigen Gliedern, der durch einen ständigen Gesandtenkongreß über gemeinsame Angelegenheiten berät. In allen wichtigen Dingen war Einstimmigkeit nötig. Österreich und die Mittelstaaten standen zusammen, um Preußen in Schranken zu halten. Es war so, daß Preußen alle Ursache hatte, seinerseits auf die Selbständigkeit, die der Staatenbund ihm ließ, zu pochen. Die preußische Politik lernte sich darauf zurückzuziehen, daß sie den eigenen Staat, so wie er in zwei Stücken über Deutschland hingelagert war, fest in sich zusammenschloß. Sie machte aus ihm ein einheitliches Zollgebiet. Wurde das den Nachbarstaaten unerträglich, dann war ihnen die Möglichkeit gegeben, in Abmachungen von Staat zu Staat sich an das preußische System anzuschließen. So wurde durch eine gesunde Rücksichtslosigkeit der Zollverein vorbereitet. Durch dasselbe Mittel des Einzelvertrags von Staat zu Staat strebte Preußen die Vereinigung norddeutscher Heereskontingente mit dem seinigen an. Beliebter wurde Preußen dadurch nicht. Schon damals ließ sich voraussehen, daß eine deutsche Einheit nur möglich sei, wenn es Preußen — oder, wenn nicht, dann Österreich — gelinge, sie durch den Druck der Gewalt durchzusetzen.

Der Zusammenhalt im Deutschen Bund wurde dadurch nicht besser, daß der König von England für Hannover, der König der Niederlande für Luxemburg, der König von Dänemark für Holstein und Lauenburg Mitglieder des Bundes waren. Die wiedervereinigten Niederlande in ihrer Hauptmasse aber, Holland und Belgien, und ebenso die Schweiz waren außerhalb der deutschen Gemeinschaft.

Auch hier hatten unsere Patrioten ursprünglich größere Ziele: sie hätten die Grenzen des deutschen Verbandes — den sie zugleich recht stark haben wollten! — viel weiter gezogen. Sie hätten die Niederlande und die Schweiz wieder mit Deutschland vereinigt. Auch Hardenberg und Humboldt sprachen 1814 für ihre Aufnahme in den Deutschen Bund. Manche wollten auf Dänemark übergreifen, das ja ehemals Reichslehen gewesen sei! Vereinzelt wurde der Anschluß von Kurland, Livland und Estland verlangt. Weiter erinnerte man sich der alten Reichsbistümer Metz, Toul und Verdun, die im 16. Jahrhundert verloren gegangen waren. Maßgebend für die neue Grenzsetzung sollte auch das Bedürfnis der Sicherung gegen Frankreich sein. Recht sicher seien wir nur, wenn Belgien und die Schweiz zu uns gehören. Alle Gebirgspässe, die in deutsches Land führen, alle festen Plätze, die als Schlüssel zur Öffnung unserer Gebiete zu gelten haben, müssen wir besetzen können. Mit dem Rhein müsse auch seine Mündung unser, das Meer allein dürfe dort unsere Grenze sein. Die Häfen, auf die deutsches Hinterland angewiesen sei, müssen ihm gehören. Die Deutschen hatten von der französischen Begehrlichkeit der letzten Jahrzehnte, von der Forderung nach sogenannten natürlichen Grenzen und nach wichtigen Handelsplätzen gelernt; indem sie die Franzosen zurückwarfen, stellten sie den französischen deutsche Ansprüche entgegen.

Für „natürliche" Grenzen gab es noch einen anderen Maßstab als die Landschaft, als Flüsse und Gebirge: die „Nationalität", das Volkstum. Das verlangte ja der neue Geist, daß Träger des Staates die Gesamtheit der lebendigen Menschen sei, die durch gemeinsame Art zueinander gehören und beieinander sein wollen. Der demokratische Gedanke der Volkssouveränität, der bald in stärkerer bald in schwächerer Dosis im politischen Denken

wirkte, verband sich mit dem romantischen Gedanken vom Volksgeist zu dieser Forderung des „Nationalstaats". Als Kennzeichen für das gemeinsame Volkstum bot sich die Sprache: deutsches Vaterland, also deutsches Reich, dehnt sich aus, „soweit die deutsche Zunge klingt". Die revolutionären Franzosen, von denen doch das, was wir den Grundsatz des Nationalstaats nennen, zuerst angeregt worden war, hatten allerdings viel weniger nach dem Geltungsbereich ihrer Sprache, als nach Fluß und Gebirge, nach dem Lauf des Rheinstroms, zusammen mit der Geltung des Namens Gallien bei den Römern, ihre Grenzen verlangt. Sie hatten ihren guten Grund dazu! Der Vorteil der Deutschen war auf der entgegengesetzten Seite: wenn alles, was in neuhochdeutscher Schriftsprache las und schrieb, und gar alles, was in alter hochdeutscher und plattdeutscher Mundart sprach, zur deutschen Nation gehörte, dann mußte es eine deutsche Forderung sein, daß *die Sprache die Grenzen bestimmen* solle. Arndt in der berühmten Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze", zog danach die Linie von Dünkirchen her bis Luxemburg und von da über die Vogesen nach Mömpelgard; Belgien war auch hier wieder einbegriffen; denn soweit flämisch gesprochen werde, reiche deutsches Land. Über die Ausbreitung der deutschen Sprache in früheren Zeiten hat damals und später nationaler Eifer manche irrigen Vorstellungen gehegt und danach Gebiete begehrt, die nie deutsch gesprochen haben. Städte, die aus deutschem Munde deutschen Namen bekommen hatten, aber so wenig jemals deutsch waren als etwa Mailand, sind von manchen als altdeutscher Besitz in Anspruch genommen worden. Es ist gut, darüber Dietrich Schäfers Aufsatz über die deutsch-französische Sprachgrenze zu lesen, der erstmals in der Internationalen Monatsschrift vom Oktober 1912, dann im zweiten Band der Sammlung seiner Aufsätze erschienen

ist. Die germanisch-französische Sprachgrenze verläuft heute noch fast genau wie seit dem Frühmittelalter.

Den Schweizern, Belgiern und Holländern wurde vorgerechnet, daß auch sie den Anschluß an uns wünschen müßten. Die Schweizer würden z. B. ein Meer durch uns erhalten. Aber es wurde ihnen auch gesagt, daß sie einen Herrn über sich brauchen! Damals und später hatten die Deutschen ein merkwürdiges Zutrauen dazu, daß Nachbarvölker, besonders verwandte, und solche, mit denen wir selbst ein nahes Verhältnis wünschten, sich gern zum Anschluß an uns herbeilassen würden. Bis in die allerjüngste Zeit reicht das herein. Unerfahren und ungeschickt in der Behandlung der Völker, wie wir leider uns gezeigt haben, verstanden wir es nicht, ihrer Denkweise beizukommen, so sehr wir uns doch rühmten, fremde Eigenart in uns aufnehmen zu können. Wir versagten, wo es auf die praktische Menschenbehandlung ankam. Wir beachteten z. B. nicht, wie ungern Schweizer und Niederländer daran erinnert werden, daß sie eigentlich zu uns gehören und einst ein Teil des großen deutschen Reiches waren, und wie empfindlich sie gegen einen gewissen gönnerhaften Ton sind. Arndt hat einmal darauf aufmerksam gemacht, daß die Schweden empört seien, wenn man ihre Sprache als deutsche Mundart nehme; ihnen klingt das keineswegs als Freundlichkeit und Lob!

Daß alle Germanen zu einem mitteleuropäischen Bund vereinigt gehörten, konnte man in den Jahren der Freiheitskriege oft lesen. Deutschland wäre der Kern dieses Bundes. Nicht nur die nordischen Staaten, auch England wurde dafür ausersehen. Seine Verbindung mit Hannover, die Bundesgenossenschaft gegen Frankreich — die Belle Alliance! —, dann die Verwandtschaft der Völker, durch den Gang des Geisteslebens im 18. Jahrhundert stark ins Bewußtsein

der Deutschen gedrungen, alles waren Brücken in den Augen unserer guten Landsleute. Wenige Jahre zuvor, als Napoleon Mitteleuropa für den Handelskrieg gegen England anspannte, hatten deutsche Federn bereitwillig gegen England geschrieben; die Entrüstung über Englands Seetyrannei war damals groß. Das war nun anders. Auch war nach dem Krieg noch die englische Politik auf Sicherungen gegen Frankreich bedacht und traf da mit den deutschen Anliegen bis zu einem gewissen Maße zusammen. Das Vertrauen vieler war merkwürdig. Da ist Ende Oktober 1814, nach den ersten Kongreßmonaten, im Rheinischen Merkur von Joseph Görres zu lesen, Österreich, Preußen, England seien „in schöner Eintracht" „zum Wohle Deutschlands einverstanden". Der Freiherr vom Stein, der Görres mit Nachrichten versorgte, hat in gutem Glauben gesucht, England als Freund auf die deutschen Dinge einwirken zu lassen. Niebuhr hat 1814 von einem „natürlichen Bündnis" zwischen Deutschland und England gesprochen und daran erinnert, daß ja die Engländer ein ausgewanderter Stamm unserer Nation seien. Unsere Patrioten, auch solche in staatsmännischer Stellung, sahen zu wenig in das Getriebe der Machtpolitik und ihre selbstsüchtigen Kräfte hinein, und ihr eigenes deutsches Streben hatte für diese Welt zu wenig selbstsüchtigen Inhalt und Machtdrang.

Eine der wichtigsten Beobachtungen für diese Zeit ist die, daß auch das politische Nationalstreben der Deutschen sich willig in allgemeine, in europäische Zwecke einfügte. Das deutsche Reich, oder, was 1815 daraus wurde, der Bund, sollte für Europa eine Bürgschaft des Friedens sein, und da er eine europäische Aufgabe hatte, fand man es natürlich, daß er unter den Schutz der gegen Frankreich verbündeten Mächte gestellt wurde. Daß dabei auch den Freiherrn

vom Stein nicht nur staatsmännische Anpassung, sondern willige Überzeugung leitete, hat Friedrich Meinecke in seinem „Weltbürgertum und Nationalstaat", wo er diese Zusammenhänge verfolgt, deutlich gemacht. So war es bei den Führern; um wieviel mehr bei minder kräftig gesinnten Deutschen. Wir staunen doch, wenn wir in der Schrift des Rechtslehrers Thibaut von 1814, die ein deutsches bürgerliches Gesetzbuch verlangte, den Vorschlag lesen, dies Gesetzbuch solle zu aller Sicherheit „wie ein Völkervertrag", „unter feierlicher Garantie der auswärtigen großen alliierten Mächte" ins Leben treten! Derselbe Mann beruhigt sich über den Mangel an Einheit und Kraft in der deutschen Verfassung mit dem Gedanken, daß die Zersplitterung unserem Charakter angemessen sei, daß ein stark zusammengefaßter Staat einen Zustand unnatürlicher Spannung brächte, daß wir, frei nebeneinander stehend, einander wetteifernd anspornen, anstatt im Kampf gegeneinander uns aufzureiben, daß wir in unserem „Reichtum des Mannigfaltigen" „stets einen ausgezeichneten Platz unter den Völkern behaupten werden, während leicht alles zur Plattheit und Stumpfheit herabsinken könnte", wenn wir „zu einer vollen politischen Einheit" zusammengezwungen würden!

Wahrhaftig, ein solches deutsches Streben war den anderen eine bequeme „Friedensbürgschaft"! Man meint den schüchternen, aber gefühlvollen Spießbürger aus dem 18. Jahrhundert zu hören, wenn in einer deutschen Zeitschrift im Sommer 1814 das politische Gebilde, das nach siegreichem Kriege aufzurichten sei, ein „deutscher Eintrachtstempel zum Schutze der Ruhe von Europa" genannt wird! Die gleiche Zeitschrift — die „Deutschen Blätter" — brachte im Juni 1814 den Vorschlag eines „Gesamtvereins aller Germanen in Mitteleuropa", in dessen Fürstenrat Großbritannien, Schweden und — wegen der Ostsee-

länder — Rußland sitzen sollen, und der eine „christlich europäische Staatengesetzgebung“ vorzubereiten hätte; dann weiter den „Entwurf eines europäischen Staatenbundes“ als „organischen Föderativstaates“ zur Sicherung des Friedens gegen jeden Versuch der Selbsthilfe. Dieser Bund soll natürlich als Schiedsrichter, freilich ohne Zwangsgewalt, auftreten; er soll aber darüber hinaus allen Völkern das Recht, das ihnen gebührt (!), gewährleisten. Berlin wird als Hauptort, die deutsche Sprache („wegen ihrer Urheit“! Fichtes Gedanke!) als Bundessprache empfohlen. Deutschlands Bestimmung soll sein, den „Rechtszustand der Völker“ herbeizuführen! Gedanken solcher Art waren nach zwei Jahrzehnten voll von Umwälzungen, Gewalttaten, Kriegselend weit verbreitet. Völkerbundsgedanken waren es ähnlich denen unserer Zeit, wo manche dergleichen wie eine neue Entdeckung ausgerufen haben. Die siegreichen Großmächte boten ihre Erfüllung in der Form eines Mächtebundes, der die Herrschaftsverhältnisse zu sichern hatte — das gleiche Schicksal haben auch heute die Völkerbundsgedanken. Und am treuherzigsten gingen damals wie heute unsere Landsleute auf die Sache ein.

Sie fanden sich auch zustimmend darein, daß die deutsche Politik immer nur eine abwehrende, nie eine angreifende sein könne. Der Nordländer Heinrich Steffens, der zu einem deutschen Professor und Patrioten geworden war, schrieb 1817 (in dem Buch über „Die gegenwärtige Zeit“): Die Idee von Deutschland sei die der europäischen Gerechtigkeit; fast jeder Staat habe Wünsche, die ohne Ungerechtigkeit nicht zu erreichen wären, Deutschland nicht. Deutschland müsse auch wünschen, daß Italien und Polen frei werden. Sie werden mit uns sein. Um Deutschland wird sich ein großer Friedensbund bilden, „durch das heiligste Zutrauen begründet“. Dann wird im Norden und Süden das Meer

frei, Meeresherrschaft wird es keine mehr geben. Deutschland wird zum Mittelpunkte aller Bildung und aller Gerechtigkeit. Und so fort. Auch der Historiker Heeren stellte im gleichen Jahre 1817 lobend fest, daß der Deutsche Bund nur dazu fähig sei, den Besitzstand der Mächte, wie er nun eingerichtet war, zu erhalten, als Grundpfeiler der Ordnung in Europa, und 1821 schrieb er vollkommen befriedigt über die heilsame Wirkung dieses Gebildes. So konnten die Deutschen noch in diesem Zeitalter sein; sie brachten es fertig — ich führe ein Wort Meineckes an —, aus dem universalen Beruf ihres „Menschheitsvolkes" nicht etwa einen Anspruch auf Weltherrschaft, vielmehr „eine Art von Weltdienstbarkeit abzuleiten und das Joch mit Freuden zu tragen."

Auch der Freiheitskrieg hatte nach dem Sinn unserer Patrioten mit seinem deutschen Ziel zugleich ein allgemeines gehabt: als Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit an und für sich gegen Tyrannei und Gewalttat, ja als Kampf für „das Gute" gegen „das Böse", das in Napoleon verkörperte Böse. In dieser Sinnesart traf z. B. Wilhelm von Humboldt mit Charakteren, wie der Herr vom Stein und Fichte waren, zusammen. Man lese im Briefwechsel des Humboldtischen Ehepaares, im vierten Band, den Brief vom 23. Februar 1815!

Denken wir an diesen übernationalen Charakter der deutschen Bestrebungen, so sehen wir auch die Ausdehnungslust, die alle möglichen Nachbarn politisch mit Deutschland verbinden will, in anderem Licht. Die Nachbarn mochten darin deutschen Eroberungsdrang sehen. Wir wissen, das auch davon einiges da war. Wir leugnen auch nicht, daß der Gedanke, Deutschland solle recht stark werden, um den Frieden zu schützen, und daß der Traum nach einer moralischen Autorität Deutschlands als Friedensstifters einen naiven Machtanspruch mitführen konnte:

Deutschland schützt den Frieden, der seine Stärke verbürgt; wenn Deutschland hat, was es will, sollen die anderen in Ruhe gehalten werden. Und von Anfang an durch die ganze Geschichte unseres Nationalstrebens ist der Gedanke von einem mächtigen Deutschland als Hort des Friedens und der Gerechtigkeit lebendig, wie ihn Jahn im Jahre 1810 im „Deutschen Volkstum" ausgesprochen hat: „Deutschland, wenn es einig mit sich, als deutsches Gemeinwesen, seine ungeheuren nie gebrauchten Kräfte entwickelt, kann einst der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menschheit sein." Aber für die Zeit der Freiheitskriege ist das am meisten Bezeichnende doch das, daß nach solcher Vergewaltigung durch die Fremdherrschaft und nach solchen Leistungen und Erfolgen ein großer Teil der Deutschen so genügsam war, sich mit einem Zustand abzufinden und ihn gar zu billigen, der Deutschland nach dem Bedürfnis auswärtiger Mächte einrichtete und diesen eine Art Vormundschaft zuwies!

Wie bescheiden ist auch der Philologe Friedrich Gottlieb Welcker im Eröffnungsaufsatz der Kieler Blätter, 1815! Mit einem Wort Niebuhrs tröstet er sich über die Enttäuschung vom Wiener Kongreß: das Gefühl, ein Deutscher zu sein und am geistigen Besitz und der Gemeinschaft der Deutschen teilzuhaben, und die Bereitschaft, dafür zu leben und zu sterben, das sei auch ohne den Halt eines starken Staatsverbandes möglich, und aus solcher Gesinnung müsse auch die äußere Gestaltung hervorgehen, „welche die Räte unserer guten Fürsten uns noch nicht gaben"! Richtig bemerkt er weiter, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn die Fürsten das Volk noch nicht für reif zur freien Teilnahme am Staat halten; erst müsse eine „entschiedene öffentliche Meinung" geschaffen werden; daß diese fehlt, hat die Schmach der vergangenen Zeit möglich gemacht.

Aber was vorherrschte bei den Patrioten, als das Werk der Regierungen allmählich sichtbar wurde, war Ungeduld, Enttäuschung, Erbitterung. Im März 1815, als Napoleon wieder erschien, richtete der Rheinische Merkur einen ergreifenden Ruf an die Regierungen, und da war diesen auch vorgehalten, wie sie die Völker zum Kriege herbeigerufen, ihnen Versprechungen gegeben, dann nach dem Sieg ihnen bedeutet haben: „wir werden es schon selber machen und bedürfen keines Rates nicht. Die Völker sind bescheiden zurückgetreten; sie kommen jetzt und fragen, was fertig worden, und man hat nichts vorzuzeigen." Und Ludens Zeitschrift Nemesis: mit Ingrimm sehe das enttäuschte Volk, „wie es nicht die Früchte auf den Feldern brechen darf, die es mit seinem Blute und seinen Tränen gedüngt hat". Wie oft mußten dann die Regierungen fortan die unvorsichtigen Sätze aus dem Aufruf hören, mit dem beim Eintritt in den Freiheitskrieg die „Wiederkehr eines ehrwürdigen Reiches in zeitgemäßer Gestaltung" angekündigt worden war: diese Gestaltung solle allein den deutschen Fürsten „und Völkern" anheimgestellt bleiben, und: „Je schärfer in seinen Grundlagen und Umrissen das Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können"! Als das Werk des Kongresses fertig war, schrieb Luden in einer bitteren Betrachtung von der Schmach, die dem deutschen Volke angetan sei: die Deutschen mögen geistig und sittlich sein, was sie wollen, als Volk sind sie verachtet.

Schon kündigt sich die Losung an: die Nation selbst, und zwar „das Volk" im Gegensatz zu den jetzt Regierenden, müsse dem Vaterland seinen Staat, seine Größe, seine Freiheit schaffen.

5.

Das Zeitalter der Restauration und die Bewegung für „Einheit und Freiheit“ bis in die dreißiger Jahre.

Mit dem Sturze Napoleons trat Europa unter das Zeichen der „Restauration“, der Herstellung der alten Gewalten, des mächtigen Rückschlags gegen alles Revolutionäre, dem auch die Stimmung der Zeit weithin entgegenkam. Zum Revolutionären aber gehörte für die alten Gewalten das, was wir nationale Bewegung nennen: das Streben nach einem Staat, der die Nation als Einheit zusammenfaßt und von ihr als einer Gemeinschaft freier, am Staat beteiligter Bürger getragen wird. Einer Gemeinschaft, die über die dynastischen Grenzen weg vereinigt sein will, weil sie sich durch das Volkstum verbunden fühlt. Wenn damit Ernst gemacht wurde, dann wurde unter den Großmächten, die zu uns gehörten, die eine, Österreich, überhaupt aufgelöst, von allen Seiten her, von Italien, von ihren alten Ländern Ungarn und Böhmen her, wenn in ihnen das Nationalstreben aufkam. Der anderen Großmacht aber, Preußen, zeigte sich die glänzende Möglichkeit, vom eigenen Staat aus eine deutsche Einheit zu gründen, sich selbst mit Hilfe des deutschen Gedankens zur deutschen Macht zu erheben. Für Österreich ein Grund mehr, um die deutsche Bewegung niederzuhalten. Der leitende Staatsmann des Völkerreiches, der Fürst Metternich, lenkte mit Geschick als die Seele der Restauration die Abwehr gegen die nationalen Bewegungen in Europa. Wo es sich um

Deutschland handelte, waren die Mächte darin einig, daß Deutschland zersplittert und zwieträchtig bleiben, Preußen nicht stärker werden durfte. Eine nationale Politik Preußens hätte auf ihrem Wege eine europäische Gegnerschaft gefunden.

Preußen konnte dagegen nicht aufkommen. Der Staat, der zum Bündnis mit dem Nationalstreben bestimmt war, fühlte sich dafür zu schwach. Also war das Nationalstreben ihm selbst eine Verlegenheit; es war wie ein Versucher, der auf eine lebensgefährliche Bahn lockt. Konnte aber der preußische Staat das Nationalstreben nicht für sich brauchen, dann geriet er mit ihm in Spannung. Dies Verhältnis bedachten die Patrioten zu wenig, die Preußen vorwarfen, daß es sie von sich stoße und daß es an ihrer Sache, der Sache von 1813, zum Verräter werde. Sie beschuldigten den Adel und die Beamten des alten Preußens, daß sie selbstsüchtig und beschränkt Preußen von seiner Bestimmung fernhalten, weil sie die Neuerungen fürchten, die im Bund mit der nationalen Sache gegen die innere Verfassung des alten Preußens andrängten. Und allerdings, die Kräfte, die das Alte schützen wollten, setzten sich in Preußen durch; Preußen hielt ein auf der liberalen Bahn, die es in der Erhebungszeit beschritten hatte. Das Versprechen, einen Gesamtlandtag, preußische „Reichsstände", einzuführen, wurde nicht erfüllt. Die preußische Staatsgewalt schaffte sich Ruhe für das schwierige Werk, den Staat wieder zu Kraft und Wohlstand emporzubringen und das große Neupreußen im Westen mit Altpreußen zur Einheit zu verbinden. Das Werk ist ihr gelungen, und es ist mittelbar Deutschland zugute gekommen. Es war ja gerade um so nötiger für Deutschland wie für Preußen, je drohender die deutsche Zwietracht war, die alle Hoffnungen auf deutsche Einheit niedergeschlagen hatte!

Die Vorkämpfer des deutschen Gedankens schlossen sich zu freien Bünden zusammen. Den ersten dieser vaterländischen Bünde bildeten die Turnvereine Jahns. Dann hat Arndt 1814, angeregt durch einen ungenannten Patrioten, zur Gründung „Deutscher Gesellschaften" aufgefordert. In ihnen sollte der Sinn für ein großes nationales Leben und für deutsche Art gepflegt und die Männer erzogen werden, die dafür brauchbar wären. Jeder unbescholtene Deutsche vom Bauern bis zum Fürsten sollte willkommen sein. Eine Aristokratie der Gesinnung und der Bewährung sollte herangebildet werden aus allen Ständen der alten Gesellschaft; da durften die Unterschiede, die hier noch galten, zurücktreten in einer fast revolutionären Gleichheit. Einer Gleichheit, wie begeisterte Gesinnungsgemeinschaften sie untereinander halten: man denke an die Geschichte des Christentums, an die Stoa, an die Freimaurer, deren Beispiel der Zeit besonders nahe lag.

Der Gedanke ist am lebhaftesten von Männern in der Wetterau und der Taunusgegend aufgenommen worden. Bezeichnend war die Antwort der nassauischen Regierung auf eine Eingabe der Deutschen Gesellschaft in Wiesbaden. Diese Regierung konnte sich darauf berufen, daß sie nach den Wünschen ihres mächtigen mediatisierten Untertanen, des Freiherrn vom Stein, eine Verfassung mit Landtag angekündigt hatte. Es sei, schrieb sie nun, unvernünftig und gesetzwidrig, wenn Privatpersonen „selbständig oder unmittelbar" an den großen Nationalangelegenheiten mitwirken wollten. Geistliche, Lehrer und jüngere Beamte waren hauptsächlich die Mitglieder solcher Gesellschaften. Die nassauische Regierung unterdrückte sie. Sie sah in ihnen einen Herd für die Verbreitung des Gedankens der preußischen Vorherrschaft. Diese Regierungen erkannten viel klarer als die nationalgesinnte Öffentlichkeit selbst, daß die nationale Bewegung zum mindesten nördlich des Mains

für preußische Herrschaft wirken müsse. — Über diese Gesellschaften und ihren Zusammenhang mit dem Gruner-Hoffmannschen Plan, von dem die Rede war, und mit der Burschenschaft unterrichtet die Schrift von Friedrich Meinecke: Die Deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund.

Die weitaus bedeutendste Pflegstätte, und mit dauernder Wirkung, fanden die Gedanken der Erhebungszeit in der Burschenschaft. Ihre Entwicklung, im Zusammenhang mit der vaterländischen Bewegung, wird neuerdings eifrig erforscht. Ein Sammelorgan dafür sind die „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung". Als 6. Band ist jetzt der erste Teil einer Geschichte der Burschenschaft von Paul Wentzcke erschienen, eine wissenschaftlich genaue, allseitige Darstellung, die den Geist der Bewegung treu zur Anschauung bringt. Der Sinn bei der Gründung war, daß die Studenten, bisher in Landsmannschaften zusammengeschlossen, die einen beschränkten landschaftlichen Sondergeist verkörperten, sich zu der einen Burschenschaft, der Vereinigung aller Studenten, zusammenfinden sollten. Das war schon ein Vorbild für die Vereinigung der deutschen Staaten zu einem großen Vaterland. Damit verbanden sich nun aber die Bestrebungen, die auf Reinigung der rohen Sitten unter den Studenten und auf die Pflege christlichen Sinnes und deutscher Art im Geist der Erhebungszeit ausgingen und dem Leben des Studenten Gehalt und Aufgaben geben wollten. Vielen, die aus dem Freiheitskrieg an die Universität zurückkehrten, war es damit heiliger Ernst. Es ging eine begeisterte reformatorische Strömung durch die Studentenschaft.

Vom älteren Geschlecht war es hauptsächlich Jahn, der diese Jugendbewegung angeregt hat. Er als Lützower Jäger hat ihr auch die Farben empfohlen, welche die Lützower

Freischar auf ihrer goldgestickten schwarzroten Fahne getragen hatte. Es sollten die alten Reichsfarben sein. Man bedenke, daß es unter dem Deutschen Bund keine deutschen Farben, kein deutsches Wappen gab; es gab nur Farben und Wappen der Einzelstaaten. Weiter ist bedeutsam, daß die Einleitung zur Verfassungsurkunde der Jenaer Burschenschaft zum großen Teil wörtlich jenem Aufruf entnommen war, mit dem 1815 Wilhelm Snell die Bildung einer deutschen Freischar angeregt hatte. Sein Plan wurde nun auf die Friedensarbeit übertragen. Aus den Studenten sollte eine Kerntruppe für ein neues Deutschland gebildet werden.

In der Durchführung glich der „Burschenstaat" bald mehr dem Einheitsstaat, bald mehr dem Bundesstaat: hier blieben die Landsmannschaften bestehen als Unterabteilungen der Burschenschaft, dort lösten sie sich in die Burschenschaft auf. Wenn es nicht gelang, die Landsmannschaften zur Unterordnung zu bringen, mußte die Burschenschaft sich neben diese setzen. Die Burschenschaften nannten sich mit Vorliebe Germania oder Teutonia. Auf den Hochschulen mit ihrer Freizügigkeit und ihrem wechselseitigen Verkehr war die nationale Gemeinschaft in der Tat mehr als sonst im deutschen Leben schon verwirklicht. Aber an den Schranken der Kirchentrennung machte sie vorläufig halt: es war eine Gemeinschaft der protestantischen Universitäten, und von diesen ging die Burschenbewegung aus. Das norddeutsche Element überwog. In den sogenannten engeren Vereinen der Burschenschaften, wo die Führenden beieinander waren, konnte man bereits ein Bild vom später so genannten Kleindeutschland sehen: Österreich war nicht vertreten, dagegen Schleswig. Der erste Vorkämpfer der Schleswig-Holstein-Bewegung, Jens Uwe Lornsen, war Burschenschafter im engeren Jenaer Kreis. Jena wurde Vorbild und Mittelpunkt. Nach Süddeutschland hinein reichte die Bewegung

durch das wichtige Heidelberg, das unter Achim von Arnim, Brentano und Görres die Hauptstädte der „vaterländischen Romantik" geworden und von norddeutschen Studenten stark besucht war.

An den preußischen Universitäten stand das Sondertum fester und war der Einheitseifer geringer. Es zeigte sich von Anfang an in der politischen Nationalbewegung, daß sie am eifrigsten war in den kleinen Staaten; hier war das Bedürfnis nach einem mächtigen Vaterland und einer großen Gemeinschaft am stärksten. Dem Preußen konnte einigermaßen doch sein Staat das sein, was die anderen erst in einem deutschen Reiche suchten. Für die Angehörigen der kleinen Staaten umgekehrt war der preußische Vaterlandsstolz etwas besonders Anstößiges, das hartnäckigste und gefährlichste Sondertum, das der deutschen Einigung im Wege stand, wenn nicht Preußen sich zu einem Deutschland, wie sie es begehrten, erweiterte.

Ein Drang, überlieferte Unterschiede aufzulösen, war dieser jugendlichen Bewegung eigen, den Burschen wie den Turnern, bei denen die volle Gleichheit galt, die sich alle mit Du anredeten, die in ihrer einfachen, mutigen, deutschen Gesinnung gegenüber verkünstelten, verweichlichten, verwelschten Zeitgenossen eine Art neuer Aristokratie, nämlich des wahren Lebens und der Deutschheit, zu sein beanspruchten. Auch Selbstüberhebung und ein richtender Geist, der sich „grenzenlos erdreistete" wie Goethes Baccalaureus im Faust, war unter den Burschen und den Turnern. Aber auch viel ernste Frömmigkeit. Es ist höchst denkwürdig, daß für sie deutsch und christlich, germanisch und christlich zusammengehörte. Es war wie bei Klopstock und seinen schwärmerischen Jüngern.

Ein jugendlicher Mitarbeiter Jahns seit 1810, wie Jahn Lehrer an der Plamannischen Anstalt in Berlin, war der Märker Friedrich Friesen. Er widmete sich der Kräf-

tigung der Jugend und suchte gerade auch den neuen studentischen Geist vorzubereiten; er erlebte aber die Gründung der Burschenschaft nicht mehr, denn er fiel im Freiheitskrieg. Ihn schildert nun Jahn als eine Siegfriedgestalt, voll Jugendfülle und Jugendschöne, Unschuld und Weisheit, ohne Fehl an Leib und Seele. Bei solchen Erscheinungen mag sich mancher Richard Wagners überschwenglicher Schilderung des „deutschen Jünglings" erinnern, des Urbildes unserer Wiedergeburt im 18. Jahrhundert, der für unsere Befreiung „zum Klang von Leyer und Schwert seine Schlachten schlug" und dann die Reinigung und Kräftigung unseres Lebens unternahm. (Gesammelte Schriften 8, 36 ff.)

Der Höhepunkt in der Geschichte der Burschenschaft war das Wartburgfest von 1817. Da wurde zugleich die 300. Wiederkehr des Tages, der als Beginn von Luthers Reformation gerechnet wird, und der Jahrestag der Leipziger Schlacht gefeiert. Luther und Blücher, Luther und Armin wurden gepriesen, Luther auch als der deutsche Mann, der auf Gott und Gewissen seine Selbständigkeit gründet. Gebet, Kirchgang und Feier des heiligen Abendmahls gaben den frommen Sinn dieser Jugendbewegung kund, bei der die Theologen stark vertreten waren. Die Sonderkundgebung eines radikalen Kreises aber, in der sich auch die Staatsgewalt angegriffen fand, ließ die Geister der Restauration erschrecken oder gab doch den willkommenen Anlaß, um einzuschreiten. Als die Regierungen ernstlich vorgingen, führten die jungen Fanatiker aus dem Kreis der „Unbedingten" die bekannten Mordtaten aus. Das gab vollends das Zeichen zu der berüchtigten „Demagogen"-verfolgung und dem Vorgehen gegen die Universitäten und die Presse. Die preußische Regierung traf verdiente Patrioten, sogar Arndt, mit kleinlichen ehrenrührigen Maßregeln. Die Turngemeinde Jahns wurde schon früh ihr Opfer. Die ganze Schwere der Verfolgung aber fiel auf

die Burschenschaft. Sie hat über Unschuldige empörendes Elend gebracht. Es ist ein Schandfleck in der deutschen Geschichte. In diesen Dingen wurde sogar der Deutsche Bund, geführt von Metternich, dem die preußische Regierung folgte, leistungsfähig.

Mächte, die vielfach in Spannung miteinander lebten: Staat und Kirche, in Preußen der Beamtenstaat und die Gutsherren, taten sich hier zusammen. Die evangelische Kirche, die sich wieder stärker mit dem Geist des alten Glaubens füllte und wieder mehr Gewalt über die Gemüter bekam, predigte den Gehorsam. Die Regierungen gaben sich das Ansehen einer christlichen Obrigkeit mit väterlicher Fürsorge für die Untertanen, und wirklich wurde, besonders in Preußen, viel tüchtige Arbeit für die Wohlfahrt geleistet. Freilich standen allerhand engherzige Bestimmungen und vor allem die Schranken, die die Vielstaaterei dem Handel und Wandel setzte, im Weg. Den Gehorsam erleichterte das Ruhebedürfnis der Bürger nach schweren Jahren und die Gewohnheit, sich regieren zu lassen.

Die Gruppierung war auf Jahrzehnte die: Das Streben nach der Einheit verschlang sich mit dem Streben nach „Freiheit" der Regierten, worunter ihre Teilnahme an der Gesetzgebung und ihr Einfluß auf die Regierung inbegriffen war. Es war zugleich die Standesbewegung des Bürgertums. Gegen das Einheits- und das Freiheitsstreben und das Vordrängen des Bürgerstandes wurde von Regierungen, Adel, Kirche die Selbständigkeit der Einzelstaaten, die Macht der alten Obrigkeit und die alte Gesellschaftsverfassung verteidigt. Für die beharrenden Kräfte wirkten die Ideen der Romantik, die gegen die Lehren der Revolution das geschichtlich Gewachsene, die alten Herrschaftsverhältnisse, die ständische Gliederung und Bindung des Mittelalters priesen. Die Romantik wurde zur Weltanschauung der Restauration.

Der Zustand nun, in den das Streben nach „Einheit und Freiheit" sich gesperrt fand, war für die nationale Erziehung ungünstig. Es gab keine freie Öffentlichkeit, in die die politische Bewegung einströmen konnte; am freiesten war sie noch in Büchern von 20 Bogen aufwärts — denn da hörte die Zensur auf; eine Anleitung zur Weitschweifigkeit! — und in den Landtagen konstitutioneller Staaten, also zunächst in Süddeutschland. In diesen Landtagen wurden nun die Ansprüche der Nation verfochten. Die süddeutschen Abgeordneten mit ihren Reden und Beschlüssen bekamen eine unverhältnismäßig große Wichtigkeit. Man gewöhnte sich, Reden und Beschlüsse, auch wenn sie nichts erreichten, Taten zu nennen, um so mehr, als das Bekennen und Verfechten politischer Überzeugung unter Umständen schwere Opfer forderte. So gewöhnte man sich auch, dem unbeirrten Beharren auf dem, was einmal als gutes Recht und als Ideal galt, einen einseitig hohen politischen Wert beizumessen. Jahrzehntelang noch hatten Volksvertreter, die politisch ganz unfähig waren, allein wegen ihrer Bekenntnistreue und Charakterstärke großes Ansehen. Für die Ausbildung politischer Fähigkeiten und eines politischen Gesichtskreises waren diese Landtage, zumal bei ihrer Ohnmacht, keine Schule; sie teilten nur Übung in den Formen des Parlamentstreibens mit. Trotz ihrer Hilflosigkeit aber kamen sich diese Abgeordneten doch immer wieder so vor, als müßten sie von ihren kleinen Staaten aus Deutschland in Bewegung bringen.

Diese Staaten selbst erlangten damit, daß sie so liberal waren, eine Scheinbedeutung und eine Volkstümlichkeit, die der nationalen Sache schadete. Ihre Freisinnigkeit war nicht einmal ehrlich: die verhaßten Maßregeln, die sie von Bundes wegen durchführen mußten, konnten diese Regierungen mit der vis major entschuldigen, und doch war es ihnen gelegen, daß ihre Herrschaft gegenüber unge-

bärdigen Landtagen und Bevölkerungen dadurch gesichert wurde. Mit Fingern aber wies alles auf den wortbrüchigen König von Preußen, der sein Versprechen, preußische Reichsstände zu versammeln, nicht erfüllte. Am meisten nützte König Wilhelm von Württemberg die Lage aus: er zeigte sich als erklärter Gegner des herrschenden Systems und trieb den Gegensatz so weit, daß er sich wie ein Besiegter zwingen ließ, die scharfen Bundesmaßnahmen in seinem Lande durchzuführen. Dafür ließ er sich als Hort der Freiheit und Führer der deutschen Bewegung feiern.

Der Deutsche Bund wurde ebenso verachtet als gehaßt. Mit gutem Grund: stark war er nur, soweit einträchtiger Druck von Österreich und Preußen ihn zwang, und das war nur im Unterdrücken der politischen Bewegung. In nationalen Anliegen, die nicht von Österreich und Preußen als eigene Anliegen vertreten wurden, versagte er. Er, der ein politisches Deutschland zu vertreten hatte, war für sich keine Macht, und wurde vom Ausland für nichts geachtet. Vor dem Ausland gab es eine deutsche Nation noch immer nur in der Welt der „Dichter und Denker"; dort sollte die Aufgabe der Deutschen liegen; politisch bestand ihre Aufgabe darin, eine heilsame Zersplitterung zu bewahren. So hatten denn die Deutschen, die nicht zu Preußen und nicht zu Österreich gehörten, politisch kein gemeinsames Vaterland. Als Deutscher genoß man keine Achtung in der Welt. Dafür machte es nichts aus, daß damals die Schöpfungen der Deutschen in Philosophie, Wissenschaft, Dichtung stark auf das geistige Leben in Frankreich wirkten. Man muß beispielsweise den 15. Brief in Paul Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen" lesen, um zu spüren, wie ein Patriot in einem der kleinen Staaten diesen Zustand empfand, und wie ihn dann die charakter- und würdelose Haltung seiner Volksgenossen erregte.

Und nun ist in diesen süddeutschen Verfassungsstaaten, recht als ein Erzeugnis ihrer unnatürlichen Atmosphäre, der Plan eines Bundes der Mittel- und Kleinstaaten entwickelt worden. Ein ganz unmöglicher Gedanke, und doch wurde er bald zum Gemeingut vieler südwestdeutscher Liberalen. Er ist übrigens schon zur Zeit des Wiener Kongresses vorgetragen worden; in seinen Wurzeln ist er noch älter. Für die nationale Sache war er höchst bedenklich. Das war gleich in dem „Manuskript aus Süddeutschland" von 1820 zu sehen, einer Schrift, die ein Vertrauensmann des Königs von Württemberg nach dessen Gedanken verfaßt hat. Die mittleren und kleinen Staaten werden hier als Einheit vorgestellt und als die eigentlich deutschen Staaten, im Unterschied zu den beiden großen, die europäische Mächte sind und außerdeutsches Gebiet haben. Sie müssen streben, durch Vereinigung den Großmächten gegenüber freier und stärker zu werden; sie sollen sich dabei auf die „öffentliche Meinung" stützen, Einrichtungen gründen, die dem Zeitgeist und dem Streben der Nation gemäß sind. Da sich aber auf Volkstümlichkeit noch immer keine ausreichende Macht gründen läßt, war dieses sogenannte reine Deutschland im Ernstfall auf fremde Hilfe angewiesen, und dafür bot sich ganz von selbst — der alte Beschützer sogenannter deutscher Freiheit: Frankreich. An so etwas zu denken, hätte für ein Geschlecht, das soeben die Revolutionskriege und die Franzosenherrschaft erlebt hatte, ganz unmöglich sein sollen. In Deutschland war es möglich. Das „Manuskript aus Süddeutschland" wußte vom Rheinbund allerlei Gutes zu sagen und wies auch für die Gegenwart auf die Anlehnung an Frankreich hin. Wirklich ernst wurde es vollends mit solchen Gedanken seit der Julirevolution von 1830. Diese und was auf sie folgte, brachte über den deutschen Sinn eine schwere Krisis.

In Frankreich wurde das bourbonische Königtum und mit ihm das System der Restauration gestürzt, eine bürgerlich-liberale Regierung eingesetzt; eine dreiste Jugend führte das große Wort. Die Wirkung in Europa war gewaltig. Der deutsche Süden und Westen erfüllte und berauschte sich mit den Stimmungen und Gedanken dieser und der großen französischen Revolution. Belgien löste sich vom Königreich der Niederlande und wurde ein Musterstaat für entschieden liberale Verfassung. Damit siegte französischer Einfluß in Belgien; die Franzosen begehrten den Anschluß des Landes an Frankreich. In England wirkte zum erstenmal das französische Beispiel stark; auch hier Sieg der Liberalen. Der Westen Europas war liberal.

In Deutschland gaben nun auch einige norddeutsche Staaten den liberalen Wünschen nach; im Südwesten vollends wurden die Zügel locker; man könnte bereits ein „konstitutionelles Deutschland“ in Nord und Süd den „absolutistischen“ Mächten Preußen und Österreich gegenüberstellen. Diese setzten sich zur Wehr. Hinter ihnen sah man ihren russischen Freund; die „Heilige Allianz“ der Restauration stand herrisch und drohend zum Kampfe da. Preußen und dem Deutschen Bund wurde geflissentlich vorgeworfen, sie stehen unter russischer Fuchtel. Zwei Lager sahen die Liberalen in Europa: Freiheit und Knechtschaft, Zivilisation und Barbarei, West und Ost. Und diese Lager konnten einmal Krieg gegeneinander führen: einen Prinzipienkrieg, einen politischen Glaubenskrieg, wie zum Vergleich mit dem Zeitalter der Religionskriege gesagt wurde. Die Deutschen hielten sich da ganz an die französische Phantasie und Begriffssprache, von der sie eingefangen werden sollten. Und sie fragten: wohin in solchem Kriege *sie* gehörten. Die Grenze ging ja durch Deutschland durch; in Preußen selbst drängte das Rheinland nach dem liberalen Wesen.

Weiter: nach der französischen Julirevolution erhoben sich die P o l e n gegen Rußland. Die Polen, das waren die nächsten Opfer der russisch-preußisch-österreichischen Gemeinschaft: aufgeteilt unter die drei Mächte, ausgestrichen aus der Reihe der Nationen; diese Knechtung und Vernichtung bleibend zu machen, schien der nächste Zweck der Mächte-Gemeinschaft. Und nun erhoben sie sich. Der Westen jubelte ihnen zu; nach Frankreich führten ja ihre alten Verbindungen. Aber mit den Waffen griff niemand zu ihrer Unterstützung ein; sie erlagen. Es ist bekannt, wie die polnischen Flüchtlinge bei uns gefeiert und umschwärmt wurden, wie man ihre Lieder nachsang und eifrig Gaben für sie sammelte. Es war ähnlich wie einige Jahre vorher die Begeisterung für die Griechen, die sich gegen die Türkenherrschaft erhoben hatten. Es war viel deutsche Verehrung für das Fremde darin und bodenlos umherschweifende Menschenfreundlichkeit in der Art des 18. Jahrhunderts. Daß das Mitgefühl so leidenschaftlich war, hatte aber noch einen ernsthaften Grund: die eigene Sehnsucht nach einem freien und mächtigen Vaterland und nach Heldengröße. Diesmal aber galt die Sympathie einem Volke, dessen Befreiung das Deutschtum im Osten bedroht hätte, einem Feinde unserer Nation! Dafür hatten natürlich die Deutschen im Süden und Westen kein Verständnis. Sie wähnten sogar, ein freies Polen müsse unser Bundesgenosse gegen Rußland sein, unsere Befreiung von Rußland komme mit der Befreiung Polens, und Preußen werde frei und deutsch, wenn es polnisches Gebiet abgebe. Man wollte Preußen mit Rußland verfeinden, um es für die Freiheit und für Deutschland zu gewinnen.

Die Liberalen sprachen von der Solidarität aller Nationen, die frei werden wollen; sie alle, Deutsche, Polen, Italiener besonders, sollten den Mächten, von denen sie beherrscht würden, eine Heilige Allianz der Völker gegen-

überstellen. Jeder Erfolg, den irgendwo der Kampf um nationale Unabhängigkeit habe, diene der allgemeinen Sache. So klang auf dem berühmten Hambacher Fest von 1832 die Rede Siebenpfeiffers aus in ein Lebehoch zuerst auf das freie einige Deutschland, dann auf die Polen, „der Deutschen Verbündete", auf „die Franken, der Deutschen Brüder, die unsere Nationalität und Selbständigkeit achten", auf „jedes Volk, das seine Ketten bricht", endlich auf die Dreiheit „Vaterland, Volkshoheit, Völkerbund". Die polnische Fahne war neben der schwarz-rot-goldenen aufgepflanzt.

Diese Stimmung eines politisch weltfremden, vertrauensseligen Volkes ohne vaterländischen Halt war überaus bedenklich. Sie konnte den Südwesten in die Arme Frankreichs führen. Französische Agenten bearbeiteten die rheinische Bevölkerung; Mainz und die Pfalz mit ihrem „Bastardvolk" waren Herde franzosenfreundlicher Umtriebe; französische Truppen wären als Befreier begrüßt worden. Frankreich genoß jetzt in diesen Ländern, die die Erhebung von 1813/14 nicht oder ungenügend mitgemacht hatten, ein unglaubliches Ansehen. Als Zeichen mag man es nehmen, daß einer der besonneneren südwestdeutschen Liberalen, ein Mann von der ernstesten deutschen Bildung, ein charaktervoller Patriot, Paul Pfizer, in seiner Flugschrift von 1832 über die Aufgabe des deutschen Liberalismus die französische Nation die erste Nation der Welt, die Franzosen die Führer und Leiter der Zivilisation nennt, daß also auch er einfach nachsprach, was die Franzosen zu ihrem Ruhm verbreiteten. Die Franzosen riefen nach der Rheingrenze, und deutsche Liberale setzten sich ernsthaft mit der Frage auseinander, ob die Befreiung ihres Vaterlandes von dem System der Ostmächte mit einer Landabtretung an Frankreich erkauft werden dürfe!

Einer der heftigsten Freiheitskämpfer und Hauptredner auf dem Hambacher Fest, das er nachher den „Geburtstag

der deutschen Nationaleinheit und (!) der europäischen Gesamtfreiheit" nannte, Johann Georg Wirth, trug zwar als Bekenntnis der deutschen Liberalen vor, daß „selbst die Freiheit" „auf Kosten der Integrität unseres Gebietes nicht verkauft werden" dürfe; der Kampf um unser Vaterland und unsere Freiheit müsse aus eigener Kraft geführt werden, und sobald Fremde sich einmischen, müssen wir „die Opposition gegen die inneren Verräter suspendieren und das Gesamtvolk gegen den äußeren Feind zu den Waffen rufen". So ließ auch Paul Pfizer im „Briefwechsel zweier Deutschen" seinen „Wilhelm" sagen; das Wichtigste, was wir von den Franzosen lernen könnten, sei, daß die Nationalunabhängigkeit „selbst der bürgerlichen Freiheit vorgehen muß und heiliger ist als diese". Es lasse sich keine größere Verkehrtheit denken, als die Nationalität der Freiheit aufzuopfern, denn die Freiheit sei das Mittel, die Nationalität der Zweck. Andere sagten freilich, sie sei das einzige Mittel, um eine selbständige Nation zu werden, und damit man sie erringe, dürfe man fremde Hilfe nicht scheuen, auch nicht den Preis aus vaterländischem Besitz, den sie für sich verlange. Die Herrschaft des Absolutismus über Deutschland sei ehrenrührig, sei wie eine Fremdherrschaft. Eine Ansicht, der das unmittelbare vaterländische Gefühl verlorengegangen war. Wirth schrieb damals: sollten die Franzosen als Preis für ihre Hilfe ein Rheinbunds-Protektorat und die Rheingrenze verlangen, so hieße es für uns: lieber jede Unterdrückung durch das herrschende System dulden, als die Nationalehre preisgeben. Nun mußte, gegenüber einem so ausschweifenden französischen Begehren, dies für jeden, der eine Spur von deutschem Sinn hatte, sich von selbst verstehen; bezeichnend ist, daß Wirth es für nötig hielt, solches überhaupt zu sagen.

Paul Pfizer hat in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen", der zuerst 1831, dann wieder 1832 erschien,

seinen „Friedrich" ausgiebig die Ansicht vertreten lassen, daß das „konstitutionelle Deutschland" die Freiheit unter Umständen im Bündnis mit Frankreich durchsetzen solle. Dabei werden alle Einbildungen vorgeführt, die die Menschen in Südwestdeutschland sich damals, kurze Zeit nach der Franzosenherrschaft, gemacht haben. Die konstitutionellen Staaten sollen nur so lange zu Frankreich halten, als von Frankreich keine Gefahr für Deutschland drohe! Es könne aus der Verbindung mit Frankreich auch etwas werden, was Frankreich nicht wolle: Die Einigung Deutschlands unter dem liberalen Gedanken! Frankreich soll also benutzt und überlistet werden, und dazu soll die deutsche Kleinstaaterei fähig sein! Wenn möglich, sollen diese Staaten ihre Kraft aufsparen, den Kampf der Mächte beobachten und sich auf die eine oder andere Seite schlagen, „wenn entweder der nordische Absolutismus über die Freiheit oder die französische Eroberungslust über die nationale Selbständigkeit ein offenbar gefährliches Übergewicht erhält". Deutsche wollen wir bleiben, ganz gewiß — aber: würde die Freiheit errungen und ginge dafür ein Stück deutschen Bodens an Frankreich verloren,, so dürften wir nicht schwächlich und kleinlich sein! Für die Interessen Frankreichs dürfen wir niemals fechten — aber: wenn allein durch den Bund mit Frankreich die europäische Freiheit gerettet werden könnte, dann dürften wir nicht davor zurückschrecken, unsere Waffen auch gegen die eigenen Sprach- und Stammgenossen zu kehren! Pfizer hat diese Ansicht vorgetragen nicht als sein letztes Wort — wiewohl er ihr in der zweiten Auflage das letzte Wort ließ —, aber als eine Ansicht, die er sich immer wieder bis zu ihren letzten Folgerungen vorlegte.

Ein wackerer Patriot unter den Liberalen dieser Zeit, Ernst Münch, stellte nach der Julirevolution die Parteien einander so gegenüber, daß die eine sagt: ohne Frei-

heit gibt es kein Vaterland; die die Freiheit wollen in allen Ländern, bilden eine Familie; nationale Rücksichten verschwinden vor dieser Weltgemeinschaft; das Führerland für alle ist Frankreich. Die andere sagt: ohne Vaterland gibt es keine Freiheit; wer unser Vaterland antastet, mit dem hört jede Gemeinschaft auf; der Mittelpunkt Europas soll Deutschland werden.

Als der Bund 1832 mit scharfen Maßregeln gegen die Freiheitsbewegung durchgriff, wurde der Gegensatz aufs äußerste hervorgetrieben. Der Bund wahrte mit seinem Zwange diesmal tatsächlich den nationalen Zusammenhalt; denn das ausschweifende Treiben nahe der französischen Grenze war national höchst bedenklich und unerträglich; die südwestdeutschen Staaten aber waren zu schwach; zum Teil riefen sie selbst nach Stärkung. Um was es sich handelte, konnte jedermann sehen, als Frankreich und England dagegen einzuschreiten versuchten, daß der Bund, dessen Verfassung unter ihre Bürgschaft gestellt sei, die Freiheit seiner Mitglieder, die indépendance germanique bedrohe. Indem diese Einmischung vom Bund aus entschieden zurückgewiesen wurde, wahrten unsere Regierungen doch die Selbständigkeit und Würde Deutschlands. Die Liberalen aber waren die Schützlinge des Auslands! Und indem sie nun gegen die Bundesbeschlüsse auf die Rechte pochten, die ihre sonderstaatliche Freiheit ihnen gab, waren sie die Anwälte jener „deutschen Libertät", die dem alten Reich den Untergang bereitet, dem Ausland zu seinen Erfolgen über uns verholfen hatte. Der gefeiertste unter den Führern der südwestdeutschen Liberalen, von Rotteck, gab klar die Losung aus: lieber Freiheit ohne Einheit, als Einheit ohne Freiheit. So stärkte die Freiheitsbewegung, die die deutsche Einheit schaffen wollte, den Sondergeist.

Und nun trieb ein linker Flügel zu Verschwörungen

und Gewalttat. Flüchtlinge, die nach Frankreich, der Schweiz oder England auswanderten, gerieten in die internationalen Geheimbünde, die von Mazzini und polnischen Verschwörern geleitet wurden. Die deutschen Studenten, die 1833 den Sturm auf die Wache in Frankfurt unternahmen, wurden von einem Polen geführt, der in französischer Sprache befehligte. Ihr Unternehmen hing mit polnischen Plänen zusammen. Sie waren die Werkzeuge; ihre Führer brachten sich in Sicherheit, als der Putsch mißlang.

Es gab jetzt in der Burschenschaft, die nach 1830 eine vorübergehende Freiheit genoß, eine radikale Richtung in französischem Stil, abweichend vom alten deutsch-christlichen Charakter. Es war bezeichnend für sie, daß sie Juden aufnahm. In der Luft der radikalen Freiheitsbewegung kam überhaupt zum erstenmal in Deutschland das jüdische Element auf. Voran Börne, im deutschen Leben heimatlos, gegenüber dem deutschen Wesen ohne Pietät — die allerdings auch nicht zu verlangen war —, mit dem Trieb zum Auflösen, ein Apostel der revolutionären Franzosen, zu deren Staat und Geistesart es die Juden überhaupt mächtig hinzog, deren literarische Gewohnheiten sie in Deutschland einbürgerten. Für die Politik hatte Börne nur negative Fähigkeiten: ein großes Geschick im Angriff und im geistigen Vernichten vom Standpunkt der Freiheit des Einzelmenschen und der Gleichheit aus. Er bearbeitete so den empfänglich gewordenen deutschen Boden, stachelte und verspottete die Deutschen mit ihrer Schwerfälligkeit, Zurückgebliebenheit, Bedientenhaftigkeit und Pietät. Er wurde wirklich für viele ein bewunderter „Lehrer und Meister". Er wurde und wird noch von Juden und von Söhnen unseres Volkes ein deutscher Patriot genannt. Veit Valentin der Ältere feierte ihn 1886 in seiner Frankfurter Gedächtnisrede unverfroren als „deutschen Mann"; „das

eine unveränderte hohe und heilige Thema seines Denkens und Schreibens“ sei „die unentwegte Liebe zum deutschen Vaterlande“ gewesen.

Schwerer noch ist das Ansehen und der Beifall zu nehmen, die in gleicher Richtung H e i n r i c h H e i n e fand, der persönlich noch weit weniger achtungswert war als der „Jakobiner“ Börne, ein Lump an Gesinnung und gegen die Deutschen noch ganz anders frech; allein er wußte, wie man sie behandeln konnte. Er sah auf sie mit einem Gemisch von Achtung und Spott, Zuneigung und Haß, und er selber hatte den sicheren Instinkt dafür, was er bei uns zu zerstören habe: die Geltung von Fürsten, Adel, Kirche, das Ansehen des preußischen Staates, den deutsch-christlichen Geist der Erhebungszeit, und er hatte den Scharfblick und das Geschick, um dies alles lächerlich und gering zu machen. Auch wo er pries, was uns angehörte, machte er im Handumdrehen etwas daraus, was ihm gemäß war und taugte. Zu der Frechheit, mit der er alles besorgte, gehörte auch, daß er sich den Deutschen immer wieder als ihren Landsmann und Vorkämpfer darstellte.

Wo vom deutschen Gedanken gesprochen wird, haben solche Erscheinungen nur Platz als Verneinung dieses Gedankens. Wenn Heine den Deutschen die Aufgabe setzt, seine sogenannte Religion der Freiheit von allem, was sie bisher gebunden hat, der Sinnenfreude usw. in einer deutschen Revolution durchzuführen, so ist dabei auf keinerlei Kräfte gerechnet, die als deutsch angesprochen werden können; vielmehr soll das deutsche Wesen zersetzt werden. Heine rief dafür den Weltbürgersinn der Deutschen an und die Vorstellung, in der viele Liberale befangen waren, als ob die nationalen Gegensätze sich in den durchgehenden Gegensatz der „Prinzipien“ von Freiheit und Gebundenheit auflösten. So schrieb er Ende der zwanziger Jahre, eine der Betrachtungen weiterspinnend, mit denen er Napoleon ver-

herrlichte: „Täglich verschwinden mehr und mehr die törichten Nationalvorurteile; alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Zivilisation; es gibt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien."

Im allgemeinen setzte aber doch auch da, wo Heine und Börne und die Franzosen Gefolgschaft fanden, das deutsche Wesen auf die Dauer der Auflösung Widerstand entgegen. Schon in dem Literatenkreis, für den damals, aus seiner eigenen Mitte, der Name des Jungen Deutschland aufkam, war der vaterländische Gedanke nicht unlebendig, das Erbe der Erhebungszeit nicht einfach verloren. Und sonst bei den Kämpfern um politische Freiheit, bei den liberalen Landtagsparteien drangen die französisch-jüdischen Emanzipationsgedanken nicht tief ein; die ererbte Gesittung, der Halt, in den Kirche und Staat die Gesellschaft eingefügt haben, war zu fest. Ein Beispiel dafür, wie sich solche Emanzipationsgedanken, in denen übrigens Rousseau und die Genieperiode wieder auflebte, mit einem deutschen Nationalgefühl mischten, geben die unreifen Phantasien Siebenpfeiffers auf dem Hambacher Fest. Auch er schwärmt für deutsche Einheit, Größe und Macht. Sein Nationalstolz wird sogar recht kühn: Die Germania wird künftig mit der zivilisierenden Fackel der Aufklärung in die fernsten Winkel der Erde leuchten, während sie in der anderen Hand die Wage des Schiedsrichteramtes hält, um streitenden Völkern das selbsterbetene Gesetz des Friedens zu spenden, den Völkern, von denen sie jetzt das Gesetz der Gewalt und den Fußtritt höhnender Verachtung empfängt. Alles das wird natürlich das befreite Volk fertigbringen. Er sieht den Tag kommen, wo zwischen Alpengebirg und Nordsee der Deutsche den Deutschen als Bruder umarmt; aber auch allen freien Völkern bringt die deutsche Flagge, die über die Meere fährt, den Bruderkuß. Er schwärmt für

die Bürgertugenden in stoischem Gewand, in der Sprache der Jakobiner, mit wilder Entrüstung über die kalten, prassenden und verbildeten Aristokraten, Egoisten, Despoten, denen das Volk Zwingburgen, Tanzsäle und Bäder baut. Er will nicht nur den Priestertrug, sondern gleich auch „das Joch des Gewissens" abschütteln. Dabei stecken ihm, wenn er von den stählenden Leibesübungen der künftigen vaterländischen Jugend spricht, die Turner Jahns im Kopf. Denn etwas ist auch er Teutone: er begeistert sich für Hermann den Cherusker und schwört „bei Thuisko, dem Gott der freien Deutschen". Auch Luther feiert er; aber natürlich ist dieser „Glaubensheld" vor allem Befreier vom „römischen Despoten" und seinem „Pfaffentum", von dem das Volk unterdrückt und in Unwissenheit gehalten wird. Dann will er das deutsche Weib befreien, daß sie nicht mehr die dienstpflichtige Magd des Mannes, sondern die freie Genossin des freien Bürgers ist. Und so fort.

Die vaterländische Romantik in der Erhebungszeit hatte eine ziemlich geschlossene Weltanschauung von deutschem Charakter ausgebildet. Aber sie war stark nach der „reaktionären" Seite hin, als Weltanschauung der Restauration, entwickelt worden. Im Kampf gegen die Restauration wurde deshalb auch „die Romantik" als Gegnerin behandelt. Gegen das Nachbilden der Vergangenheit in Kunst und Leben, Staat, Kirche kehrte sich ein vorwärtsstrebender Geist, der mit altem, „gotischem Gerümpel" aufräumen, sich frei bewegen und um den Fortschritt kämpfen wollte. Zu ihm gehört jene französierende Bewegung, die in das Vermächtnis der Erhebungszeit einbrach. Es konnte nicht fehlen, daß der Rückschlag gegen die Romantik auch dem in der Erhebungszeit erwachten Eifer für die Pflege deutschen Wesens schadete.

Zwar kamen gerade in den Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen die Früchte der vaterländischen

Romantik zur Entfaltung: Einmal in der Wissenschaft, die der deutschen Sprache und Dichtung, dem deutschen Recht, der deutschen Geschichte des Mittelalters und der germanischen Vorzeit nachging und literarische Denkmäler in Fülle neu zugänglich machte. In die Jahrzehnte nach den Freiheitskriegen fällt die Hauptarbeit der Brüder Grimm. Dann in der Kunst, die in unserem „Freischütz" und in den Meistern des volkstümlichen Liedes in Wort und Ton, in den Schöpfungen Schuberts und endlich in den Wagnerschen Dramen von den vierziger Jahren an schöpferisch gestaltete, was die deutsche Romantik begehrt hatte. Aber wie schwer ward es noch nach den Freiheitskriegen dieser herrlich erblühten deutschen Tonkunst, sich gegen die fremde durchzusetzen, über die sie doch hinausgewachsen war! Die italienischen und französischen Musiker bei uns hatten noch immer fast die alte Herrscherstellung inne, und wenn sie gewaltig auftraten, machten sie um so sicherer Eindruck auf das deutsche Publikum. In Dresden mußte Weber sich darum wehren, neben Morlacchi einigermaßen ebenbürtig dazustehen und der deutschen Musik eine ehrenvolle Stelle neben der italienischen zu erstreiten. Beim Regierungsjubiläum von 1818 wurden fast nur italienische Kompositionen gespielt. In Berlin übte Spontini eine gewaltige Fremdherrschaft aus. Die elegante Salonmusik, die geboten wurde, hielt die Gesellschaft in Bann. Als der „Freischütz" aufgeführt werden sollte, machte die italienische Partei alle Anstrengung, um ihn loszuwerden, und als er am Jahrestage der Schlacht von Belle-Alliance 1821 unter überwältigendem Jubel erschien, da war das wie ein deutscher Sieg. Aber erst nach und nach wurde der Bann gebrochen. Noch zu Wagners Zeit galt bekanntlich in der Oper, daß man in Paris Erfolg haben mußte, um in Deutschland aufgenommen zu werden. In Berlin wurde Meyerbeer maßlos verherrlicht.

In keiner Kunst ist es so handgreiflich wie in der Tonkunst, daß, wenn eigene Meister das Gewaltigste, Tiefste, Beglückendste in fabelhafter Fülle geschaffen haben, das deutsche Publikum sich großenteils an fremde Kunst, und zwar auch geringwertige, und unter den einheimischen Erzeugnissen an die trivialen, rührseligen usw. hält. Oft wird darauf aufmerksam gemacht, daß zu ihrer Zeit nicht Goethe und Schiller, sondern Iffland und Kotzebue die Bühne beherrscht haben; in der Oper und im ganzen Musizieren war es ähnlich. Kaum waren — ich schließe mich an ein Wort von Karl Grunsky in der Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts an — kaum waren die italienischen Kapellmeister glücklich abgezogen, da begann unter kleinlichen deutschen Musikgewalthabern die Herrschaft der Mittelmäßigkeit, die allem Großen im Wege war. Der Kunsthandel diente schlechtem Potpourri-Geschmack; die Werke der großen Meister blieben zum größten Teil überhaupt unbekannt.

Weniger schöpferisch als diese so dürftig gepflegte Tonkunst war die bildende Kunst; viele Jahrzehnte lang erging sie sich hauptsächlich im Wiederholen älterer Kunstweisen. Bezeichnend ist dabei, daß eine Verbindung altdeutscher mit klassischer, antik-italienischer Art, unter ausdrücklicher Berufung auf Dürer, als Erfüllung deutschen Kunststrebens galt. Auch in der Wahl der Stoffe bekundete sich, daß ein Zusammenklang des Vaterländischen mit dem Antiken und dem Christlichen gesucht wurde. Ernster und innerlicher deutscher Sinn wurde dabei bewußt gepflegt. Der Künstler sollte ein Verkündiger der deutschen Ideale sein. Es war eine reformatorische Gesinnung, ähnlich wie in der Burschenschaft oder einst bei Klopstock und seiner Gemeinde. So war es in dem Künstlerkreis, dessen Gönner und Auftraggeber König Ludwig I. von Bayern war. Als Vorbild kann Peter Cornelius gelten.

Echt deutsch war doch die Überzeugung, daß es beim

Kunstschaffen darauf ankomme, was der Künstler für eine Gesinnung habe! Alles menschliche Schaffen ist, ob auch unbewußt, die Auswirkung des inneren Wesens der Persönlichkeit. Ludwig Richter erzählt in seinen Lebenserinnerungen, wie er als ganz junger Mann — es war im Jahre 1824 — mit deutschen Gefährten im Sabinergebirge malte: Sie hatten alle nur das eine Ziel, die Natur bis ins kleinste so treu wie möglich wiederzugeben. Da fand sich denn, daß jeder sie anders wiedergab. Bei einem Melancholiker zeigte sich die Natur merkwürdig verändert, bewegte Umrisse ruhig und geradlinig, heitere Farben gebleicht und getrübt, Schatten dunkler, als die anderen sie finden konnten. Noch nie, sagt Richter, habe er so tief empfunden und so augenscheinlich gesehen, daß die Kunst „nur der beseelte Widerschein der Natur aus dem Spiegel der Seele" sei und daß es deshalb von größter Bedeutung sein müsse, wie das Innere des Künstlers beschaffen sei. Was er dabei über das Verhältnis der deutschen Maler zur Natur sagt, ist ebenfalls ein ganz deutscher Zug. „Wir verliebten uns in jeden Grashalm, in jeden zierlichen Zweig und wollten keinen ansprechenden Zug uns entgehen lassen." Die Menge alles des einzelnen in seiner unwillkürlich von ihnen als beseelt gefühlten Eigenart zog sie an. Wenn sie dabei einseitig Zeichner waren — „der Bleistift konnte nicht hart und spitz genug sein" —, im völligen Gegensatz zu den französischen Malern, die ebendort von ihnen beobachtet wurden, wie sie mit „ungeheuren" Farbenmengen in fingerdick aufgesetzten Pinselstrichen den großen sogenannten Totaleffekt suchten, so lag die Einseitigkeit der Deutschen allerdings in der Richtung gerade dieser Zeit. Auch der großzügigen Kunst von Cornelius, Schnorr usw. fehlte das Malerische. Aber zur liebevollen und genauen Wiedergabe des bunten Reichtums der Welt hatte die deutsche Art immer den entschiedensten Hang, und dafür bot sich der Stift mehr an

als der Pinsel. Und welcher Künstler gäbe für diese deutsche Art ein vollkommeneres Beispiel als Richter selbst, der eigenartiger war als sonst die Kunst seiner Zeit und auch ganz ein Deutscher des Heimatbodens sein *wollte*! Dies führt aber noch zu einer eigentümlichen Bemerkung. Unsere Aufgabe ist hier ja nicht eine Geschichte der Offenbarungen deutschen Wesens, sondern des *Bewußtseins* vom deutschen Wesen. Ein Bewußtsein nun davon, wie genau deutsche Art sich in dieser Kunstweise ihre Sprache schuf, wird in diesen von der Romantik ergriffenen Jahrzehnten, soviel ich sehe, kaum einmal recht ausgesprochen. Auch Richter an der genannten Stelle läßt es nur zwischen den Zeilen fühlen. Erst allmählich hat sich gegenüber der bildenden Kunst, wie der Musik, die deutsche Selbstbeobachtung und der Ausdruck dafür so verfeinert, wie es uns jetzt geläufig ist.

Es war die Rede von König Ludwig von Bayern, dem Förderer der deutschgesinnten Künstler. Man kann ihn da nicht nennen, ohne auch das zu rühmen, daß er Altbayern mit Energie an das neue deutsche und deutschgesinnte Geistesleben angeschlossen hat. Was schon die Angliederung der fränkischen Landschaften gefördert hat, ist durch protestantische Norddeutsche, die der König nach München berufen hatte, entwickelt worden. Sein Sohn Maximilian hat die Arbeit des Vaters fortgesetzt und ergänzt. München wurde endlich eine deutsche Hauptstadt. — — —

Das war doch erreicht, daß die Pflicht, recht deutsch zu sein und an den Idealen der Erhebungszeit festzuhalten, in allen den Lagern, die sich im öffentlichen Leben gegenüberstanden, anerkannt wurde. Alle legten Wert darauf, als rechte Vertreter deutschen Wesens zu erscheinen.

Die *Konservativen*, die besonders im Norden stark waren, machten gegenüber der ganzen Freiheitsbewegung den Anspruch, daß sie es seien, die den wahren

Nationalgeist vertreten. Man solle nicht die Franzosen nachahmen, nachdem man sie geistig und dann mit den Waffen überwunden habe (ein Wort von Ranke aus dem Aufsatz „Frankreich und Deutschland", 1832). Man solle das Lebendige, aus unserem Wurzelboden Entsprossene entwickeln, nicht fremde, tote, papierene Formen einführen. Man solle die Eigenart der deutschen Landschaften erhalten, nicht alles glatt und gleich schleifen. Mit dem Gedanken vom Volksgeist, der in Recht und Verfassung schafft und nicht gestört werden will, wandten sich die Konservativen gegen das ausgeklügelte System der Volkssouveränität, gegen die Volksvertretung aus dem gleichen Wahlrecht „atomisierter" Staatsbürger, schließlich überhaupt gegen das konstitutionelle Musterstaatsrecht. Sie nahmen auch die Einzelstaaten in Schutz gegen die Forderung nach einem Nationalstaat, der in sie hineinregiere. Der deutsche Geist habe sich nun einmal seinen politischen Körper auf seine Weise gebaut: er habe eine Fülle großer und kleiner Sonderstaaten geschaffen; ihnen wohne er inne. Sie müssen als Nächstverwandte zusammenhalten. An dem Bau ihrer Bundesgemeinschaft könne ja immer weitergebaut werden, daß er geschlossener werde. Es war eine Lehre so recht für die altpreußischen Gutsherren. So genügsam, so sehr aufs Bewahren des Bestehenden bedacht konnte diese Partei sein, daß z. B. im „Berliner Politischen Wochenblatt" im Jahre 1833 die Wiedereroberung entfremdeten nationalen Besitzes, wie des Elsässer Landes, ausdrücklich abgelehnt wurde. Ein Nationalstreben, das bestehendem Recht Gewalt antun wolle, sei heidnisch. Das sei die Art der Revolution; so mache es die grande nation. Der nationale Eigennutz müsse sich vor der Rechts- und Staatenordnung als dem Ausdruck der göttlichen Weltordnung beugen. Das war die äußerste Folgerung konservativen Denkens im Geiste der Brüder von Gerlach, der Gruppe um Friedrich Wil-

helm IV. Deutschlands Beruf war diesem Kreis, ein Hort der Ordnung und des Rechts in Europa gegen „die Revolution“ und ihren Herd, Frankreich, zu sein. Von da aus konnte auch deutscher Ehrgeiz geltend gemacht werden: von Bülow-Cummerow schrieb z. B. 1842, Dänemark, Holland und Belgien sollten mit ihrem ganzen Gebiet dem Deutschen Bund beitreten, um „die Friedenspartei“ in Europa zu stärken, und Deutschland habe die Aufgabe, „der Friedensrichter“ in Europa zu sein.

Jener Auffassung von deutscher Geschichte entgegneten die Liberalen: Wenn das Deutsche Reich in „souveräne“ Einzelstaaten zerfallen sei, so sei dies das Werk einer unglücklichen Geschichte, die dem wahren Nationalsinn verwehrt habe sich zu entfalten, im einzelnen überdies das Werk der Gewalt und Willkür, durchaus unheiliger Mächte. Der deutsche Geist müsse die Freiheit, seinen Körper zu bauen, erst gewinnen. Die Grundlagen der liberalen Staatsform seien uralte deutsche Einrichtungen: „gemeine Freiheit“ der Volksgenossen, starke Rechte der einzelnen und feste Beschränkung der Befugnisse der öffentlichen Gewalt, Teilnahme der Volksgenossen an der Gesetzgebung und Regierung, weitgehende Selbständigkeit der Gemeinden usf. Die Liberalen bekämpften zwar die Romantik, sofern sie die Restauration stützte; aber auch sie riefen den heimischen Volksgeist für ihre Sache an. Ihr „Volk“, der Bürger- und Bauernstand, den sie heben wollten, sollte der Träger des deutschen Wesens sein, während sie Höfe und Adel beschuldigten, daß sie auch nach dem Freiheitskrieg noch französischer Zivilisation anhingen.

Nun ist bei den Liberalen eine wesentliche Unterscheidung zu machen. Ein Teil huldigte wirklich der französischen Art, für die als Träger der „Freiheit“ der abstrakte, aus aller Gebundenheit an feste Gemeinschaften losgelöste Einzelne gemeint war, und die das geschichtlich Gewachsene

auflöste, um einen Neubau nach den Regeln der „Vernunft" zu errichten. Hier schlug dann die Freiheit um in die neue Despotie des künstlichen Gleichmachens. Wer liberal in diesem Sinn war, der war Vorkämpfer einer Staatsallmacht, die in alles hineinregierte, eines „aufgeklärten Despotismus". Nicht nur republikanische Jakobiner, auch Staatsmänner der alten Gewalten, in josephinischer und rheinbündischer Art, waren in diesem Sinne liberal. Dagegen wehrten sich nun aber Liberale anderen Schlages für die „wahre" Freiheit, im Namen des „alten guten Rechts", des Herkommens, der Volkssitte, der soliden Ordnung. Ganz ähnlich wie die altpreußischen Grundherren sich wehrten gegen Hardenberg und die liberalen preußischen Beamten. Liberale dieser zweiten Art verlangten „Freiheit" auch für Ordnungen und Verbände, die den einzelnen banden, und konnten für Sonderrechte eintreten, die von den Liberalen französischen Musters mittelalterlich, feudal gescholten wurden. Sie gingen ebenso von den Bedürfnissen der Gemeinschaft und Ordnung als von Freiheitsanliegen des einzelnen aus. Nannten sich adelige Konservative, wenn sie gegenüber der Staatsallmacht alte Standesrechte, ständische Gegenrechte verteidigten, „ständisch-liberal", so waren umgekehrt bürgerliche Liberale dieser zweiten Art gegenüber Liberalen französischen Schlages konservativ. In ihren Verfassungsplänen folgten sie besonders dem englischen Beispiel — worin auch schon der konservative Zug lag! — und wollten eine kräftige, doch verfassungsmäßig beschränkte Monarchie, neben dem Haus der Volksabgeordneten eine aristokratische Kammer, Unterbau von kräftiger Selbstverwaltung usw. Es war ungefähr die Richtung des Freiherrn vom Stein; in den dreißiger und vierziger Jahren war Dahlmann ihr klassischer Vertreter. Aber auch Liberale, die den Staat auf die Volkssouveränität stellen wollten, für deutsche Verhältnisse also revolutionär waren, konnten im

übrigen recht konservativ und altväterisch sein. Uhland ist ein Beispiel.

Diese zweite liberale Richtung nun konnte sich als Hüter deutscher Art darstellen. Nur daß auch sie in dem, was sie für den deutschen Staat vorschlug, fremde Vorbilder hatte. Aber es waren, wie sie selbst hervorhob, der Hauptsache nach verwandte, germanische Vorbilder. Den germanischen Staatsgedanken wollten diese Liberalen vertreten. Ich komme in größerem Zusammenhang darauf zurück.

Diese zweite Art war nun aber auch die, bei der es nach Münchs Worten hieß: Ohne Vaterland keine Freiheit! Zuerst die Gründung eines mächtigen deutschen Staates und — im Gegensatz zu Rottecks Wahlspruch — lieber etwas weniger Freiheit, wenn die Einheit errungen werden kann! Einheit nicht im Sinne der Uniformierung, sondern des dauerhaften Zusammenschlusses und der Stärke des Ganzen.

Aber sie meinten einen Weg zu wissen, der auf „Einheit" und „Freiheit" zugleich führe, und auf dem durch die Freiheit Einheit und Macht noch gewaltig gesichert und gesteigert würden: Preußen mit seiner starken Rüstung solle das nationale Banner ergreifen, indem es zugleich ein konstitutioneller Staat werde. Der Gedanke war ja in den Befreiungsjahren schon lebendig gewesen. Dann hatte z. B. Ludwig Wieland, der Herausgeber des „Patrioten" in Weimar, angekündigt: Österreichs Schwerpunkt habe sich aus Deutschland hinaus verschoben; sobald Preußen eine Verfassung habe, werden die Patrioten den preußischen Adler aufstecken. Dies preußische Programm hat unentwegt und klassisch wieder der Norddeutsche Dahlmann vertreten. Aber das gleiche ist nach der Julirevolution, und mehrfach, auch vom Südwesten aus begehrt worden. Besonders in Cottas Allgemeinen Politischen Annalen, die damals

Rotteck herausgab. Ernst Münch, von Geburt Schweizer vom Oberrhein, als Student Burschenschafter, nun Hofbibliothekar beim König der Niederlande, schrieb nach der Julirevolution ein kleines Buch „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft"; darin war als einziges Mittel zu unserer Rettung eine „Art Diktatur" angegeben, und die sollte Preußen erhalten. Der Hesse Wilhelm Schulz schrieb bald danach über „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation" und meinte dabei ein Zusammenwachsen der Mittel- und Kleinstaaten mit Preußen. Mehr oder weniger bestimmt sahen diese Entwürfe Österreich als außerhalb der engeren Gemeinschaft stehend an.

Ausführlich und hervorragend hat Paul Pfizer im „Briefwechsel zweier Deutschen" seinen „Wilhelm" den Gedanken begründen lassen, daß das außerösterreichische Deutschland als Nationalstaat unter der Krone Preußens geeinigt werde, die zugleich ihren alten Staat nach dem Bedürfnis eines liberalen Deutschland einrichte. Pfizers Buch, gedankenreich und umständlich, geht selbst den Weg der Deutschen von der Philosophie zur nationalen Politik. Ergreifend stellt es dar, wie der Deutsche in seinem ganzen Leben und Wesen an den Fehlern eines großen nationalen Staates kranke. Der gebildete Deutsche hat zu wenig Willen und Charakter, ist kleinlich und sittlich schlaff, paßt sich zuviel an; seine Nation ist zuwenig gegenwärtig in ihm. Den Künsten und Wissenschaften, die unser Stolz sind, fehlt die Berührung mit einem großen Nationalleben, mit „Realität", mit Charakteren und Taten. Die große Tat brauchen wir, die uns zur Nation erhebt. Die Hoffnung, daß sie aus dem Staat Friedrichs des Großen komme, hat Pfizer in einem Gedicht ausgesprochen, das er dem Briefwechsel beigab. Da treten vor uns der Cherusker, Karl der Große, Friedrich der Rotbart, und dann heißt es:

Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist tot!
Seele, von des Grabes Frieden
Wende dich zum Morgenrot,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Pflug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entleg'nen Ostmeers trug.

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimatlosen,
Mit der gold'nen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

Wir haben gehabt, was er ersehnte, und wieder verloren, ja weggeworfen!

Preußen ging, während Pfizer so dichtete und schrieb, einen anderen, nüchternen Weg der Einigung zu: es schuf den Zollverein.

6.

Nationaler Betätigungsdrang in den vierziger Jahren.

Es war überaus bedeutsam, daß Preußen es fertig brachte, in den dreißiger Jahren den größten Teil des außerösterreichischen Deutschland, darunter die süddeutschen Staaten alle, im Zollverein zusammenzuschließen. Damit war die Grundlage für eine Handels- und Verkehrseinheit, für eine Wirtschaftseinheit geschaffen. Es war ein elementares Bedürfnis, daß die Menge von Binnenzöllen verschwand, die in unserer Vielstaaterei — man denke an Mitteldeutschland! — den Handel und Wandel auf eine ebenso lächerliche wie unerträgliche Weise hemmten. Man konnte keine Achtung vor einer Staatenordnung haben, die es nicht fertig brachte, dieses erbärmliche Hindernis wegzuschaffen. Der Deutsche Bund wäre der nächste dazu gewesen. Von ihm wurde es auch erwartet; ihm wiesen Friedrich List und der badische Staatsmann Nebenius die Ausführung ihrer Zolleinigungspläne zu. Aber gerade nicht der Deutsche Bund war dazu fähig, sondern Preußen in Verhandlungen von Staat zu Staat. Daß Österreich dabei abseits gehalten wurde, geschah von Preußen aus mit vollgewichtiger politischer Absicht; aber es entsprach doch auch der klaren, seit 1815 geschaffenen Lage. Österreich war ein Wirtschaftsgebiet für sich mit eigenen Bedürfnissen; die süddeutschen Staaten und Sachsen zogen ihre wirtschaftlichen Interessen keineswegs in eine besondere Gemeinschaft mit Östereich. So stark auch später, in den fünf-

ziger und sechziger Jahren, das politische Bedürfnis war, in Österreich ein Gegengewicht gegen Preußen zur Seite zu haben, so sehr Österreich sich bemühte, in den preußischen Zollverein einzudringen, die wirtschaftliche Lage sprach nicht dafür.

Für seinen Zollverein mußte Preußen allerdings ein ungeheuerliches Maß von Argwohn und Abneigung überwinden. Es bot seinen Genossen günstige Bedingungen und erwarb allmählich Achtung und Vertrauen; aber solange der Zollverein bestand, wurde immer von neuem die Anklage verbreitet, das Ganze diene Preußen nur dazu, die anderen auszubeuten. Man konnte einen Begriff davon bekommen, welchen Widerstand die Einigung Deutschlands unter dem mächtigen Staat, der allein dazu imstande war, finden würde. Die geduldige und geschickte Arbeit, mit der Preußens genialer Staatsmann Motz — denn er war es vor allem — das Werk durchführte, war eine höchst wirksame Vorarbeit für Bismarcks Reichsgründung. Denn das Zusammenwachsen in den materiellen Dingen gibt eine kräftige Gemeinschaft.

Die Einigung mußte freilich halt machen vor Hannover und den Hansestädten. Diese waren tatsächlich an England angeschlossen. Hannover unternahm sogar eine Gegengründung gegen Preußens Zollverein. England Boden abzugewinnen, war eine Hauptaufgabe des preußischen Zollvereins; denn England beherrschte das beengte deutsche Wirtschaftsleben. Die Beziehung zu England trug beständig Zwietracht in die deutschen Interessen, auch innerhalb des Zollvereins: sie hielt hier das Begehren nach deutschen Schutzzöllen, dort nach Freihandel rege. Der Aufschwung, den die deutsche Wirtschaft unter dem Zollverein weithin nahm, mußte sie nach und nach selbständiger machen.

Um so dringender nur wurde das Verlangen, auch hier das Große, das noch fehlte an der „Einheit und Freiheit"

der Wirtschaft, zu erringen. Und es war viel! Noch gab es keine deutsche Handelsflotte, kein Kriegsschiff, das Deutschland oder dem Zollverein gehörte, keine deutschen Konsuln im Ausland; der Zollverein reichte nicht an die Nordseeküste; Bremen, das mehr große Schiffe besaß als Frankreich, gehörte nicht zu ihm.

Seit den dreißiger Jahren beobachten wir aber auch, wie unter der werdenden Wirtschaftseinigung und der erstarkenden Wirtschaftskraft im Bürgerstand das Nationalstreben und ein zugleich nationales und bürgerliches, nationales und liberales Kraftgefühl heranwuchs. Darauf gründete sich die Tätigkeit, mit der einer der Vorkämpfer unserer preußisch-deutschen Reichseinheit, der Leipziger Karl Biedermann — von Beruf war er Philologe! — mit den vierziger Jahren einsetzte. Was ich im folgenden von ihm anführe, stammt aus seiner Deutschen Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben, und einer Flugschrift über „Das deutsche Nationalleben", die er der Monatsschrift im Jahre 1841 voranschickte. In seinem Buch „Fünfzig Jahre im Dienste des nationalen Gedankens" findet man die Zeugnisse seiner Wirksamkeit im Zusammenhang.

In der Monatsschrift sagt Biedermann: „Der kräftige Aufschwung unserer materiellen Interessen ist es, welcher in dem deutschen Volke das Gefühl der Selbständigkeit nach außen und im Innern, das Gefühl gesunder Kraft und den davon unzertrennlichen Trieb nach dem freien Gebrauche dieser Kraft wieder lebendig gemacht hat." Das hat den politischen Bestrebungen mehr Boden gewonnen als alle Theorien; denn vorzugsweise in den Bahnen der Theorie hat sich die politische Bewegung bisher umhergetrieben. Er wehrt sich gegen die „philosophische Partei", die seine Richtung undeutsch nennt, weil er die Nation wieder auf die irdische Wirklichkeit zurückführen will. Wie muß der

Engländer lächeln, wenn er von uns selbst hört, daß unsere „weltgeschichtliche Mission" die „Arbeit des philosophischen Gedankens" sei! Nein, unsere Aufgabe heißt: „Ausbau des politischen Organismus Deutschlands im Innern, Befestigung und Erweiterung seiner äußeren Macht durch Kräftigung praktischen Sinnes und des Unternehmungsgeistes im Volke."

Biedermann will wieder ein deutsches Bürgertum wie das der Hanse, die die Meere beherrscht hat. In England fürchtet man bereits so etwas. Der Zollverein weist den Weg dazu. Er wird die Nordseeküste gewinnen, und dann wird er seine Flagge weithin über den Ozean wehen lassen; seine Flagge, „das friedliche Banner der Neuzeit", wird sofort gut bürgerlich-liberal beigesetzt. Gleich aber kommen auch Ausdehnungsgedanken, die in aller Friedlichkeit auf europäische Machtfragen führen. Schleswig-Holstein, sagt Biedermann, strebt schon nach der vollen Vereinigung mit Deutschland, und in den Niederlanden „zeigt sich wenigstens eine erhöhte Teilnahme an der Bewegung des geistigen Lebens der Deutschen, ein stärkeres Festhalten an germanische Sitte und Sprache". — Damals wurden gerade die „Grenzboten" als „Blätter für Deutschland und Belgien" von deutschen (großenteils übrigens jüdischen) und flämischen Schriftstellern mit Brüssel als Hauptort begründet, um Belgiens Gesicht von Frankreich ab nach Deutschland zu kehren. Sie betonten das Germanische im belgischen Wesen. Sie waren übrigens stark in der französisch-jüdischen Feuilletonmanier geschrieben. — Doch wir lassen Biedermann weitersprechen. Es gelte nun aber auch sagt er, den Zollverein nach der politischen Seite auszubilden: Preußen und die „rein deutschen" Staaten müssen zu einem Gesamtstaat zusammenwachsen, Preußen an die Spitze des nichtösterreichischen Deutschland treten.

So ist unserem Streben ein großer Inhalt gezeigt, einer „nationalen Partei" ist die Aufgabe gestellt, einer rein nationalen: sie hat die „frühere liberale" abzulösen. „Hinweg mit dem kosmopolitischen Liberalismus!" „Die Zeiten dieses Liberalismus sind, dem Himmel sei Dank! in Deutschland vorüber und werden hoffentlich niemals wiederkehren." Nicht die Verfassungsfragen zwischen Regierung und Volk sind das erste Anliegen; vielmehr müssen Regierung und Volk „auf die Bahn materieller Fortschritte" gedrängt werden. Wenn es mit der freien Staatsverfassung langsam geht, wird die nationale Partei nicht ungeduldig. Daß freie Selbsttätigkeit der Nation unsere künftige Einheit und Macht tragen und füllen muß, wird allen Teilen klar werden.

„Hiermit haben wir, wenn wir uns nicht täuschen, das politische Glaubensbekenntnis einer starken und täglich wachsenden Partei in Deutschland ausgesprochen" — eben der nationalen. Daß Biedermann gerade zu Beginn der vierziger Jahre so schreiben und seine Zeitschrift mit einem Aufsatz über „die Fortschritte des nationalen Prinzips in Deutschland" eröffnen konnte, hat seinen besonderen Grund. Auf die französische Kriegsdrohung von 1840 hat das deutsche Nationalgefühl so kräftig und einmütig geantwortet, daß die, die das miterlebten einen erhebenden Eindruck empfingen. Das war die Zeit, da die „Wacht am Rhein", „Sie sollen ihn nicht haben" und „Deutschland über alles" gedichtet wurde. Und diesmal zeigten sich die Rheingegenden selbst gut deutsch. Die Wendung war erleichtert worden durch den ernüchternden Anblick der französischen Zustände seit der gepriesenen Julirevolution. Auch sonst hatte sich die Vorstellung nicht halten lassen, als drehe sich die Welt um einen Prinzipienkampf, in dem Frankreich die Partei der Freiheit führe. Wichtiger waren die Eindrücke aus Preußen: der Thronwechsel von

1840 ermunterte zu der Hoffnung, Preußen werde nunmehr von der liberalen Bewegung erfaßt. Und so dachten sich die Liberalen doch immer die Einigung Deutschlands: ein liberales Preußen gründet mit den Mittel- und Kleinstaaten einen nationalen Staat. So dachte auch Dahlmann, auch Biedermann, und was Biedermann die nationale Partei nannte.

Im übrigen waren dies die Jahre, da Friedrich List auf die Höhe seiner Wirksamkeit gelangte. Wofür dieser weltoffene, kraftvolle Sohn der alten Reichsstadt Reutlingen arbeitete, das war ein großartiges gemeindeutsches Wirtschaftsleben, dem ein deutscher Staat die Wege bereiten sollte. Was er lehrte, war in vollem Sinne Nationalökonomie; „das nationale System der politischen Ökonomie" nannte er es 1841 im Gegensatz zum weltbürgerlichen und zum territorialen System. „Von Tag zu Tag müssen die Regierungen und Völker Deutschlands mehr zur Einsicht gelangen, daß Nationaleinheit der Fels ist, auf welchem das Gebäude ihres Wohlstandes, ihrer Ehre, ihrer Macht, ihrer gegenwärtigen Sicherheit und Existenz und ihrer künftigen Größe zu gründen sei." — Ein neues Deutschland tut sich hier auf, das unternehmend und selbstbewußt mit seinen Erzeugnissen in die Welt hinaustritt, sich Verkehrswege erschließt, die See befährt auf eigenen Schiffen und Märkte gewinnt. Und die Deutschen sind tüchtig vor anderen: durch „ihre Liebe zum Fleiß, Ordnung, Wirtschaftlichkeit und Mäßigkeit, ihre Beharrlichkeit und Ausdauer in der Forschung und in den Geschäften, ihr aufrichtiges Streben nach dem Besseren, einen großen Naturfonds von Moralität, von Mäßigung und Überlegsamkeit"! In Nordamerika sind sie die tüchtigsten Farmer, in Südamerika die beliebtesten Geschäftsführer großer englischer Häuser, in Paris die fleißigsten Arbeiter und Handwerker, überall die geschätztesten Matrosen. Auf

solche Eigenschaften muß sich eine Nationalwirtschaft gründen lassen. Dazu gehört aber, daß hinter dem Wirtschaftsvolk der Staat mit seiner Macht steht. Er legt die Verkehrshindernisse nieder, die Kleinstaaterei und Beschränktheit errichtet haben; er führt seine Schienenstränge und Wasserstraßen durch die Lande, läßt einer deutschen Handelsflotte seine Kriegsschiffe folgen, schickt in deutsche Niederlassungen im Auslande seine Konsulate, und zieht, unbekümmert um die Klagen des Auslands, seinen Zollschutz um die aufblühende Industrie. Damit wird Deutschland frei von der englischen Handelsherrschaft.

Eine Zeitlang dachte List an ein neues Kontinentalsystem gegen England, mit Deutschland als führender Macht!! Dann drehte er völlig um: er gewann die Einsicht, daß Deutschland seine Weltgeltung nur im Anschluß an England finden könne. Besonders seine Orientpläne führten ihn darauf. 1846 ging er nach London mit einem großzügigen Programm: Deutschland solle dem werdenden englischen Weltreich, das sich über Asien und Afrika ausbreiten wird, seine Kraft zur Verfügung stellen, seinen starken Arm gegen Frankreich und Rußland. Durch Deutschland und Österreich solle der große Verkehrsweg führen, der England über die Türkei mit Indien verbinden müsse. Also: Berlin—Bagdad (um in der Sprache unserer jüngsten Vergangenheit zu reden) eingefügt in die größere, die englische Linie London—Bombay! List hatte aber für die Engländer auch schon die Drohung bereit: wenn sie kurzsichtig Deutschland nicht aufkommen lassen, werde sich unsere erwachende Kraft einmal gegen England kehren, unter einer Volksregierung Belgien und Holland erobern, Länder, auf die wir einen Anspruch haben; denn eine große Nation hat Anspruch auf die Mündung ihrer Ströme. und auf die Türe in ihr Haus. Wir brauchen die Niederlande, um Großmacht

zu sein, und es sind ja Deutsche, die diese Seeprovinzen bewohnen, sie gehören zum Nationalstaat der Deutschen.

Mit ähnlichen Plänen folgte er der Donau: auch hier muß Deutschland zur Beherrschung der Mündungen gelangen. Das wird erreicht durch Österreich, das an Deutschlands weltpolitischem System teilnehmen soll. Eine Hauptaufgabe der österreichischen Länder wird sein, deutsche Einwanderer zur Besiedelung und Erschließung aufzunehmen. Das gilt besonders für Ungarn. Da nun List die Magyaren kennenlernte — sie kamen ihm entgegen und wußten in ihrer bekannten Weise ihn für ihre Ansprüche einzunehmen —, erklärte er den Besiedelungsplan nur dann für aussichtsreich, wenn die deutschen Einwanderer zwar Ungarn in jeder Weise heben, selbst aber — zu Magyaren werden!! Er sprach von einem „mächtigen germanisch-magyarischen" Reich, das vom Schwarzen Meer bis zur Adria reichen und „von deutschem und ungarischem Geist beseelt" sein soll. Also eine deutsch-magyarische Herrschaftsgemeinschaft, wie die habsburgische Politik unter magyarischem Einfluß nach 1866 sie versuchte; bei List aber war sie von Deutschland aus zu deutschen Zielen bestimmt. Auch hier wären die Slawen niedergehalten worden, und Rußland war als Gegner gedacht.

Solche Gedanken hat List den Deutschen in den Kopf gesetzt. Ihrer Wirkung begegnen wir vielfältig. Auch sonst lenkten die Orient-Fragen dieser Jahre unternehmende Geister auf Pläne in der gleichen Richtung. Deutsche Handels- und Siedelungspolitik donauabwärts und in den Orient hinein, österreichische Vorherrschaft auf der Balkanhalbinsel, Abdrängung Rußlands von den Donaumündungen — das war ein Programm, das besonders die Presse des Hauses Cotta,

die Allgemeine Zeitung und die Deutsche Vierteljahrsschrift, in den vierziger Jahren öfters behandelte. Auch Moltke schrieb daselbst in diesem Sinn. Im zweiten Band seiner Gesammelten Schriften findet man die Aufsätze vereinigt. Er hatte damals kühne Ausdehnungsgedanken, im Rahmen einer großen Ansicht, die von den vierziger Jahren an unser nationales Aufstreben begleitete: darnach ist zwischen einer romanischen und einer slawischen Welt das Germanentum im Aufsteigen zu einer großen Weltbestimmung. Ich komme auf den Gedanken noch zurück. Er gab die Theorie zu der Mächtegruppierung, die der „nationalen Partei" (mit Biedermann zu reden) damals und fortan vorschwebte: Deutschland-Österreich — mit den Niederlanden! — und England gegen Frankreich und Rußland.

Erstaunlich ist, mit welchem Zutrauen die unerfahrenen Deutschen weltpolitische Pläne machen konnten! Was soll man dazu sagen, wenn einer in der Allgemeinen Zeitung (Beilage vom 11. und 12. September 1844) schreibt: „Nachdem wir lange durch innere Zwiste gehemmt überall zurückgestanden, scheint uns die Welt von selbst zuzufallen, wenn wir nur zugreifen wollen"?! Wir können es ja mit dem Orient viel besser als andere, wir haben ihn ja ganz anders in uns aufgenommen! „Der Orient harrt unser. Wir stehen in jeder Hinsicht gerüstet. Es fehlt uns noch der Anführer, der Leiter einer stillen, friedlichen (!), aber großen nachhaltigen Weltbewegung"!! Die Pforte wird sich davon überzeugen lassen, wie vorteilhaft es für sie ist, wenn in Bulgarien und den umliegenden Ländern, „wo noch 10—20 Millionen Deutsche bequem leben könnten", und an der Nordküste Kleinasiens deutsche Einwanderung, deutsche städtische Kultur, von einer deutschen Donau- und Pontusflotte beschützt, das Land erschließt und einen Wall gegen Rußland bildet. Österreich soll die Wege bereiten.

Von Wien aus muß sich doch das Schicksal des Orients entscheiden, auch über Ägypten ein Wort gesprochen werden. — — — Eigentlich dürfen wir uns über solche Weltpolitiker nicht wundern; denn im vergangenen Krieg waren wir selbst von dieser Art!

Georg Herwegh in seinen windigen, prahlerischen Liedern, mit denen er unaufhörlich zum Krieg aufruft, bald gegen „Tyrannen" und „Philister" im eigenen Land, bald gegen die Franzosen um den Rhein, auch gegen Franzosen und Russen zugleich, hat die verwegensten Träume von der Weltmacht eines freien Deutschland. Da heißt es im Gedicht „Die deutsche Flotte": Das deutsche Volk möge aus den Sternen den Spruch lesen: „Du sollst die Welt gewinnen!"

Hinweg die feige Knechtsgebärde!
Zerbrich der Heimat Schneckenhaus,
Zieh mutig in die Welt hinaus.
Daß sie dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerherde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde,
Drum wirf den Anker aus!
— — — — — — — — — — — —
Hinaus ins Meer mit Kreuz und Oriflamme!
— — — — — — — — — — — —
Das Meer, das Meer macht frei! —
Und in den Furchen, die Columb gezogen,
Geht Deutschlands Zukunft auf.

Sogar für ein Kaisertum begeisterte sich der Revolutionsmann; wenn es kommt, wird auch den Engländern die Herrschaft über Meer und Welt entrissen:

— — — sobald die Stunde
Ersehnter Einheit für uns schlägt,
Ein Fürst den deutschen Purpur trägt,
Und einem Herrschermunde
Ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde,

Wenn keine Krämerwage mehr wie Pfunde
Europas Schicksal wägt — — —
Wie dich die Lande anerkennen,
Soll auch das Meer dein Leben sein!

Mit dem Meerespurpur ergreift der Volkskaiser das Steuer der Weltgeschichte, und Deutschland wird „der Welt Erneuer"!

Im Jahre 1845 richtete der damals etwa 26 jährige ostpreußische Dichter W i l h e l m J o r d a n in einer Flugschrift unter dem Titel „Ihr träumt!" einen „Weckruf" an Deutschland. „Horch, auf den Meeren ertönt das stolze Rule Britannia!" England beherrscht die Welt, und die Schätze aller Länder müssen beisteuern zur Kraft und zum Genuß der Meereskönigin. „Der ärmste Brite schreitet selbstbewußt und sicher einher in den entlegensten Ländern. „Wehe dem, der mich antastet!, kann er rufen: ich bin ein Brite, und hinter mir habe ich ein Volk, hinter mir Hunderte schwimmender Vulkane, die rächend und vernichtend ihre Flammen speien gegen die Küste, die mich ungastlich empfangen und beleidigt hat!" Und die Deutschen? Durch Spekulanten in ferne Länder gelockt, dort wie Leibeigene ausgebildet! „Es sind ja nur Deutsche . . ., und wer fürchtet sich vor Deutschland? Deutschland ist ohnmächtig, es hat kein Recht, weil es keine Kraft hat." Und warum haben wir 40 Millionen keine Kraft? „Ja, ihr 40 Millionen, wenn ihr w o l l t e t, die ganze Welt müßte zittern vor eurer Macht! Und warum hat Deutschland keinen Willen? Weil es immer nur träumt, anstatt zu handeln, weil es im Himmel herumduselt und darüber vergißt, sichs auf der Erde wohnlich und bequem zu machen, weil es auf hochtrabende Philosophenphrasen hört, statt auf den gesunden Menschenverstand", weil wir nicht „frisch und unbefangen an die Wirklichkeit Hand anlegen." — —

* *
*

Zwei Elemente waren nun in die politische Bewegung mit neuer Stärke eingeströmt. Hatte sie sich in den zwanziger und dreißiger Jahren in den Kampf um bürgerliche Freiheit und um Parlamentsrechte festgerannt und war dabei dem Sondertum und liberalem Weltbürgersinn verfallen, so erfüllte sie sich jetzt mehr mit dem Geist werktätigen Lebens und einem lebendigeren nationalen Gemeinsinn und Ehrgeiz. Der aufstrebende Bürgerstand gewann Lust an großen Unternehmungen, am Beherrschen der materiellen Dinge. Auch Gelehrte nahmen diesen Geist jetzt auf.

Gervinus ließ damals eine Geschichte der deutschen Nationalliteratur erscheinen, deren Sinn war: mit dem Dichten müssen wir nun innehalten und uns dem Handeln zuwenden; die literarischen Interessen müssen wir mit den politischen vertauschen; wir sind mit unserem geistigen Leben in einen „stagnierenden Sumpf" geraten; wir müssen nun unsere Begabung der „wirklichen Welt", dem Staat zuwenden, „wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist"; unser ruhesüchtiges Volk müssen wir „auf das Gebiet der Geschichte hinausführen". Etwa gleichzeitig schrieb Paul Pfizer: Das deutsche Wesen müsse wieder herabsteigen in das sonnenwarme Land der festen Erde und eine männliche Richtung nehmen. Ein Volk, das nur Taten des Geistes aufzuweisen habe, verdiene kaum den Namen eines Volkes und werde ihn schwerlich lange behaupten; ja der Geist der Wissenschaft und Dichtung werde von den Deutschen weichen, wenn sie nicht als Volk selbsthandelnd ihre Stelle auf dem Weltschauplatz wieder einnehmen. Als Volk, als Gesamtheit, als Einheit! Denn alles galt einem nationalen Handeln, einer nationalen Geschichte, auf dem Boden eines nationalen Staates. Theodor Mundt aus dem Kreise des sogenannten Jungen Deutschland erinnerte in seiner Geschichte der Literatur der

Gegenwart, 1842, daran, wie unter Ludwig XIV. jeder französische Schriftsteller ein Verhältnis zum König gehabt habe, zu dem alles Leben Frankreichs hinströmte und von dem es wieder genährt wurde: so müsse bei uns alles aufs Volksleben und auf die Nationalität gerichtet sein.

Alle Fragen des Tages, schrieb Moltke 1841 in Cottas Deutscher Vierteljahrsschrift, müssen wir unter dem nationalen Gesichtspunkt ansehen. Daran aber schloß er die besondere Mahnung, die Männer mit Wirklichkeitssinn und Weltkenntnis uns immer eingeschärft haben und die wir immer wieder *nicht* beherzigt haben, gegen die wir sogar in dem letzten unglücklichen Riesenkampf um unser nationales Dasein verstießen: wir sollen in unseren inneren Händeln immer zuerst an unsere Stellung zum Ausland denken. „Wir müssen immer nur Front machen gegen den Feind von außen." „Wir müssen uns, selbst mitten im Frieden, immer wie ein großes Heer im Feldlager und im Angesicht eines mächtigen Feindes betrachten."

Für das Zusammenwachsen der Deutschen zur Lebensgemeinschaft war von vornherein die Kirchenspaltung ein Hindernis. Das war der „nationalen Partei" auch sehr wohl bewußt, und oft wird gerade in den vierziger Jahren von der Bildung einer *Nationalkirche* gesprochen und wie sie möglich sei. Es war eine Zeit, in der die katholische Weltkirche sich überall mit neuer Energie auf sich selbst stellte und in Deutschland ihre Gläubigen sich zusammenschlossen. Dem eifrigen Katholiken war seine Kirche, und nicht die Nation die höchste Lebensgemeinschaft; am wenigsten eine Nation mit überwiegend unkatholischem Charakter! Seine Weltkirche war ihm das, wozu jetzt manche eifrigen Bekenner des nationalen Gedankens die Nation erheben wollten. Diese waren zumeist freigläubige Protestanten; die deutsche Kultur, auf die sie die geistige Gemeinschaft der Deutschen gründen wollten, war wesent-

lich auf protestantischem Boden erwachsen, ihr nationaler Gedanke aus protestantischen Geistesquellen genährt. Es ist nun seltsam, wie die sogenannte deutsch-katholische Bewegung manche Protestanten mit Hoffnungen erfüllte: so wenig fühlten sie, wie kraftlos diese auflösende Bewegung war. Gervinus schrieb gleich 1845 ein Buch über die „Mission der Deutschkatholiken", ein Buch, in dem stolz die Wahrheit verkündigt war, die groß und offen vor jedermanns Augen stehe: „daß alle deutsche Bildung seit drei Jahrhunderten ganz protestantisch gewesen ist, so sehr, daß selbst die Männer, die in diesem Jahrhundert erst eine katholische Literatur begründet haben, fast alle übergetretene Protestanten waren."

Seit dem Sommer 1847 erschien in Heidelberg, von Gervinus geleitet, die Deutsche Zeitung. Ein Tagesblatt, das nicht für eine Stadt und einen Staat, sondern ganz und gar für Deutsche überhaupt geschrieben war, um das Interesse zu pflegen an allem, was das Zusammenwachsen zur politischen Nation, zur Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft, zu selbstbewußtem Vorwärtsdringen förderte. Der protestantische Charakter war sehr betont. Die Landtage und ihre „konstitutionellen" Bestrebungen wurden besonders aufmerksam besprochen. Als die Zeitung erschien, war soeben der Vereinigte Landtag Preußens auseinandergegangen; seine Mehrheit hatte Preußen in die „konstitutionelle" Bahn bringen wollen, auf der es zugleich zur Einigung Deutschlands vorschreiten sollte. Unsere Zeitung setzte nun dem alten Preußen vom Gesichtskreis der Südwestdeutschen und der preußischen Westprovinzen aus zurechtweisend zu.

Mehr als je seit 1815 richteten sich die Blicke fordernd auf Preußen. Nur von Preußen, schrieb Friedrich List, hat Deutschland seine Wiedergeburt zu erwarten. Paul Pfizer sagte in den vierziger Jahren den liberalen

Kammeroppositionen der kleinen Staaten, die sich ins unfruchtbare Verneinen und in die Verleugnung der deutschen Staatsgemeinschaft hätten hineindrängen lassen: was ihnen an Bedeutung noch verblieben sei, habe ihnen das Leben im Zollverein vollends entzogen; ihre konstitutionellen Ziele können sie nur erreichen, wenn sie Preußen dafür gewinnen. In Preußen liege der Schwerpunkt und Kern von Deutschlands Einheit und Macht; auf Preußen stehe das Schicksal Deutschlands. Noch ein kräftiges Wort aus Württemberg möchte ich anführen, das ein klarer Geist, Albert Schwegler, in den Jahrbüchern der Gegenwart bei Besprechung der Deutschen Zeitung schrieb: alles Heil für Deutschland könne nur von Preußen kommen, Preußen sei der Boden, das Saatfeld, der Herd für Deutschlands Zukunft, und unsere Kritik bedränge die preußische Regierung nur deshalb, weil man seine besten Hoffnungen an sie geknüpft habe, weil man wisse, daß man ohne sie nicht weiter komme. Anderer Reiche Regierungen lasse man in Ruhe, weil man sie aufgegeben habe. Das war natürlich eine Anspielung auf Österreich. Daß Preußen das nichtösterreichische Deutschland zu einem konstitutionellen Staatswesen zusammenschließe, gehörte auch zum Programm jenes deutsch-englischen, mit dem Hause Koburg zusammenhängenden Kreises, der Preußen mit England verbinden wollte. 1847 bearbeitete der Prinzgemahl Albert und der Fürst von Leiningen, der Halbbruder der Königin Viktoria, den König von Preußen. Der Zustand am deutschen Bundestag, wo der österreichische Gesandte vielfach nicht mehr erschien und der preußische den Vorsitz führte, sah aus wie eine Ermunterung der alten Vorhersage, Preußen werde in die tatsächliche Leitung Deutschlands einrücken. Doch hätte dieser Zustand sofort ein Ende genommen, sobald die österreichische Regierung Grund gehabt hätte, ein preußisches Begehren zu fürchten.

Friedrich Wilhelm IV. war aber völlig durchdrungen davon, daß dem heiligen Erzhaus die oberste Stelle in Deutschland zukomme und daß an der deutschen Verfassung nur im Einverständnis mit Österreich geändert werden dürfe. Die Freunde einer unternehmenden Politik wiesen nun wenigstens den Weg des Zollvereins: Ausbau des Zollvereins durch weitere gemeinsame Einrichtungen — gemeinsames Niederlassungs- und Gewerberecht, Patentrecht usf., Vertretung vor dem Ausland — und besonderes durch die Bildung eines Zollparlaments aus Mitgliedern der Landtage und eine gemeinsame Regierung. So dringe man zur deutschen Einheit vor.

Österreich war gewöhnlich als außenstehend gedacht; doch eine enge Verbindung sollte mit ihm forterhalten werden. Friedlich, unter dem Druck der „Unwiderstehlichkeit und Allgewalt der ausgesprochenen Volksmeinung“ (wie es bei Pfizer hieß) wollten die in Machtfragen naiven südwestdeutschen Liberalen Österreich zwingen, — wie auch Preußen nach ihrer Ansicht Deutschland nur „friedlich erobern“ durfte, durch die „Macht der Ideen“ von Freiheit und Nationalität. Die friedliche Bildung eines engeren (preußisch-deutschen) und eines weiteren (deutsch-österreichischen) Bundes wollte in den vierziger Jahren Heinrich von Gagern seinem immerhin erfahrenen alten Vater einleuchtend machen und ließ sich nicht davon abbringen, als dieser sagte, Österreich aus Deutschland zu verdrängen, sei nur mit Waffengewalt möglich.

Das Interesse an Österreich war aber stark; es war durch Pläne, wie List sie hatte, angeregt und wurde nun auch genährt durch das Erwachen stärkeren politischen Lebens in Österreich. Dort wurden neuerdings Kämpfe um landständische Rechte geführt und in Schriften, die außerhalb der Grenzen gedruckt und hinübergeschmuggelt wurden, Kritik an den politischen Zuständen geübt. Zu-

gleich hatte aber auch die heftige Bewegung der Tschechen und der Magyaren um die Herrschaft in ihren Kronländern, dann der Kroaten gegen die Magyaren eingesetzt. Die Tschechenbewegung hatte mit dem Kultus slawischen Volksgeistes und der Pflege der eigenen Sprache, Literatur usf. nach deutschem Vorbild begonnen und richtete sich gegen die Deutschen. Diese ihrerseits ergriffen den Gedanken ihrer Zugehörigkeit zur deutschen Nation stärker.

Die Deutsche Zeitung strebte, indem sie auf die Wichtigkeit Österreichs hinwies, den nationalen Zusammenhang zu beleben. Sie tat das ganz im protestantischen und liberalen Geist. Sie erinnerte daran, wie Österreich aus Deutschland hinausgewachsen und die deutsche Bevölkerung dort geistig zurückgeblieben sei, im bequemen Genuß versunken, ohne ernsten Sinn für Kunst und Wissenschaft (dabei wurde wieder die Musik nicht beachtet!), und wie man deshalb bei uns sie fast verloren gegeben habe. Zweimal, in der Reformationszeit und in unserer literarischen Periode, sei der deutsche Geist in Österreich bei seinem Versuch, einzudringen, unterdrückt worden; jetzt komme er als politischer Geist, um so Österreich mitzureißen. Deutsche Kraft werde dann Österreich zu seinen Aufgaben im Osten fähig machen. Im Osten — dort hinüber wird Österreichs Gesicht gedreht! Österreichs — und Deutschlands! — Fahnen sollen am Schwarzen Meer aufgezogen werden.

Aber auch Phantasien in der Art von 1813—15 tauchten auf. Der damals noch jugendliche Rheinländer Gustav Mevissen schrieb zu Beginn des Jahres 1848 an den österreichischen Freiherrn von Doblhoff: Österreich, „gestützt auf Deutschland“, könnte noch einmal „den Glanz des alten Kaisertums erneuern und in der Mitte Europas die Wage der Entscheidung in fester Hand halten“!

Noch immer war der romantische Traum von „Kaiser

und Reich", noch immer war eine poetischer Zug in dieser mehr modern-realistisch werdenden Einheitsbewegung. So blieb es bis in die Tage von 1870. Auch Liberale wiesen es nicht von sich, im Kölner Dom, zu dessen Ausbau 1842 der Grundstein gelegt wurde, ein Sinnbild Deutschlands zu sehen. Auch Liberale liebten das Bild vom Barbarossa, der in der Kyffhäusergruft seiner Auferstehung harrte. Nur die radikalen Republikaner und Freigeister sagten allem „Gotischen" ab.

Noch ein anderes Element, mit dem dichterischen verknüpft, gehörte nach wie vor zu unserer Nationalbewegung: das gelehrte, professorale. In der Deutschen Zeitung kam es stark zu Wort. Massenhaft wurden Schriften von Hochschullehrern als Lehrbücher der Politik gelesen. Die Professoren der deutschen Geschichte, der deutschen Sprache und Literatur und des deutschen Rechts, die 1846 und 1847 auf den Germanistentagen zusammenkamen, stellten einen Kreis von Führern der Bewegung dar; sie gaben dem nationalen Gedanken und Willen begeistert Ausdruck, und dem Recht der deutschen Lande Schleswig und Holstein, das gerade von deutschen Gelehrten, Dahlmann voran, verfochten wurde. Die Männer waren darunter, die als Göttinger Hochschullehrer gegen den hannöverschen Verfassungsbruch Widerstand geleistet und als Opfer der hannöverschen Regierung Ansehen gewonnen hatten. Etwas ergänzt wurde das gelehrte Element neuerdings durch gebildete und unternehmende Männer von Handel und Gewerbe. Aber mehr noch vom geistigen und gelehrten Deutschland als vom Großbürgertum des Erwerbslebens getragen war die nationale Bewegung und jenes starke Selbstbewßtsein des Bürgerstandes, der sich selbst mit der Nation gleichsetzte. Da schreibt z. B. die Deutsche Zeitung über den Vereinigten Landtag Preußens, nun hätten doch auch Adelige den rechten Platz gefunden, nämlich auf

der Seite der Nation, und solchen Adel erkenne die Nation an: die Nation war da einfach der tiers état von 1789! Die Männer aber, denen die Germanistentage von 1846 und 1847 eine Art von Ersatz für das fehlende Parlament deutscher Nation waren, trafen sich bald darauf in der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt und versuchten, Deutschland zu regieren.

* * *

In keinem Volk ist so viel über das eigene Wesen und die eigene Entwicklung nachgedacht und geschrieben worden wie im deutschen, zumal in diesem Geschlecht, das, von geistigem Leben und Innerlichkeit voll, unbefriedigt und ungeduldig nach einem großen politischen Dasein verlangte. Liebevoller Verklärung unserer Art und unserer Vergangenheit, aus der viele dann wieder eine spießbürgerliche Zufriedenheit schöpften, antwortete unzufriedene Selbstkritik und ein kräftig nach vorwärts und zum Aufräumen und Neueinrichten hingewendeter Sinn. Ich möchte einen Aufsatz wieder in Erinnerung bringen, den einer der hervorragenden Schwaben dieses Zeitalters, der damals 30jährige Gustav Rümelin, in den Jahrbüchern der Gegenwart, der Zeitschrift des Tübinger Kreises von Schwegler, Eduard Zeller, Strauß, Vischer, im Frühjahr 1846 veröffentlicht hat: „Fragmente über das deutsche Volk und seine Geschichte." Er wendet sich gegen die, die sagen, man müsse in den Deutschen den Stolz auf die große Vergangenheit pflegen und ihnen ihre Vorzüge zum Bewußtsein bringen. Auf diesem Wege, erklärt er, kommen wir nicht vorwärts; angebliche Bescheidenheit sei auch nicht schuld, wenn die Deutschen es zu keinem rechten Selbstgefühl gebracht haben. Er leugnet diese Bescheidenheit, wie es denn auch eigentlich unbegreiflich wäre, wenn wirklich ein Volk nicht dazu zu bringen wäre, von seiner Größe

ein Bewußtsein zu haben. Die Deutschen, meint er, haben eher zuviel Einbildungen über sich und ihre Vergangenheit. Was ihnen fehlt, nicht, was sie haben, muß der Patriot ihnen verkündigen. Es ist schädlich, wenn ein Volk die Ansicht hat, es sei früher groß gewesen und dann überflügelt worden; das gibt das Gefühl, alt geworden zu sein, und entmutigt. Glaubt dagegen ein Volk, seine ganze Vergangenheit tauge noch nicht viel, und das Rechte müsse erst kommen, so ist das eine gute Ansicht: jugendlich, erwartungsvoll, tatendurstig; das feuert an.

Und nun folgt, mit starkem Widerspruchsgeist geschrieben, dem auch kräftige Übertreibungen und Irrtümer unterlaufen, eine vernichtende Schilderung der von der „vaterländischen Romantik" verklärten Vergangenheit. Die Kulturvölker des Mittelalters waren nicht wir, nicht die Germanen, sondern die Romanen. Unter ihnen waren die germanischen Eroberer nicht der bildende, sondern der aufnehmende, lernende Teil. Was das Mittelalter Großes und Charakteristisches hervorgebracht hat, ist ganz überwiegend französisch und italienisch; die Deutschen haben es widerstrebend und langsam sich angeeignet. Nur ihre rohe Gewalt unter kräftigen Herrschern machte sie den anderen lange Zeit überlegen. Geistige Überlegenheit der Italiener wurde aber auch darüber Herr. Die Hohenstaufenzeit ist für uns eine Zeit der Niederlagen. Bis ins 15. Jahrhundert dauern unsere Lehrjahre; dann kommt ein schöpferisches Streben, das erhabenste Zeitalter unserer Geschichte setzt ein. Aber was hat dies Zeitalter der Reformation erzeugt? Nur „Halbes, Schiefes, Verworrenes und Unheilvolles"; es führte zu einem traurigen Niedergang. Kein Volk hat sich so langsam wie wir entwickelt. Immer wieder sind wir der Nachahmung des Fremden verfallen und konnten doch mit aller Hingebung Fremdes nicht wie andere Völker in Eigenes verwandeln; wie ein äußeres

Gewand tragen wir es über uns und lassen es schließlich fallen. Es gibt nichts Zäheres als die deutsche Natur. Das alles mag man an der Geschichte unserer Sprache sehen, und die gibt uns gute Hoffnung, daß wir schließlich doch zu eigenen reinen Bildungen gelangen. Wenn man uns zehnmal wieder auf den Anfang unserer Bahn zurückstellt, immer beginnen wir aufs neue mit unverdrossenem Eifer unseren Lauf. Wir sind ein junges Volk, wir tragen alle Anzeichen der Jugendlichkeit an uns.

Mit treffenden Beobachtungen wird erörtert, wie die deutsche, die germanische Art zu den Anforderungen einer politischen Entwicklung stehe, mit ihrem Absonderungs-, aber auch Genossenschaftstrieb, ihrer Hingebung des einzelnen an die von ihm gewählte Sache (Berufstreue, Gründlichkeit, ausgezeichnete Fachleistungen), ihrem hartnäckigen Hang, Schranken um sich zu ziehen, so daß die Standestrennung engherziger ist als bei anderen und alles zünftlerisch behandelt wird; selbst die Religion und das Recht werde zum Monopol einer Zunft. Daß die ganze Nation einem allgemeinen Gedanken folge, diese Grundvoraussetzung für nationale Politik, sei bei uns fast unmöglich; immer werde eine Sache wegen Einzelheiten angefochten, alles von einem besonderen Standpunkt behandelt.

Sonst möchte ich aus der Kennzeichnung der Deutschen — bei der Rümelin die vielgerühmte deutsche Treue untersucht und schließlich gar nur die Untertanentreue als uns auszeichnend gelten läßt, bestehend in einer, mit Vorbehalt geübten, Fügsamkeit unter überlegenen Zwang — ich möchte noch seine Bemerkung herausgreifen, daß die besondere Art germanischer Tapferkeit im Unterschied zur romanischen und slawischen auf einem urwüchsigen Trieb

beruhe, den man derb auch Rauflust nennen könne, und der sich auf das Gefühl gesunder Überlegenheit gründe. Daher die Lust daran, das Kriegführen als Handwerk zu betreiben und dem Führer, der einmal das Vertrauen hat, überallhin zu folgen. Wofür und wogegen gekämpft wird, darauf kommt wenig an; aber geleitet sein will der Krieger und wissen, was er zu tun hat. Die Germanen sind immer die besten Soldtruppen gewesen. Ähnlich war an einer Stelle von Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen von einem „Charakterzug des kriegerischen Nordens" gesprochen, „jenem den Tod herausfordernden Lebensübermut, dem es beim Kampfe nicht um Ruhm und um Bewunderung, sondern um die Lust des Kampfes selbst zu tun ist".

Bei Rümelin schließt diese Betrachtung mit einer Beschwerde darüber, daß bei den Deutschen seit dem 30jährigen Krieg die Freudigkeit am Waffenhandwerk abgenommen habe. Die gedrillten stehenden Heere der Fürstengewalt könnten gerade die Tapfersten nur abstoßen, die im Waffendienst ein freies Handwerk freier Männer sehen wollen. Die Wehrhaftigkeit sei zum Monopol eines Standes geworden. Turnverbote für die Jugend! — Das Verlangen nach einem „wahren Volksheer" gehörte ja zur nationalen Bewegung seit 1813. Die Grundlage, die Preußen in seinem Heer der allgemeinen Wehrpflicht hatte, wurde aber nicht anerkannt. Die preußischen Linientruppen, die Nachkommen des alten Berufsheeres Friedrich Wilhelms I., waren mißgünstig angesehen, nur die Landwehr beliebt und die Erinnerungen an das Heer der Freiwilligen wurden gepflegt. Unter den Vorwürfen gegen die stehenden Heere der alten Gewalten war auch der, daß sie als Söldner sich für alles und jedes, auch gegen die eigene Nation, hätten verwenden lassen, daß sie Napoleons Schlachten geschlagen hätten, daß sie keine nationale Truppe seien. —

Rümelin hat sich in den „Fragmenten“ empfehlend auf einen jetzt nicht mehr gelesenen Autor, Alexander Flegler, bezogen. Dieser hatte soeben, 1845, von Winterthur aus, den ersten (einzigen) Band eines Buches „Spanien und Deutschland in geschichtlicher Vergleichung“ herausgegeben. Er hatte den Spanier sozusagen entdeckt. Mit viel Beobachtung und Kenntnissen, weitschweifig und unübersichtlich, wie damals viele Deutsche schrieben, vergleicht er die Volksart der beiden Länder und übt eine eingehende, zuweilen heftige Kritik am eigenen Volk. Er wehrt sich dagegen, daß man die edlen Eigenschaften der Germanen als germanische Besonderheit verherrliche, unedle als fremde Schädlinge verleugne. Für die Deutschen war es in der Tat nützlich, solch eine Liste ihrer Fehler zu lesen: Mangel an natürlicher Würde und Haltung, Taktlosigkeit und Plumpheit, Neigung zum Sonderlingswesen, zum Formelkram, zu „halbchinesischer Abgrenzung nach Stand und Würden“, ihre „unverwüstlich profosenartige“ und Schulmeisternatur, ihren Hang zu wahlloser und pedantischer Nachahmung des Fremden, ihre bedientenhafte Unterwürfigkeit. Einer unserer Lieblingsüberlieferungen trat er entgegen mit der Behauptung, es sei eine Eigenschaft unserer Ahnen, das Weib als Magd zu halten. Was aber soll man dazu sagen, wenn er „das Kniffige, Pfiffige und Heimtückische“ zum deutschen Wesen rechnet?!

Wer über die Geschichte des deutschen Gedankens schreibt, kann an solchen Erscheinungen nicht vorbeigehen. War das liebevolle Verklären des eigenen Wesens gut deutsch — das, was wir hier vor uns haben, war es nicht minder. Gerade Deutsche sind immer der Verherrlichung des eigenen Volkstums entgegengetreten, gerade Deutsche waren imstande, es besonders niedrig einzuschätzen. Gründe kann man verschiedene dafür finden; gewöhnlich

waren sie in Mischung vorhanden. Nüchterner Wirklichkeitssinn, ehrlicher patriotischer Eifer, Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeitstrieb im Übermaß, haltloses Sich-Verlieren ins Fremde, und schließlich ein Widerspruchsgeist gegen das eigene Volkstum selbst, wenigstens gegen die weitere, die gesamtdeutsche Gemeinschaft, bei der man in der Minderheit ist (dies besonders auf alemannischem Boden). Widerspruch vor allem gegen die, die im Namen der Volksgemeinschaft zu sprechen und an den Einzelnen Forderungen zu richten sich erlauben, und wäre es auch nur an sein Urteil und Gefühl.

* *
*

Ehe ich weitergehe, um von der 48er Bewegung zu sprechen, erinnere ich noch daran, daß wir für die Zeit von der Fremdherrschaft bis vor die 48er Revolution in den fünf Bänden von Treitschkes Deutscher Geschichte ein Werk haben, das unübertroffen in der Verbindung von Wissensfülle, Anschaulichkeit, Urteilskraft und Temperament das deutsche Leben im Staat vor allem und im „Dichten und Denken" darstellt, um zu zeigen, wie es sich auf Umwegen zur mächtigen Gemeinschaft vorarbeitet. Österreich wird beiseite gelassen: der preußische Staat und das deutsche Leben in den Grenzen des 1870er Einheitskrieges ist es, was füreinander bestimmt ist. Treitschke hat die gewaltige Arbeit, die der preußische Staat im Restaurationszeitalter für seine eigene Kräftigung tat und die er der Wirkung nach für das künftige Deutschland getan hat, in hellem Lichte gezeigt. Er erkannte darin die politische Hauptleistung der Periode. Wie wichtig neben ihr die geistige Vorbereitung der Einheit durch die nationale Bewegung war — die aber eben durch Irrwege des Freiheitsstrebens gekreuzt wurde —, hat er nicht verkannt; aber sein Wirklichkeitssinn, der von Bismarck gelernt hatte, konnte dem

nur eine verhältnismäßig bescheidene Bedeutung zumessen. Den Wert der süddeutschen Landtage und ihrer Freiheitskämpfe konnte er nur sehr fragwürdig finden. Die Burschenschaft und die Turnbewegung hat er in seiner Strenge zu niedrig für unsere Nationalerziehung eingeschätzt. Alles in allem gehören diese fünf Bände zu den fruchtbarsten Werken unserer Nationalliteratur; sie sind das vornehmste Vermächtnis eines der großen Erzieher zum deutschen Gedanken.

7.

Die achtundvierziger Bewegung.

Die Märzbewegung von 1848 hatte den Erfolg, daß die Regierungen eine Reihe liberaler Forderungen mit einemmal befriedigten. Die Führer der Kammeroppositionen wurden Minister und Bundesgesandte. Die Regierungen ließen Volksabgeordnete in eine deutsche Nationalversammlung wählen, damit diese eine Verfassung für Deutschland — die Regierungen meinten: mit ihnen vereinbare, die Versammlung erklärte: aus eigener Vollmacht beschließe. Als die Versammlung tagte, zog sich der Bundestag zurück, und die Versammlung setzte eine Reichsgewalt ein. Friedrich Wilhelm IV. erklärte im März, Preußen gehe fortan in Deutschland auf, und hielt einen Umritt durch die Straßen Berlins mit den Farben der Burschenschaft; ja selbst vom Stephansdom in Wien wehte damals die „deutsche Trikolore", die, bisher überall verboten und verfolgt, nun überall ankündigte, daß für „das ganze Deutschland" die „Einheit und Freiheit" gekommen sei.

Was in der Hauptsache war Grund und Ziel dieser schwarzrotgoldenen politischen Bewegung, die von früheren Burschenschaftern geführt war? Waren es mehr die Freiheitswünsche? Kam die treibende Kraft von sozialem Begehren? Oder hatte Heinrich von Gagern Recht, der von vielen anerkannte Führer, wenn er am 11. Januar 1849 in der Paulskirche sagte: der wesentliche und der nächste Anlaß zur Revolution sei in Deutschland gewesen „das

niederdrückende Gefühl, daß dem deutschen Volke die Rolle in Europa vorenthalten sei, die ihm in der Familie der Nationen gebührt", „das Bedürfnis der Nation nach einer Kräftigung, die durch die Einheit bedingt ist"? Er sprach für die, die Biedermann als nationale Partei bezeichnet hatte, für viele aus dem Bürgerstand, die gewiß nicht weniger Freiheit und Rechte für sich als Einheit und Macht für das Vaterland wollten, die aber erkannten, daß vor allem Einheit und Macht errungen werden müsse; damit werde sich alles weitere finden. Ein Gefühl für diese Wahrheit billigten sie der Märzbewegung zu, die sie damit für ihre Sache in Anspruch nahmen. Und die Männer aus dem gebildeten Bürgertum, die so dachten, und die nun auf den deutschen Ministerstühlen und auf den Abgeordnetenbänken in der Paulskirche saßen, hatten sie nicht die Bewegung geleitet?

Andere erwiderten freilich: das erste sei, daß man die Freiheit des Bürgers und Rechte für das regierte Volk sichere; ein Volk, das die Freiheit habe und behaupten müsse, mache sich auch einig und mächtig. Das waren die Demokraten, die sich jetzt, nach dem Sieg der gemeinsamen Freiheitsbewegung, schärfer von den Gemäßigt-Liberalen, den Männern der Märzministerien, trennten. Die kleinen Gewerbetreibenden und Kaufleute und die Bauern, auf die sie sich stützten, die Fabrikarbeiter und die Handwerksgesellen, die damals zumeist den Lohnarbeiterstand vertraten und bei den Aufständen unter demokratischer Fahne sich hervortaten, diese Schichten waren allerdings mehr auf „Freiheit und Gleichheit" aus als auf des Vaterlandes Macht. Und sie, denen es unter der alten Wirtschaftsordnung zum großen Teil wirklich schlecht ging, sie waren die bedrohliche Masse in der Bewegung. Sie waren „das Volk". Hinter dem höheren Bürgerstand, dem sie hatten siegen helfen, drängten sie nach. Unter den Wortführern

der Demokraten, die großenteils selbst zum gebildeten Bürgerstand gehörten, hatten aber auch viele ein höheres vaterländisches Empfinden und bildeten sich ein, daß wir durch die Entfesselung des Volkes, das dann den Staat als seine eigene Sache in die Hand nähme, zur Einheit und Macht gelangen würden. Es sind aber einige Unterscheidungen nötig, um das Verhältnis der Demokraten zum Nationalstreben zu kennzeichnen.

Je radikaler sie waren, je mehr sie über das Geschichtliche und Wirkliche wegstürmten, um so leichter übersprangen sie auch die nationalen Schranken. Sie suchten das „Rein-Menschliche". Der rousseauische Mensch lag ihnen im Sinn, dem, wenn er frei ist von Satzungen und der gemeinen Lebensnot, das Gute aus seiner Natur hervorströmt. Von dem Drang nach Freiheit und Macht des Einzelmenschen ließen sie sich treiben. Vom Einzelmenschen und seinem Verlangen aus, nicht von einer Ordnung aus, in die er gestellt ist, sahen sie die Dinge an. Sie fühlten mit denen, die unter einer bestehenden Ordnung litten, mit allen „Unterdrückten", und nahmen Partei für sie. Sie selbst waren gewöhnlich irgendwie mit Ordnungen, die ihnen Schranken setzten, zusammengestoßen. Was nun die Edleren unter ihnen über die Selbstsucht hinausheben konnte, war der Eifer für das Paradies auf Erden, an das sie dachten, und ein Drang des Gefühls, sich hinzugeben der Welt, die beglückt werden sollte. Es war eine Art von erotischem Trieb. Oft war bekanntlich gewalttätige Herrschsucht dabei und Überhebung, manchmal auch ein wahrer Märtyrergeist. Sie bestärkten sich durch ein Denken, daß mit bestechender Folgerichtigkeit ein eigenes Weltbild entwirft. So sind besonders Künstlernaturen, Prediger- und Prophetennaturen; so waren, jeder in seiner unterschiedenen Art, Rousseau, der junge Schiller, Fichte. Seit Rousseau und der Geniezeit erfaßte dieser Geist viele;

in der Burschenschaft war er namentlich bei den sogenannten Unbedingten; in der 48er Zeit griff er wie eine Epidemie um sich. Gottfried Kinkel war von der Art. Das bedeutendste Beispiel aus der Zeit ist Richard Wagner.

Politischer Vaterlandsliebe war diese Art bedingt zugänglich. Am wirksamsten dafür war, wenn sie große Taten sah und an ihnen teilnehmen konnte. Dahlmann hatte für viele nicht unrecht, wenn er in der berühmten Rede vom 22. Januar 1849 in der Paulskirche mit freundlicher Auslegung sagte: vaterländische Macht sei das einzige, was den gärenden Freiheitstrieb sättige, der sich bisher selber nicht erkenne. Das Jahr 1870 hat viele von solcher Art mitgerissen. Auf die Dauer freilich kam es darauf an, ob sie lernten, mit der Welt, wie sie ist, zu rechnen und sich in Zucht nehmen zu lassen.

Es gab aber noch eine besondere Verbindung des demokratischen mit dem deutschen Gedanken. Da ist zwar das Rein-Menschliche das Ideal, aber mit ihm wird jener „Volksgeist" verehrt, aus dem Sprache, Dichtung und Kunst, Lied und Sage, das wahre Recht und die wahre Sitte erwachsen ist. Und zwar der eigene Volksgeist. Damit war man auf dem Boden der vaterländischen Romantik. Der Stolz auf das eigene Volkstum, die Überzeugung, daß es zu Hohem berufen sei. der Eifer für seine Geltung nach außen, alles konnte da sein, und konnte sich mit weltbürgerlichen Träumen verschlingen. Wagner warf sich, kaum daß er den Lohengrin beendet hatte, in die radikale Bewegung und fand es ganz natürlich, den Geist der vaterländischen Romantik und ein überschwängliches Gefühl für die Herrlichkeit des Deutschtums mit verwegenen Emanzipationslehren zu vereinigen.

Demokratischer Geist steckte doch auch in der Erhebung gegen Napoleon. Er war bei Arndt und vollends bei Jahn und Fichte. Etwas Revolutionär-Demokratisches hatten

jene Pläne für den Volkskrieg über den Willen des zögernden Königs hinweg, mit denen Stein und Gneisenau sich befaßt haben. Der alte Jahn trat in der Paulskirche als Demokrat auf. Wenn er in seiner Rede für das allgemeine Wahlrecht mahnte, gerade die Ärmeren nicht auszuschließen, begründete er dies damit, daß das einfache Volk die deutsche Sprache, den deutschen Geist, die deutsche Kunst und das deutsche Recht bewahrt habe, während die höheren Stände und die fachmäßig Berufenen solches „volkliche" Leben preisgaben. Der Jurist Mittermaier sprach immer vom Volksgeist mit dem demokratischen Nebensinn, als von dem Riesen, der erwache und die Politik übernehme. Auch Wilhelm Jordan bekannte sich durchaus als Demokraten. Er hatte dabei einen zuverlässigen Nationalsinn, der sich besonders in der polnischen Frage zeigte. Er und Jahn wollten das Kaisertum der Hohenzollern. Uhland aber hielt es für gut altdeutsch und ganz zu seiner romantischen Gesinnung und seiner echten deutschen Vaterlandsliebe passend, wenn er ein rechter demokratischer Republikaner sei. Er stimmte in der Paulskirche für ein Reichsoberhaupt, das vom Volke auf Zeit gewählt wird — wählbar ist jeder Deutsche —; er dachte sich darunter einen starken Mann, dem die „Größe bürgerlicher Einfachheit" und der „Adel freierer Gesinnung" eigen wäre; und er verglich einen solchen „Präsidenten" mit unseren alten Wahlkönigen. Er übersetzte die alte deutsche Ordnung in die modernen Lehren von der Volkssouveränität. Als den Demos, der in der Demokratie herrschen soll, dachte er sich natürlich ein Volk in der Art Justus Mösers oder einer Schweizer Landgemeinde. Das paßte für kleine einfache Verhältnisse, und danach war auch der Gesichtskreis solcher Demokraten. Schillers Tell! Der deutsche Sinn solcher Männer konnte vortrefflich sein, wo es sich um die Pflege der deutschen Geistesart und Sitte handelte;

vor den politischen Anforderungen für den Nationalstaat versagte er.

Vaterländisch zuverlässiger war die rechte Seite. Hier, unter den Freunden der konstitutionellen Monarchie, war jetzt kräftig vertreten ein Element, daß seither gar nicht gebührend zu Wort gekommen war: das norddeutsche. Noch im Frankfurter Reichsministerium saßen fast lauter Südwestdeutsche und Rheinländer. Die Südwestdeutschen in der Paulskirche gehörten meistens der Linken oder dem linken Zentrum an (Benennungen nach französischem Muster!); die gemäßigte Mehrheit der Versammlung aber, die Regierungspartei der Paulskirche, das rechte zusammen mit dem linken Zentrum, dann vollends die weiter rechts Stehenden, das waren überwiegend Norddeutsche, zum großen Teil Preußen. Das starke rechte Zentrum erhielt sein Gewicht durch seine norddeutschen Führer. Hier waren die Männer, die mehr die Anschauung des großen politischen Lebens hatten, zum Teil selbst durch den Staat der Hohenzollern erzogen waren, mehr Sinn für Macht und Unterordnung unter einer starken Staatsgewalt hatten. Hier waren Führer jene Professoren, die mit der Erhebung Schleswig-Holsteins verwachsen waren: Dahlmann und Waitz, Droysen und Georg Beseler. Hier gehörten in den Gesichtskreis die Meere des Nordens, die Welt des unternehmenden, seefahrenden Deutschlands, das einst untergegangen war, weil es keine Reichsmacht hinter sich gehabt hatte. Einer der bedeutendsten aus dieser Gruppe, Max Duncker, schrieb 1849, die Zukunft Deutschlands liege auf dem Meere. Zugleich aber ein zweites: von jeher habe die Kraft und der Kern Deutschlands in seinem Norden gelegen.

Den „polarisch entgegengesetzten Gesichtskreis" hierzu gaben die Deutschösterreicher, wie verlorene Söhne der Germania begrüßt. Da saßen sie nun mit den anderen

Deutschen vereinigt, um über eine gemeinsame Verfassung zu beraten. Das Bestehen des österreichischen Gesamtstaates und damit der Großmacht Österreich war durch die 48er Bewegung bedroht; es war das eingetreten, was die österreichische Politik seit 1814 durch Niederhalten der nationalen und Freiheitsbestrebungen in Europa hatte verhüten wollen: die Völker des Reichs waren gegen den Gesamtstaat und gegeneinander in Aufruhr. Die Deutschösterreicher wären zwar die nächsten gewesen, die Sache des Gesamtstaats und der Großmacht zu vertreten; aber durch den slawischen Ansturm bedroht, von dem Zug nach der Nationalgemeinschaft selbst erfaßt, trieben sie unter der österreichischen Auflösung mächtig den „deutschen Brüdern" draußen zu. Ja viele waren ganz der demokratischen Bewegung verfallen und wollten das Habsburgerreich in die neue Welt der freien Völker auflösen. Neben diesen leidenschaftlich schwarzrotgoldenen Österreichern saß aber in der Paulskirche eine stattliche Schar mehr konservativ Gerichteter, die am Gesamtstaat möglichst festhalten wollten. Auch sie waren in ihrer Weise deutschgesinnt: sie hatten Grund zu sagen, gerade als gute Deutsche müßten sie gut österreichisch sein; denn das habsburgische Reich sei mit deutschen Kräften begründet und regiert worden, die Deutschen seien durch die fremdvölkischen Gebiete hin die Kulturträger, der Zusammenhang mit Deutschland müsse dem Deutschtum in Österreich den Rückhalt geben, damit es seinen Beruf dort weiter erfülle. Deutschland sollte sich nach österreichischen Bedürfnissen einrichten, hieß die letzte Folgerung davon. Auch die Schwarzrotgoldenen waren den Preußen gegenüber mit einem österreichischen Selbstgefühl gerüstet.

Die Anwesenheit der Österreicher im ganzen gab der Nationalversammlung, und darüber hinaus der Öffentlichkeit, das Gefühl ein, daß Österreich untrennbar zu Deutschland ge-

höre, daß auch aus seiner Auflösung Deutschland soviel österreichische Aufgaben wie möglich zu übernehmen habe. Die Geltung des Österreichertums wurde noch dadurch gestärkt, daß man aus dem Kaiserhaus den volkstümlichen „Reichsverweser" Erzherzog Johann für das „provisorische" Frankfurter Reich holte und daß der am meisten staatsmännische Kopf im Reichsministerium der denn auch bald sein Führer wurde, Schmerling, ein Österreicher war. Das neue Deutschland kündigte sich, und wenn auch nur „provisorisch", mit österreichischer Spitze an! Die Preußen hatten in Selbstverleugnung eingewilligt, mit dem Hintergedanken, bis zur endgültigen Einsetzung des Reichsoberhaupts werde nur um so deutlicher geworden sein, daß nicht Österreich, sondern nur Preußen Deutschland führen könne. Vorläufig war Friedrich Wilhelm und die Hohenzollernkrone vor der jetzt so wichtigen „öffentlichen Meinung" unmöglich; sie waren seit den Berliner Straßenkämpfen, die mit der Demütigung der Krone geendet hatten, mit Haß und Verachtung beladen. Unaufhörlich hetzten die Demokraten gegen das „Preußentum", und die Preußen in der Paulskirche, in denen man den Charakter ihres Staates fand, hatten einen schweren Stand.

In der Paulskirche ward alles, was nach Sondergeist aussah, verpönt. Sondergeist war ebenso der Feind der Gleichheit und der revolutionären allgemeinen Verbrüderung wie der vaterländischen Einheit und Größe; Sondergeist kam von den alten Gewalten her, die, wie man sagte, überwunden waren. Dabei war Sondergeist in den Rednern selbst, die in der Versicherung wetteiferten, daß sie über alles Sondertum hinweg Deutsche seien. Besonders von den großen Staaten verlangte man, daß sie sich an das Wort halten, daß der „Reichsverweser" einmal gesprochen haben sollte und das ihn mächtig empfahl: kein Österreich, kein Preußen, ein einiges freies Deutschland!

Die Nationalversammlung überspannte auch in ihren Beschlüssen die Einheit, die Überordnung der neuen Reichsgewalt. Der Kreis um Dahlmann ging hier weit mit der Linken zusammen, die die alten Staatsgewalten auflösen wollte. Er rechtfertigte sich vor Preußen damit, daß ja die Krone Preußen selbst die Reichsgewalt in die Hand bekommen solle. Aber er wollte das alte Preußen in diese Reichsgewalt einschmelzen! Am liebsten wäre ihm gewesen, wenn Preußen auf seine Staatseinheit verzichtet, keinen Gesamtlandtag künftig gehabt hätte, nur Provinziallandtage, und über diesen gleich den deutschen Reichstag. Die preußischen Provinzen sollten neben den anderen Staaten wie reichsunmittelbare Länder des deutschen Königs oder Kaisers, in den der preußische König sich verwandeln würde, regiert werden. Der König selbst wäre stark abhängig vom Reichstag, in dessen beiden Häusern, der Vertretung der Staaten und der Vertretung des Reichsvolkes, „die Nation" sich darstellte. Das wäre das wahre „Aufgehen" Preußens in Deutschland gewesen. Es war so recht ein Gedanke von den nichtpreußischen Staaten her; Preußen sollte sich dafür hingeben, daß sie ein Reich bekämen, das ihr Reich sei; es sollte mit ihnen und für sie „zu Deutschland werden". Als Sitz der Reichsregierung unter dem Hohenzollernkönig war die freie Stadt Frankfurt gedacht, und wenn an ihrer Stelle eine preußische Stadt vorgeschlagen wurde, so war es Erfurt, nicht Berlin. Vereinzelt ist übrigens Hamburg, sozusagen als deutsches London, empfohlen worden. — Diese Pläne mit Preußen hat Friedrich Meinecke im zweiten Teil von „Weltbürgertum und Nationalstaat" durch das 19. Jahrhundert verfolgt. Die Untersuchung könnte auf unsere Gegenwart ausgedehnt werden.

Das neue Reich wurde geflissentlich als ein Bundesstaat bezeichnet; für die Abgrenzung der Reichshoheit von

der Landeshoheit der Einzelstaaten diente als Vorbild die nordamerikanische Union. In der Durchführung wurde aber mehr ein Einheitsstaat mit weitgehender Selbstverwaltung der Länder daraus. Die Schwächung auch der preußischen Staatsgewalt seit dem März machte es möglich, daß solche Pläne auch von besonnenen Männern verfolgt wurden. Überhaupt wird die Selbstüberhebung, mit der die Nationalversammlung einseitig eine neue Gewalt begründen wollte und ihre Anerkennung verlangte, durch die Ohnmacht verständlich, welche die Regierungen in der ersten Zeit zeigten. Merkwürdig ist nur, wie die Nationalversammlung auch dann, als die Regierungen wieder erstarkten, ja schließlich als das einzig Feste sich bewährten, an dem Wahn von ihrer Macht festhielt. Jedem, der in diese Frankfurter Atmosphäre kam, fiel es auf, wie sie die Menschen in einem Dunstkreis der Einbildung einer unwirklichen Macht fing. Gegen eigene Zweifel wurde der Glaube an diese Macht aufrechterhalten: man mußte ihn der Außenwelt beständig mitteilen können.

Es war ja doch „die Macht der Nation" oder „des Volksgeistes" und „Volkswillens" — wobei übrigens ein Unterschied ist, der freilich nur teilweise in Wort und Schrift wirklich gemacht wurde: die Zentren sprachen lieber von der „Nation" und stellten der „Volkssouveränität" der Linken gern die „Nationalsouveränität" entgegen. Praktisch war damit gemeint die Souveränität der Nationalversammlung, in der sie die Mehrheit hatten. Sie verstanden dann unter der „Nation", in deren Namen diese Gewalt ausgeübt werden sollte, einmal die Gemeinschaft alles Deutschen im Gegensatz zum Sondertum, aber doch eben die in Staaten geordnete Gemeinschaft, so daß die Einzelstaaten als etwas für sich noch immer inbegriffen und anerkannt waren. Weiter aber lag, wenn von „Nation" gesprochen wurde, ganz von selbst der Nachdruck auf den

höheren Ständen, den Gebildeten. Diese sollten maßgebend sein, und sie waren es in der Nationalversammlung. Die Nationalversammlung mit ihrer mehr rechtsstehenden Mehrheit stellte eine Art von Aristokratie, nämlich eben der Gebildeten, dar. „Nationalsouveränität" bedeutete den Zentren die Souveränität dieser Versammlung nicht nur gegenüber dem Sondertum der Einzelstaaten, sondern auch gegenüber den von unten vordrängenden demokratischen Kräften. Das „Volk" der Linken dagegen war im Gegensatz zu den Regierungen die Gesamtheit der Regierten; ihre „Volkssouveränität" kehrte sich gegen den ganzen Bestand der Staaten; und weiter: der Nachdruck bei „Volk" lag auf den breiten Schichten und lag gegenüber der Nationalversammlung auf den Massen gleichberechtigter Urwähler. Was die Zentren als „Volk" für sich in Anspruch nahmen, das waren die Träger des kernigen „Volkstums", im Sinne von Justus Möser, Arndt, Jahn, des „Volksgeistes" im Sinne von Herder und den Romantikern. So stellt z. B. Georg Beseler „Volksrecht" gegen „Juristenrecht". — — —

Also: diese „Nation" oder dies „Volk" hatte die Souveränität und eine überlegene moralische Macht, „eine größere Macht, als Bajonette jemals verleihen können"! Dergleichen wurde wenigstens im Sommer 1848, und nicht einmal nur von der Linken aus, immer wieder versichert. Bajonette hatte allerdings die Nationalversammlung keine für sich; auch kein Beamtenheer. Der „Volksgeist" aber entwich ihr gerade in den größeren Staaten mehr und mehr zu diesen Staaten selbst. Vor allem in Preußen: bei den ersten Versuchen, ihre Reichsgewalt über Preußen geltend zu machen, regte sich der preußische Stolz, in Heer und Volk wie am Thron. Die Preußen wollten keinem Frankfurter Reichsverweser gehorchen. Wenn man sie haben wollte, mußte man sie selbst an die Spitze rufen.

Wenn aber die Reichsgewalt in Frankfurt „Bajonette" brauchte, dann mußte sie sehen, ob die Einzelstaaten ihr gutwillig solche zur Verfügung stellten. Wenn sie Geld brauchte, war es ebenso. Untertan zeigten sich ihr nur die kleinen Staaten; mit den großen führte sie einen vergeblichen Kampf um die Anerkennung, und vollends Ausführung, ihrer Gesetze und Anordnungen. Die Kosten für die kleine deutsche Flotte, die sie mit amerikanischer Hilfe einzurichten begann, konnten nur durch preußische Vorschüsse bestritten werden. Preußen half wirklich noch am meisten. Von den europäischen Auslandsmächten wurde die Reichsgewalt überhaupt nicht anerkannt. Dagegen stießen die Bestrebungen der Nationalversammlung bei ihnen an.

Die Versammlung machte den Anspruch, daß sie und ihre Reichsgewalt die deutsche Sache ganz anders als bisher der Bund vertreten. In der Tat hing ihr Ansehen daran, ob ihnen das gelinge. Am 22. Juli verkündete die Versammlung feierlich: „Daß unsere auswärtige Politik die Ehre und das Recht Deutschlands über jede andere Rücksicht setzen werde, ist ein Grundsatz, welcher einer besonderen positiven Anerkennung nicht bedarf. Er lebt in dem Herzen des ganzen Volkes, welches sich der Vereinigung zu einem Staate erfreut, welches für seine Freiheit und Einheit jegliches Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen bereit sein wird." Die Versammlung verfügte eine Vermehrung der deutschen Streitkräfte. Sie hegte aber auch den Glauben, daß eine Nation, die in Freiheit und Begeisterung für ihr Recht und ihre Ehre kämpfe, unwiderstehlich sei. Das Beispiel Frankreichs aus den Revolutionskriegen wurde angeführt; seither hatte man die Erhebung der Völker gegen Napoleon erlebt, und von der unermeßlichen Kraft Deutschlands war unsere nationale Bewegung ganz durchdrungen. Deutsch-

land sollte, wenn es einig wäre „von der Etsch bis an den Belt", alles vermögen. Die kleinen Nachbarn werden sich uns anschließen, und wir werden der Welt Gesetze geben. So ist im Sommer 1848 oft gesprochen worden. Nach dem Scheitern der Einheitsbewegung schrieb Max Duncker, der zu dem maßgebenden Kreis in der Paulskirche gehörte und einer seiner klarsten Köpfe war: „es ist das Kennzeichen eines unabhängigen Staates, daß er sich in allen Lagen selbst genügt und allen Feinden durch seine eigene Kraft gewachsen ist — und die deutsche Nation ist zahlreich und stark genug für eine solche Stellung".

Die Hauptkraftprobe gab Schleswig-Holstein. Die Nationalversammlung beschloß, daß Schleswig zum Reich gehöre, während bisher nur Holstein im Deutschen Bund wie im alten Reich gewesen war. Ein anderer Beschluß, und die Abweisung der Abgeordneten, die Schleswig in die Paulskirche gesandt hatte, wäre als Feigheit und Verrat an der deutschen Sache erschienen. Das ganze Ausland aber hatte man hier gegen sich. Dabei hatte von den Deutschen, die sich der schleswig-holsteinischen Sache als einer nationalen annahmen, nur ein Teil schon das klar im Auge, was Max Duncker 1849 aussprach: daß diese Länder — und zwar mit einem Nordostseekanal, den Deutschland bauen werde! — die Grundlage für eine deutsche Flottenmacht und Seegeltung sein müssen. Nur daß die Nationalversammlung das, was nach ihrem Sinn deutsche Politik war, nicht zur Geltung bringen konnte, weil ihr jede Macht fehlte, bewahrte vor ernsten Zusammenstößen mit dem Ausland. Allerdings waren die, welche verantwortlichem Handeln am nächsten standen, die Reichsminister, schon vorsichtiger; aber das Reich war auch hier von den alten Regierungen abhängig, und in der schleswig-holsteinischen Sache mußte die Nationalversammlung schon vor Preußen, nicht erst vor dem Ausland,

zurückweichen. Dahlmann, der Festbleiben verlangt hatte, sagte ganz mit Recht: wenn die Versammlung sich bei dieser ersten Probe im Angesicht einer nationalen Gefahr unterwerfe, werde sie ihr ehemals so stolzes Haupt nie wieder erheben. So war es; aber ein rücksichtsloser Beschluß konnte nur die eine Folge haben, daß die Ohnmacht des Frankfurter Reiches beschämend offen dargetan wurde.

In den ersten Wochen der Bewegung wurde gerufen, Deutschland müsse Polen herstellen und dafür einen Krieg gegen Rußland führen. So sprach nicht nur die linke Seite; so schrieb Gervinus in der Deutschen Zeitung; und Max von Gagern, der eine Gesandtschaft von Häuptern mittelstaatlicher Märzregierungen zu Friedrich Wilhelm IV. führte, um ihn für die Kaiserwürde in einem liberalen Deutschland zu gewinnen, trug den gleichen Rat in aller Naivität dem König vor. Ein Stück weit kam allerdings die Regierung dieses Königs, dem doch die Freundschaft mit Rußland eine heilige Überlieferung war, unbegreiflich entgegen: unter dem Titel einer „nationalen Reorganisation" begann sie die Provinz Posen den Polen auszuliefern. Sie entfesselte dadurch einen Kampf der Polen gegen die Deutschen, der aber das Gute hatte, daß er der preußischen Regierung und den deutschen Polenfreunden eine kräftige Lehre gab. Bei der Abstimmung in der Paulskirche über die Zugehörigkeit der Provinz Posen zum Deutschen Reich siegte doch die Rücksicht auf die Deutschen in der Provinz und auf ein Recht, das durch deutsche Kulturleistungen erworben war, über die andere Rücksicht auf das Recht einer fremden Nation und das Gefühl eines Unrechts früherer deutscher Politik. Wilhelm Jordan hielt am 24. Juli gegen die Polenfreunde auf der Linken eine kraftvolle Rede in der er den Deutschen einen „gesunden Volksegoismus" wünschte und gegen die Vorstellung von der Freundschaft eines befreiten Polens die treffende Vor-

hersage hielt: sobald es den Polen gelungen wäre, ihre Freiheit von Rußland zu ertrotzen, gingen die Interessen Polens und Rußlands Hand in Hand gegen uns. „Der erste Tag eines selbständigen Polenreichs wäre der erste Tag eines Kampfes auf Tod und Leben mit uns; denn in unserer Zeit kann kein Land als selbständiger Staat existieren ohne Seeküsten." Der Redekampf in der Paulskirche über die Polenfrage war aber überhaupt eine Probe darauf, daß gesundes politisches Nationalempfinden nun doch im Fortschreiten war. Die Hingabe an die Anliegen fremder Nationen konnte nicht mehr so breiten Boden bei uns gewinnen.

Der Gegensatz zu Rußland milderte sich natürlich, wenn Polen niedergehalten wurde. Rußland stand aber noch immer vor unseren Einheits- und Freiheitsfreunden als der eigentliche Feind ihrer Sache. Auf Krieg mit Rußland war man gefaßt: einen liberalen Glaubenskrieg und nationalen Befreiungskrieg. Viele in dieser bürgerlich-liberalen Welt wurden kriegerisch, wenn sie an Rußland dachten. Viele sagten sich eben auch, daß wir unsere Einigung erst in einer Feuertaufe finden würden. Und so wünschten sie den Krieg mit Rußland herbei. Bei aller Kühnheit wollten sie dann möglichst nur nach e i n e r Seite schlagen müssen. Die Linke verlangte Bündnis mit Frankreich, zu dem sie doch immer ihr Herz zog. Von der neuen französischen Republik war das Bündnis in freundlichen Kundgebungen auch wirklich in Aussicht gestellt worden. Die Mehrheit der Nationalversammlung war da doch zurückhaltend. Das Land, mit dem sie ein Bündnis wünschte, war England. Sie trieb in das Fahrwasser koburgischer Politik, in eine Abhängigkeit von England. Natürlich hätte ihr „Reich" erst einmal fest gegründet sein müssen, um bündnisfähig zu sein — daß es etwas zu bieten habe, darüber waren unsere Patrioten nicht im Zweifel —;

aber schon die Gründung des Reiches war nicht eine Sache innerdeutscher, sondern europäischer Politik, zu der eine Verbindung von Kühnheit und Vorsicht und Geduld gehörte, Freiheit von den Einwirkungen „öffentlicher Meinung" und Selbstbeherrschung in Fragen wie der schleswig-holsteinischen. Wenn die Nationalversammlung gefunden hätte, wonach gerade ihre Führer verlangten: die überlegene staatsmännische Leitung durch den Träger einer Großmacht — der preußischen! —, so fragt sich noch immer, ob ein solcher Staatsmann auf eine Versammlung wie diese sich hätte stützen können.

Zu den nationalen Fragen gehörten für uns auch noch die österreichischen. Hier half sich die Nationalversammlung zunächst durch die einfache Feststellung des Rechtsverhältnisses, auf die alles sich einigen konnte: die Länder, die zum Deutschen Bunde gehört haben, gehören auch zum Reich, das der Nachfolger des Bundes ist. Also auch tschechische, südslawische, und in Tirol italienische Bevölkerung. Wenn sich Ungarn, Oberitalien und etwa Galizien von Wien selbständig machen, so hat man darin keinen Gebietsverlust des Deutschen Reiches zu sehen; es kommt darauf an, wie das Reich sich zu den Freigewordenen stellen kann. Ein Bundesverhältnis mit einem selbständigen Ungarn wurde von unseren Demokraten begehrt; es war von den Magyaren angeboten, die seine Spitze unter Umständen auch gegen eine österreichische Regierung richten wollten, die vom slawischen Element getragen wäre. Demgegenüber blieb aber die Frankfurter Mehrheit korrekt: solange es eine gesamtösterreichische Regierung gab, verhandelte sie nicht mit aufrührerischen Völkerschaften.

In der italienischen Sache hielt sie daran fest, daß der Besitz Venetiens und des Festungsvierecks, zum allermindestens der Etschlinie, zum Schutz Deutschöster-

reichs nötig sei, Venedig überdies für den deutschen Handel. Damit wollte sie also den Italienern verwehren, das Recht der Nationalgemeinschaft über den Mincio oder gar die Etsch hinaus geltend zu machen. Sie verlangte nur von der österreichischen Regierung, daß sie das Bedürfnis der Italiener nach nationaler Selbständigkeit soviel als möglich unter ihrem Szepter befriedige und selbst das Protektorat eines italienischen Bundes übernehme. Österreich sollte so die Liebe der Italiener gewinnen!! Unsere Patrioten hatten noch einen besonderen Grund, mit dem sie sich den Italienern gegenüber entlastet fühlten: sie bezweifelten — und im allgemeinen wohl ernsthaft —, daß Italien, in die Freiheit entlassen, zur Selbständigkeit wirklich gelangen würde; anstatt von Österreich, würde es von Frankreich abhängig, und wir müßten uns mit den befestigten Flußlinien von Etsch und Mincio gegen eine Wiederholung napoleonischer Feldzüge schützen. Bei österreichisch-italienischen Friedensverhandlungen, in die sich Frankreich und England einzumischen strebten, sollte das Frankfurter Reich als Macht unter Mächten beteiligt sein. Gerade in der italienischen Sache tritt merkwürdig zu Tage, wie sehr Österreich zu Deutschland gerechnet wurde. Der junge Gustav Rümelin, der zu den in Frankfurt regierenden Gruppen gehörte, nennt, als verstünde sich das von selbst, Radetzkys Truppen „unsere" Truppen und spricht von den Gebieten, aus denen „wir" den König von Sardinien verjagt haben.

Den Tschechen gegenüber wurde einfach geltend gemacht, daß Böhmen zum Deutschen Bund, also zum neuen Deutschen Reiche gehöre. Ihnen wie den Polen galt der Paragraph der „Grundrechte": „Den nicht deutschredenden Volksstämmen Deutschlands ist ihre volkstümliche Entwicklung gewährleistet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, soweit deren Gebiete reichen, in

dem Kirchenwesen, dem Unterrichte, der inneren Verwaltung und der Rechtspflege." Wer die Deutschen kennt, weiß, daß sie in ihrem Nationalstaat sich an diese Gewährung so gewissenhaft wie kein anderes Volk gehalten hätten und daß sie gegenüber dem anderen Teil, der solche Gewissenhaftigkeit als Schwäche ausgenützt hätte, bald in Nachteil gekommen wären. Vielleicht wären sie nach einem Übermaß von Gerechtigkeit und Geduld schließlich zur Gegenwehr gedrängt worden, um dann als Unterdrücker verschrien zu werden. — Die Tschechen umgekehrt führten in ihrem Kampf gegen Wien, gegen Frankfurt und gegen die Deutschböhmen nicht nur das Naturrecht der Nationalität für sich an, sondern geschichtliches Recht in ihrer Auffassung, und danach gehörte Böhmen einfach ihrer Nation. Jede nationale Bewegung verwendet in ihrem Kampf jedesmal die Gründe, die ihr die weitesten Ansprüche geben. Sie verzichtet auf Ansprüche nur, wo sie muß. Die Blicke der Deutschen im Jahre 1848 schweiften auch ins Elsaß hinüber; aber französischen Besitz anzutasten konnten sie nicht wagen; daß sie sich bei günstiger Gelegenheit des Versäumnisses von 1815 erinnern würden, war schon damals klar.

Auf Deutschösterreich wurde der Grundsatz des Nationalstaats mit aller Strenge angewandt. Als im Herbst endlich die Versammlung an die eigentliche Reichsverfassung ging, wurden Beschlüsse gefaßt, die, ohne Österreich mit Namen zu nennen (sie galten gleichmäßig für Schleswig-Holstein und Limburg, also Dänemark und Holland), von Österreich verlangten, daß es seine deutschen Bundesländer ganz für den Nationalstaat hergebe. Wien würde von Frankfurt aus regiert; es gäbe für Deutschösterreich nur eine gesamtdeutsche, nicht aber eine österreichische auswärtige Politik, nur einen deutschen, keinen österreichischen Heeresbefehl. Die Habsburger könn-

ten ihre Gewalt über Deutschösterreich nur noch ausüben, wenn sie es von Deutschland aus, als gewähltes deutsches Oberhaupt tun könnten, wie jetzt ihr Erzherzog Johann als Reichsverweser; und auch da noch wären sie natürlich stark vom deutschen Reichstag abhängig. Dabei war, als diese Beschlüsse gefaßt wurden, die Herstellung des österreichischen Gesamtstaates im Gang. Vom Standpunkt der Demokraten hatte es einen guten Sinn, trotzdem so zu beschließen; die wollten ja doch mit der Auflösung der Welt in nationale Demokratien ernst machen und protestierten gegen die „brutale Gewalt" der österreichischen Feldherren. In der Tat stimmten auch viele Deutschösterreicher in diesem Sinn für die schroffen Paragraphen. Man muß dabei bedenken, daß sie in dem Österreich, das jetzt hergestellt wurde — im Kampf gegen das demokratische Wien! — ein Übergewicht der Slawen zu besorgen hatten. Bei der Frankfurter Mehrheit dagegen setzte sich eben damals die Ansicht durch, daß die Herstellung des Gesamtstaats und der Großmacht Österreich vom deutschen Standpunkt wünschenswert sei. Die Erhebung des schwarzrotgoldenen Wien sei mehr eine anarchische als eine deutsche. Die Führer der Mehrheit neigten auch für Österreich auf die Seite der Einheit und Ordnung, nicht auf die der entfesselten Volkskräfte. Trotzdem der schroffe Beschluß, den kein österreichischer Gesamtstaat sich gefallen lassen konnte! Und was allein ihren Beschluß Österreich gegenüber hätte rechtfertigen können: daß sie etwa ein österreichisches Regiment über Deutschland wollten, davon war nicht entfernt die Rede. Ganz im Gegenteil: die norddeutschen Führer wollten ein preußisches Reichsoberhaupt. Sie hatten bei dem Beschluß ihren Hintergedanken: indem sie die Idee des Nationalstaats streng auf Deutschösterreich ausdehnten, wollten

sie zeigen, daß Deutschösterreich nur um den Preis der staatlichen Trennung von Ungarn, Galizien, Italien, nur um den Preis der Teilung der Habsburgermonarchie zu uns gehören könne; wenn also Österreich beisammen blieb, mußte es ganz aus Deutschland ausscheiden. Das wollten sie dartun, und dazu wählten sie das unverfänglichste Mittel: sie sprachen scheinbar aus, Deutschösterreich gehöre ganz und gar zu uns. Zwar einzelne unter ihnen, Dahlmann und Waitz, waren unerschütterlich überzeugt, daß Österreich über kurz oder lang auseinanderfallen müsse; sie wollten dann Wien, Böhmen und Tirol unter die Hohenzollernkrone bringen. Eher aber sollte Deutschösterreich vorläufig draußen bleiben, als daß es die Geschlossenheit des Dahlmannischen Reiches stören könnte. Alle jedenfalls wollten sie das Entweder-Oder gegenüber Österreich feststellen. Und Scharen folgten ihnen, nicht einmal mit so bestimmten Hintergedanken, sondern weil sie ein Bekenntnis für „das ganze Deutschland" meinten ablegen zu müssen! Auch solche, die sich klar darüber waren, daß der Beschluß für Österreich unannehmbar sei, wußten keinen anderen Rat als diese Abstimmung. Nicht wir, sagten sie, dürfen es aussprechen, daß Deutschösterreich nicht so, wie die anderen deutschen Länder, zum Nationalstaat gehören kann; wir müssen uns daran halten, daß wir das ganze Gebiet des Deutschen Bundes in unsere Reichsverfassung bringen sollen. Ratlosigkeit zusammen mit politischer Naivität war es, wenn sie so stimmten. Das Merkwürdigste aber ist, daß sie dabei noch meinten, diese Abstimmung sei eine Freundlichkeit gegen die Deutschösterreicher; denn es sei damit gesagt, wir möchten sie ganz bei uns haben.

Die Wirkung auf Deutschösterreich war, bis weit in die demokratischen Kreise, die entgegengesetzte: das österreichische Selbstgefühl lehnte sich gegen die Vergewaltigung

Österreichs auf. Die Herstellung einer österreichischen Staatsmacht mit Waffengewalt stärkte eben jetzt die Achtung vor dem Gesamtstaat und das Gefühl der Zugehörigkeit zu ihm; der Beschluß der Nationalversammlung aber erschien wie eine Mißachtung Österreichs. Den norddeutschen Führern in Frankfurt kam diese Klärung nur gelegen. Als dann die neue österreichische Regierung die Zusammenfassung aller Länder zu einer kräftigen Staatsgemeinschaft verkündete und die österreichische Öffentlichkeit zustimmte, da konnten sie, im Dezember 1848, mit Erfolg für ihren Gedanken werben, daß der deutsche Nationalstaat nur das nichtösterreichische Deutschland umfassen könne. Die preußische Spitze, Preußen als Machtkern, ergab sich für alle, die nicht demokratische Republikaner waren, von selbst.

Im März war dieser Gedanke schon — oder besser: noch! — in vielen lebendig; die Gesandtschaft, die aus Nassau, Hessen, Baden, Württemberg, dann auch Bayern und Sachsen zum König von Preußen zog, schlug ihm die Einigung ohne Österreich vor. Seitdem aber hatte Österreich sich tief in das Frankfurter Reich eingenistet. Der Gedanke mußte von da aus neu erarbeitet werden. Er hatte jetzt nur Aussicht, wenn er zugleich den anderen Gedanken einer engen Verbindung mit Österreich in sich aufnahm und auch dieses Bedürfnis befriedigte. Und so wurde er, seit dem Herbst 1848, in der Gestalt hauptsächlich verbreitet, die er durch Heinrich von Gagern erhielt: der deutsche Nationalstaat stellt einen engeren Bund neben einem weiteren — mit Österreich — dar, oder: einen Bundesstaat innerhalb des alten Bundes, wobei es dem alten Bund ebenfalls eine viel engere („innigere“ hieß das Lieblingswort!) Verbindung werden soll. Der Nationalstaat steht mit Gesamtösterreich in

einem ewigen Schutz- und Trutzbündnis— wodurch Österreichs ganzer Länderbestand, nicht nur die alten Bundesgebiete, geschützt werden —; er steht mit ihm in einer Verkehrs- und Handelsgemeinschaft, schließlich in einer immer weiter greifenden Lebensgemeinschaft. Von gemeinsamer auswärtiger Politik wurde gesprochen, von Einrichtungen, die über dem deutschen Staat sozusagen einen österreichisch-deutschen Oberstaat begründet hätten. Daß in der österreichisch-deutschen Gemeinschaft, wie im alten Bund, Österreich den Vorsitz hätte, galt als natürlich; manche, darunter Gagern selber, wollten aus Rücksicht auf Österreich das Oberhaupt des deutschen Staates König, nicht Kaiser nennen.

Der Königstitel, als ursprünglich deutsch, war ohnehin vielen lieber; der Kaiser erinnerte zu sehr an das Heilige Römische Reich, an die über den nationalen Boden hinausgreifende Politik der früheren Herrscher, über der das Reich selbst in die Brüche gegangen war. Doch konnten solche feineren, mehr gelehrten Bedenken vor dem Glanz des Kaisernamens und der Überlieferung, die des Reiches Herrlichkeit mit diesem Namen verband, nicht standhalten. Auch hatten gerade die Norddeutschen das Bedürfnis, die Macht und den Glanz des deutschen Staates, den sie wollten, und seine Ebenbürtigkeit mit Österreich durch die Kaiserwürde kundzutun. Den Namen „Reich", der von Anfang an vorgesehen wurde, mochte man dem Deutschland, zu dem Österreich nun nicht gehören würde, doch nicht nehmen, und zum „Reich" verlangte das allgemeine Empfinden auch den Kaiser, soweit nicht eine Republik mit einem Präsidenten begehrt wurde. Auch war es angebracht, über die Sonderkönige, ein Haupthindernis der Einigung, einen „Kaiser" zu stellen.

Die norddeutschen Führer gingen nur ein Stück weit mit den Gedanken einer engen österreichisch-deutschen Ge-

meinschaft; wohl aber waren sie auf die möglichst vollkommene Selbständigkeit ihres deutschen Staates bedacht. Dahlmann, und heftiger der Südwestdeutsche Gervinus, mahnten immer, man solle sich nur fest auf sich selbst stellen und die österreichischen Dinge zuwartend ihrer eigenen Entwicklung überlassen. Wobei zu bemerken ist, daß auch bei den Plänen eines österreichisch-deutschen Oberstaats die Hoffnung war, Deutschland werde der führende Teil sein. Nun, zunächst brauchten Dahlmann und die Seinen eine zu enge Verflechtung mit Österreich nicht zu fürchten: die österreichische Regierung ließ sich auf keine Verhandlungen darüber mit dem Frankfurter Reich ein. Sie konnten unter der Fahne von Gagerns Programm, das der Stimmung für eine starke Gemeinschaft mit Österreich so weit entgegenkam, ihre Verfassung für den Nationalstaat mit der Spitze des preußischen Kaisertums betreiben. Sie begannen aber ihr Vordringen damit, daß sie aus dem Reichsministerium den österreichischen Führer Schmerling, überhaupt die Österreicher, hinausdrückten. Sie hielten dies für nötig, weil sie sahen, daß im Reichsministerium eine „österreichische Intrigue" gegen ihre klare Lösung des Einheitsproblems Erfolg habe. Es gelang ihnen, dies Kollegium nun für sich zu gewinnen — es war jetzt, als ein Vorbild für künftig, nur noch außerösterreichisch besetzt — und überhaupt eine große und sichere Gefolgschaft zu erhalten. Aber natürlich riefen sie gegen sich die Anklage hervor, sie wollten, so wie im Reichsministerium Österreich aus Deutschland hinausstoßen. Es bildete sich eine Gegnerschaft, zu der alles zusammentrat, was einer preußischen Vorherrschaft widerstrebte und Deutschösterreich im engsten Verband nicht missen wollte: die Österreicher jetzt allesamt, weitaus die meisten Katholiken und die Linke. Da wurde nun nach einer Form gesucht, bei der Deutschösterreich gleichmäßig wie alle

anderen Länder am deutschen Staatsverband teil hätte und doch im österreichischen Gesamtstaat bliebe, nach der Form für ein Reich mit zwei Großmächten. Alle Bemühung, etwas zu finden, was sich vor dem Einheitsstreben sehen lassen konnte, war vergeblich, und daraus zog die Partei der Schleswig-Holsteiner und Gagerns ihre Werbekraft.

Dagegen machte es starken Eindruck, wenn die Deutschösterreicher vorhersagten: sobald ein Deutschland abgesondert von Österreich gegründet werde, hätten sie vom österreichischen Staat keinen Schutz gegen die andrängende fremdvölkische Mehrheit zu erwarten. Österreich komme dann unter die Herrschaft der Slawen. Die Schleswig-Holsteiner konnten als Bundesgenossen der Slawen bezeichnet werden. Auch sei es ein Wahn zu glauben, daß die Trennung Deutschlands von Österreich und die Erhebung Preußens zur Oberhauptswürde anders als in der Entfremdung von Österreich, ja durch einen Bruderkrieg zu ereichen wäre. Ihr Österreich würde darüber einer deutschfeindlichen Mächtegruppierung, würde Rußland zugetrieben. Alle die glänzenden Aussichten, die man für die Entwicklung des Deutschtums im Südosten habe, würden zergehen. Vollends die Phantasien, wie Wilhelm Jordan sie einmal in der Paulskirche vortrug, als könnte allmählich Gesamtösterreich „germanisiert" werden! Schon jetzt liefen Nachrichten über ein österreichisch-russisches Einverständnis um, und im März wurde die Nationalversammlung stark durch das Auftreten russischer Truppen in Siebenbürgen erregt. Gewiß, die Österreicher hatten eine bessere Erkenntnis als jene Deutschen, die Gagerns Programm friedlich bei Österreich durchsetzen und damit die Länder und Völker an der unteren Donau „wie Trabanten in unser Planetensystem einfassen" wollten.

Zwar hatten auch österreichische Politiker in Frankfurt

im Sommer und Herbst 1848 gefunden, daß die Donaumonarchie sich ein abgesondertes Deutschland unter Umständen wohl gefallen lassen könne, um sich mit ihm zu verbinden; aber als die Absonderung wirklich angestrebt wurde, mit der preußischen Spitze, mit dem gewaltsamen Vordringen der Norddeutschen, mit der Ausstoßung Schmerlings aus dem Ministerium, als sich die Losung herausarbeitete: für oder wider ein preußisches Kaisertum, da gab es kein Entgegenkommen mehr. Die tatkräftige Regierung, die Österreich neuestens hatte, und die sich vermaß, ihr Reich nur fester zusammenzuschließen und dann die deutsche Sache nach ihrem Bedürfnis zu entscheiden, stärkte das österreichische Bewußtsein. Es gab zu denken, wenn ein österreichischer Demokrat (es war Mareck), der Deutschösterreich zu Deutschland ziehen wollte, den Freunden des engeren und weiteren Bundes schon im Herbst gesagt hatte: Wenn Österreich zusammenbleibt, „dann machen Sie sich keine Illusion von einem Staatenbunde oder einem Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich! Wenn der österreichische Adler kräftig genug ist zu fliegen, so werden Sie es nicht dahin bringen, ihm eine Schnur an die Füße zu binden, um ihn zu richten und zu lenken, wohin Sie wollen . . .“

Vom Dezember an sah die Paulskirche den vollen Ausbruch der deutschen Zwietracht. Es war in der Hauptsache der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich und die Kirchenspaltung. Die Volksvertreter bekämpften einander so heftig wie je die Dynastien. Da schrieb einmal Gervinus: wenn unsere Halbbrüder aus Österreich mit welschem Hochmut uns gutmütigen Deutschen die Hand hinreichen und verlangen, daß zuerst ihre Interessen befriedigt werden, dann gebiete uns Ehrgefühl und Stolz, die verfremdete Hand abzuweisen, uns allein einzurichten und die Probe darauf zu machen, wer den anderen dringen-

der nötig hat; dann werden sie so kommen, wie allein wir sie brauchen können. Die Erbitterung stieg aufs höchste, als im März die österreichische Regierung eine Verfassung für das neue Österreich ankündigte und dazu verlangte, daß dieser Gesamtstaat mit seiner geschlossenen Masse in den Bund mit den deutschen Staaten und an ihre Spitze trete, und als die österreichischen Abgeordneten in Frankfurt sich bemühten, Deutschland an einem ähnlichen Zusammenschluß zu verhindern, die Verfassung, über die beraten wurde, so zu gestalten, daß sie für die Krone Preußen unannehmbar wurde. Da rief man nach dem Austritt der Österreicher. Schließlich aber haben die Stimmen von vier österreichischen Abgeordneten, die es nicht für recht hielten, die außerösterreichische Einigung zu stören, den Ausschlag dafür gegeben, daß doch eine knappe Mehrheit für das erbliche Kaisertum zustande kam!

Für die Kaiserpartei hing alles daran, daß sie mit der wiedererstarkten preußischen Krone einig wurde. Die Hoffnung darauf hielt sie fest bis zuletzt und verbreitete sie; denn nur so konnte sie sich halten. Die „moralische Macht" des nationalen Willens sollte den König zwingen, auf ihre Sache einzugehen oder abzudanken und seinem Bruder, dem Gemahl der Prinzessin Augusta, die der Kaiserpartei innerlich nahestand und ihre Gönnerin am Berliner Hof war, die preußische und die deutsche Krone zu überlassen. Habe Preußen einmal die Frankfurter Reichsverfassung und aus den Händen dieses Parlaments die Kaiserwürde angenommen, dann lasse sich auch über Änderungen der Verfassung sprechen. Das erste, was die Kaiserpartei Preußen zumutete, war eine Unterwerfung! Anders meinten auch ihre besonnenen Führer keine Gewähr dafür zu haben, daß „die Nation" den Hohenzollern anerkenne und auch die anderen Widerstrebenden — worunter alle deutschen Sonderkönigreiche waren — zwinge. Daß

„die Nation" in ihrem Lager sei, versicherte die Kaiserpartei beständig. Und allerdings war das, was für sie hauptsächlich die Nation darstellte, das Bürgertum in seinen gebildeteren Schichten und in den Landschaften evangelischen Bekenntnisses, zum größten Teil allmählich auf ihre Seite.

Solange die Partei hoffte, Preußen zu bekommen, zeigte sie eine große Siegeszuversicht. Und als im Februar die österreichische Regierung mit ihrer Macht drohte, und Nachrichten kamen, auch Rußland werde die Aufrichtung des neuen Reiches hindern, das Ausland werde uns in der schleswig-holsteinischen Sache in den Arm fallen, da waren aus dem Frankfurter und dem Berliner Lager der Partei kriegerische Rufe zu hören. Man schlug an das Schwert Friedrichs des Großen, das noch nicht eingerostet sei. Dahlmann freute sich, daß also der Boden zur klaren Trennung von Österreich geschaffen werde, und erklärte in der Deutschen Zeitung, man nehme den Kampf an. „Muß die deutsche Selbständigkeit durch die Bluttaufe errungen werden, so wird es an Winkelrieden nicht fehlen." Doch meinte er, es könne uns auch an Bundesgenossen nicht fehlen; sie warten nur, „auf eine Betätigung unseres Willens und unserer Kraft". Da auch Frankreichs Haltung fragwürdig war, hörte man die Lage mit der Preußens im Siebenjährigen Kriege vergleichen; aber: „ohne alle Rücksichten auf Drohungen der großen Mächte" sollten wir unsere Sache führen. Ein ganz prahlerischer Aufsatz steht in der Deutschen Zeitung vom 8. Februar 1849: „Am geringsten schlagen wir die Schwierigkeiten an, welche der deutschen Einheit von den auswärtigen Mächten entgegengestellt werden. Die Noten von Frankreich, Rußland, ja, wie man wissen will, auch von England, können uns höchst gleichgültig sein. Wir halten es nicht einmal der Mühe wert, nachzuforschen, ob diese drohenden Noten wirklich vorhanden sind . . . Von Frankreich und Rußland haben

wir nichts zu fürchten, wenn wir unsern Führer gefunden haben, und können von ihren Heeren sagen wie die Spartaner, als man ihnen meldete, die Feinde wären nah: So sind auch wir den Feinden nah! England aber ist unser natürlicher Verbündeter, nicht bloß durch Abstammung, Sprache, Sinn und Sitte, nicht bloß, weil wir den Engländern ihre Waren abnehmen und beiläufig die Engländer uns die unsrigen, sondern weil Deutschland die Oberherrschaft von Frankreich und Rußland verhindert." Ja, wenn das ganze Ausland gegen uns sein möchte: wenn nur wir entschlossen sind, dann ist sein Beginnen so vergeblich wie das jener Bürger, die das Morgenrot mit Feuerspritzen löschen wollten. „Wir nehmen jene Noten als ein erfreuliches Zeichen, daß Deutschland nicht mehr verachtet, sondern bereits gefürchtet wird."

Wir wissen solche Worte an ihren Platz zu stellen. Sie kamen aus einem Volk und sprachen zu einem Volk, das in seiner Masse nur allzu friedlich war, den Welthändeln und der Betätigung nationalen Willens abgewandt, geneigt vor Hindernissen in der großen Welt in ein beschränktes Dasein zurückzuweichen. Aus diesem Zustand strebten nun viele im gebildeten Bürgertum hinaus, fanden ihn aber noch immer in ihrer nächsten Umgebung. Da schlug denn die bedächtige und bescheidene Art ins Gegenteil um. Dem erwachten Eifer und Ehrgefühl fehlte Erfahrung und Besonnenheit. Manchem mag einfallen, was 50 Jahre später von den Deutschen zu ihrem Eintritt in die Weltpolitik gesagt worden ist: sie treten auf wie junge Hunde. Auch erinnern wir uns mancher Erscheinungen aus dem vergangenen Krieg!

Diese Rufe vom Frühjahr 1849 waren die Stimmen solcher, die die Verantwortung nicht hatten, aber den Anspruch machten, die nationale Sache zu vertreten. Tatsächlich riefen sie nach einem Führer, und der kam nicht.

Zwar in der Paulskirche gelang endlich am 28. März die Kaiserwahl. Sie war doch ein bedeutsames, denkwürdiges Ereignis. Damit also schloß die Arbeit der Nationalversammlung ab, daß sie den König von Preußen zum „Kaiser der Deutschen" wählte. Möglich war es allerdings nur durch starke Zugeständnisse an die Linke, von der dann die nötige Stimmenzahl herüberkam. Und es war nur ein Scheinerfolg. Diese Versammlung konnte keine Krone vergeben, kein Reich errichten; die Kaiserpartei konnte Preußen nicht zwingen, als der König ablehnte. Eine Revolution konnte sie im Ernst nicht wollen. Eine Revolution konnte nicht von ihrer Gefolgschaft, und nicht für ihre Sache ausgeführt werden, sondern von der äußersten Linken für die demokratische Republik. Dazu wurde im Mai 1849 im Südwesten und in Sachsen losgebrochen. Preußische Truppen schlugen die Aufstände nieder. Aber es war keine preußische Regierung da, die aus Deutschland nun etwas zu machen verstand. Preußen versuchte zwar, alle Staaten, die sich freiwillig bereit fänden, in Zollvereinsweise zu einem Bundesstaat im Bunde zu vereinigen, und bot eine Gemeinschaft dieses Bundesstaats mit Österreich an, ähnlich wie Gagern: von gegenseitiger Bürgschaft für den ganzen Länderbestand, von einer „gemeinsamen" Politik sogar war die Rede. Das Ende war bekanntlich, daß der Staat Friedrichs des Großen vor den Drohungen Österreichs und Rußlands vollständig zurückwich. Der alte Bundestag wurde hergestellt. Auch Schleswig-Holstein wurde nahezu preisgegeben. Die deutsche Flotte wurde versteigert. Konservative Regierungen und Regierungsweisen hatten damals schon allerorten die liberalen abgelöst.

Der Versuch der Freiheits- und Einheitsbewegung, Deutschland eine neue Gestalt zu geben, war gescheitert, und Niedergeschlagenheit herrschte an Stelle des früheren

Hochgefühls. Hören wir Friedrich Theodor Vischer, der als Patriot besonders stark empfunden hat! Für unser Gefühl schreibt er, als hätte er unseren Zusammenbruch von 1918 gesehen! „Wer erlebt hat, was unsere Generation nach dem Jahr 1848, der weiß, wie es dem Menschen zu Mut ist, wenn die Welt aussieht, als gäbe es keine idealen Mächte mehr . . . Es ist ein Gefühl, das mit nichts verglichen werden kann als mit dem äußersten physischen Ekel." Nichts erfreut mehr; Frühling, Vogelsang, blaue Luft, Blume, Baum und Sonnenlicht erscheinen so matt wie die Seele. „Der Beste hat sich zu hüten, daß er nicht an einer göttlichen Weltordnung verzweifele." Das lebende Geschlecht wird nur einen ersten Anfang zur Aufrichtung sehen. „Dies gehört zum Schwersten; mit dem glühenden Durst, ein Vaterland zu haben, mit dem brennenden Schmerz, einem verachteten Volke anzugehören, sich ins Grab legen ohne Labung, ohne das gelobte Land geschaut zu haben, das ist ein schweres Los. Unsere Enkel werden sich mitleidig erzählen von den Vätern, die da lebten zu der Zeit, wo der Ausländer dem Deutschen ins Gesicht spucken durfte, ohne daß eine Hand in der Heimat sich für ihn regte." Endlich aber: „Das Gefühl dieses Lebensschmerzes, dieses schmachvollen Schattenlebens soll eben selbst der Hebel der Rettung werden. Es tiefer und tiefer in uns einzugraben, es zu verbreiten in alle Herzen, das ist unsere Lebensaufgabe."

Daß der Versuch der Einigung soviel weiter getrieben worden war als seinerzeit auf dem Wiener Kongreß, war doch von Bedeutung. Das Bild dessen, was werden sollte, war in greifbarer Nähe gestanden und wurde festgehalten. Das Verlangen nach einem einigen und mächtigen Deutschland war gesteigert und hatte breitere Kreise erfaßt. Die Gegensätze, die überwunden werden mußten, waren scharf herausgearbeitet, und auch das war ein Fortschritt. Die

alten Gewalten, die sich wieder eingerichtet hatten, fanden im Bewußtsein der ungelösten nationalen Aufgabe keine Ruhe. Am Bundestag war zwar der äußere Zustand hergestellt, aber nicht der Friede zwischen Österreich und Preußen. Als im Jahre 1859 Österreich seinen oberitalienischen Besitz gegen den König von Sardinien und Napoleon III. zu verteidigen hatte, wurde über der Frage, was die deutschen Staaten tun sollten, das nationale Problem vor aller Öffentlichkeit leidenschaftlich erörtert. Österreich wurde mit Preußen und dem Bund über die Bedingungen der Hilfe nicht einig; als Preußen mobil machte, verständigte sich Österreich schnell mit Napoleon und gab die Lombardei auf. Dann sah Deutschland, wie unter dem König von Sardinien Italien sich einigte. Auf die liberale Regierung des preußischen Prinzregenten Wilhelm richteten sich die Blicke: Preußen sollte in Deutschland die Rolle von Sardinien-Piemont übernehmen. Nun gab sich Österreich eine liberale Verfassung und suchte die Deutschen auf seine Seite zu ziehen; der leitende Mann war Schmerling, der Gegner der Kaiserpartei von 1848/49; ein ernsthafter Versuch zu einer Bundesreform wurde von Österreich aus gemacht. Er scheiterte an Preußen; dort war nunmehr Bismarck am Werk.

In dieser ganzen Zeit kämpften dieselben zwei Lager miteinander, die sich in der Paulskirche für und wider das preußische Kaisertum gebildet hatten. Wir wollen sie jetzt nebeneinander beobachten; wir fragen, wie der deutsche Gedanke bei jedem von ihnen aussah.

8.

Großdeutsch und Kleindeutsch.

Im Winter 1848/49 ist der Staat der Kaiserpartei, der Deutschösterreich ausschloß, von den Gegnern „Kleindeutschland" genannt worden. Seitdem hat man sich gewöhnt, von einer „kleindeutschen" und einer „großdeutschen" Partei zu reden. Zur großdeutschen gehört, wer Deutschösterreich genau so eng wie jedes andere deutsche Land in die politische Gemeinschaft ziehen will und Österreich überhaupt, die Großmacht, den Gesamtstaat, zu Deutschland rechnet. Gerade die Geschichtschreibung weiß heute keine bessere Parteibezeichnungen als „kleindeutsch" und „großdeutsch", wiewohl es niemand gefallen kann, das Reich, dessen gewaltige Größe wir erlebt haben, Kleindeutschland zu nennen.

Wie setzten sich nun die beiden Lager zusammen?

Die geborenen Großdeutschen waren die Deutschen Österreichs. Gerade wenn das Habsburgerreich beisammen blieb, mußten sie danach streben, gegenüber dem Andrängen der Slawen an Deutschland einen festen Rückhalt zu haben; den sicherte ihnen allein die vollkommene Zugehörigkeit zu einem deutschen Reich. Ein strammer österreichischer Einheitsstaat mußte diese Zugehörigkeit hindern; sie wollten aus Österreich einen Bundesstaat machen (was 1848 überhaupt ernsthaft angestrebt wurde), und dann wollten sie Glied des deutschen wie des österreichischen Bundesstaates sein. Das ging eigentlich nur, wenn Deutschland wie Österreich von Wien aus beherrscht wurde.

Und dies mußte überhaupt ihr Wunsch sein! An einem von Österreich beherrschten Deutschland hätte das österreichische Deutschtum den stärksten Rückhalt gehabt.

Nun wurde bereits erwähnt, daß auch Deutschösterreicher vorübergehend dem kleindeutschen Gedanken entgegenkamen. Sie sagten sich, eine Herrschaft über Deutschland sei für Östereich nicht mehr möglich; Norddeutschland, Preußen, ließe sich nicht niederhalten; die Geschichte gehe seit 1815 auf die engere Einigung mindestens Norddeutschlands aus. Besser, als im Kampf dagegen Kraft zu verlieren, sei, sich damit abzufinden. Österreich könnte dafür wohl in einem kräftigeren Kleindeutschland einen willigeren und wertvolleren Bundesgenossen finden. Es wurde aber auch erwähnt, wie das Vordringen der Kleindeutschen die Österreicher allgemein in eine großdeutsche Kampfstellung rief. Hinter ihnen stand ihre Regierung, die von ihrer alten Macht in Deutschland nicht weichen wollte. Großdeutsch darf man die nicht nennen; sie wollte Österreich auf sich selbst stellen und straff zusammenfassen, Deutschland aber möglichst beherrschen. Am ehesten war, wenigstens in dem Programm, daß sie den Deutschen vorhielt die Regierung von 1860/63 großdeutsch.

Auf der Gegenseite waren nun keineswegs alle Preußen „kleindeutsch". Gleich der König nicht, der in der kritischen Zeit von 1848 die preußische Krone trug. Friedrich Wilhelm IV. war ganz ein Großdeutscher; nur begehrte er danach, daß sich unter einem habsburgischen Kaiser eine Machterhöhung für das treue Preußen möchte unterbringen lassen. Es war die Gesinnung der Restaurationszeit und die romantische Idee von der Deutschheit, zu der er andächtig aufsah; unvereinbar damit schien eine Trennung gerade von Österreich, dem Erben der heiligen Kaisermacht. An der Ordnung, die aus dem gemeinsamen Kampf gegen die Revolution hervorgegangen war, durfte

nicht gerüttelt werden. Dieselbe Gesinnung herrschte beim konservativen Adel Preußens. Österreichs Gegnerschaft seit 1848 rief da nur Gedanken der Verteidigung auf; die Schuld daran wurde in der Hauptsache der preußischen Politik zugerechnet, die in Zugeständnissen an die Revolution sich aus den Schranken der deutschen Ordnung habe drängen lassen. Die Demütigung, mit der Preußens Bestrebungen 1850 abschlossen, schien verdient. Auch im Heer, wo doch ein stolzes preußisches Streben mit friderizianischen Erinnerungen und Gesinnungen gepflegt wurde, überwog die neuere Überlieferung der Waffenbrüderschaft mit Österreich und der Geist des konservativen Adels.

In dieser Gesinnung waren die Evangelisch-Konservativen den entschiedenen Katholiken verwandt. Diese waren im allgemeinen auch in Preußen Gegner der engeren Einigung Kleindeutschlands. Ihre Haltung ergab sich klar daraus, daß in Kleindeutschland die Protestanten das Übergewicht haben mußten. Die Katholiken brauchten Österreich in Deutschland, um dies Verhältnis auszugleichen und womöglich umzukehren. Diese handgreifliche Bedeutung hatte für sie die Lehre von der altgeheiligten gesamtdeutschen Rechtsordnung, die sie mit den evangelischen Restaurations-Romantikern zusammen vortrugen; es war so recht eine katholische Lehre.

Der kleindeutschen Richtung dagegen war in Preußen von vornherein zugänglich, was liberal und protestantisch war. Weithin galt dies für Norddeutschland überhaupt, doch mit einem wichtigen Unterschied: Kleindeutschland war ohne preußische Vorherrschaft nicht zu denken, und ihr widerstrebten gerade auch viele norddeutsche Kreise. Daher die Sorge, Sicherungen dafür zu schaffen, daß Preußen und das „spezifische Preußentum" in Deutschland „aufgehe". Der Hinzutritt der süddeutschen Staaten war auch unter diesem Gesichts-

punkt höchst erwünscht, während es für das „spezifische Preußentum" natürlicher war, sich auf Norddeutschland zu beschränken. Dem Nationalstreben der Norddeutschen im allgemeinen ist die nur norddeutsche Einigung immer bloß als ein Notbehelf erschienen; der Süden, mit dem sie Handel und Wandel verband und zu dem sie auch eine romantische Zuneigung zog, machte das Deutschland, das sie meinten, erst voll; sie haben ihn dafür recht umworben. Das Widerstreben gegen eine preußische Vorherrschaft trieb aber die größeren, auf ihre Selbständigkeit bedachten, protestantischen Staaten Norddeutschlands ins großdeutsche Lager. In Sachsen folgte der Regierung hierin fast die ganze „öffentliche Meinung". Die Preußen galten seit der Zeit Friedrichs des Großen und der Freiheitskriege geradezu als Landesfeinde, und die Abneigung gegen ihre straffe Art und ihren starken Staat war bei diesem Volksschlag leicht zu verbreiten. Überdies waren die Sachsen großenteils ins demokratische Fahrwasser gekommen.

Zwischen Liberalen und Demokraten ist gerade, wo es sich um Kleindeutsch und Großdeutsch handelt, sehr zu unterscheiden. Die Demokraten wollten bekanntlich auf dem Grunde der Volkssouveränität eine neue, nach Nationen als Sprachgemeinschaften geteilte Staatengesellschaft einrichten. Insofern standen sie jenseits von Kleindeutsch und Großdeutsch; denn dieser Gegensatz hatte seine volle Bedeutung nur, solange die alte Staatenwelt, mit Preußen und vor allem mit Österreich, fortbestand, die der unentwegte Demokrat nicht anerkennen wollte. Wenn nun aber die Demokraten mit den dynastischen Staatsgebilden doch rechnen mußten, weil sie fortbestanden, und wenn sie wählen mußten zwischen Großdeutsch und Kleindeutsch, traten sie, die Entschiedenen wenigstens, auf die großdeutsche Seite Denn sie verlangten „das ganze Deutschland" und verurteilten die Spaltung nach Grenzen, welche die dynastische

Geschichte gezogen hatte. Außerdem aber haßten sie Preußen mehr noch als Österreich, insofern es der stärkste unter den dynastischen Staaten, das kräftigste Hindernis für sie war. Zum guten Teil war ja das Streben der Demokraten einfach: sich möglichst keiner Gewalt unterordnen zu müssen. Unabhängigkeit im kleinen Kreise, Sondertum! Und alles Sondertum fand Schutz im großdeutschen System. So konnte Julius Fröbel (1859) sagen: für die Demokraten sei es das Natürliche, großdeutsch zu sein; denn sie seien ja „föderalistisch", wollten von unten auf nach oben bauen, und Föderalismus sei zugleich der Grund und die Folge des großdeutschen Planes. Dagegen nun solche Demokraten, die den Trieb zur Macht im großen hatten und ihre sogenannte Volkssouveränität im großen Einheitsstaat geltend machen wollten, die konnten, besonders als Norddeutsche, für Kleindeutschland gewonnen werden, wenn sie hofften, daß es sich auf die Volkssouveränität hin entwickeln lasse; nicht wenige haben ja am 28. März 1849 den konservativen Romantiker Friedrich Wilhelm zum Kaiser gewählt, nachdem es gelungen war, die Verfassung demokratischer zu machen.

Die Regierungen der „Königreiche" Hannover, Sachsen, Bayern, Württemberg waren großdeutsch, weil sie Preußen durch Österreich in Schranken halten wollten. Sie wollten von der deutschen Zwietracht leben. Vor dem Nationalgefühl rechtfertigten sie sich mit dem Wahlspruch: Das ganze Deutschland soll es sein! Außerdem beriefen sie sich darauf, daß die Erhaltung selbständiger Einzelstaaten und, wie mit Vorliebe gesagt wurde, selbständiger „Stämme" und der föderative Aufbau des Reiches der deutschen Art gemäß sei.

Die Süddeutschen hatten für großdeutsches Streben noch einen besonderen Grund: die Sorge um ihre Sicherheit gegen Westen. Wenn das Band zwischen

Preußen und Österreich zerriß und beide sich feindlich gegenüberstanden, — und das konnte vorausgesehen werden, wenn mit den kleindeutschen Plänen ernst gemacht wurde —, dann kam die Gefahr eines europäischen Krieges, und die Südstaaten waren mit ihrer schlechten Grenze besonders gefährdet. Von Bedeutung waren auch die mancherlei wirksamen Beziehungen, durch die Österreich einflußreiche Kreise gerade Süddeutschlands an sich binden konnte. Großen Umfang hatte aber der wirtschaftliche und geistige Verkehr mit Österreich nicht. Mit Preußen verband der Zollverein, von Österreich trennte die Zollgrenze. Allerdings ist in der Unzufriedenheit mit der Wirtschaftspolitik des Zollvereins viel nach einer großdeutschen Zollgemeinschaft gerufen worden, aber nicht nur aus Süddeutschland. Das geistige Leben verband die evangelischen Landschaften mit dem Norden, gar nicht mit Österreich, und auch die katholischen nicht sonderlich stark mit Österreich. Unter der süddeutschen Zuneigung zu Österreich ist hauptsächlich doch Abneigung gegen preußische Vorherrschaft zu verstehen. Das war es überhaupt, was das bunt zusammengesetzte großdeutsche Lager einigte: **Abneigung gegen preußische Vorherrschaft**.

Nun ist sehr bezeichnend: nach der Entscheidung von 1866, als Preußen sein norddeutsches Reich gründete und den Süden halb an sich zog, von Österreich aber ganz trennte, zersetzte sich hier das großdeutsche Lager, der feste Hort des Widerstrebens gegen die Vereinigung mit dem preußisch-deutschen Reich aber war der **Katholizismus**. Er stärkte den altbayrischen Trotz; er sammelte in Baden, das durch vollen Anschluß an Preußen Schutz für seine Westgrenze und Sicherung seines Gedeihens als liberaler Staat suchte, einen überraschend großen Widerstand. Umgekehrt aber trieb die protestantische Minderheit in Bayern und Baden jetzt entschieden dem norddeutschen

Reiche zu, als suche sie dort einen Rückhalt gegen den Katholizismus. In Württemberg aber, wo die Katholiken in der Minderheit sind, konnte die protestantische Mehrheit es sozusagen sich leisten, dem Widerstreben gegen Preußens Einigungswerk zu folgen. Schon in der Paulskirche waren, als über das preußische Kaisertum abgestimmt wurde, die Parteien überwiegend nach dem Glaubensbekenntnis auseinandergegangen; seitdem war dies nur noch entschiedener so geworden.

Man muß bedenken: die Entscheidung für das eine oder andere Lager brachten bei dem einzelnen nur zum Teil elementare politische Eindrücke oder — bei den Urteilsfähigeren — Erwägungen, die von den bestehenden Machtverhältnissen und der Notwendigkeit, vor allem Macht zu sichern, bestimmt wurden. Zuzugeben ist, daß bei beiden politischen Systemen noch viel Ungewisses in die Rechnung einzustellen war. Dies konnte es erleichtern, daß zumeist andere Rücksichten, daß Neigungen und Wünsche nicht rein politischer Herkunft maßgebend wurden.

Die beiden Heerlager, das kleindeutsche und das großdeutsche, hatten tatsächlich einen verschiedenen Geist. Auch ohne das kirchliche Bekenntnis, das die Hauptsache dabei war! Denn immerhin gab es bis 1866 unter den Großdeutschen Protestanten in Menge.

Die kleindeutsche Partei zumal der sechziger Jahre hatte einen „fortschrittlichen" Charakter. Ich scheue das Wort als Etikette hier nicht; man kann es ungefähr im Sinn der Parteien verwenden, die es als Schlagwort gewählt haben. Wer mit dem Neuen, nach dem das deutsche Bürgertum begehrte, dem von freien Kräften getragenen Nationalstaat, der deutschen Einheit und dem deutschen Parlament ernst machen wollte, der konnte seine Sache nicht auf die Partei Österreichs, der Mittelstaaten und der katholischen Kirche stellen, der wurde

zu Preußen hingetrieben, und wenn es noch so konservativ war. Im kleindeutschen Lager war viel von dem vorwärtsstrebenden Aufklärungsgeist des 18. Jahrhunderts; aber auch vom Geist der Freiheitskriege und von preußischer Erziehung. Also: Vertrauen auf die Selbsttätigkeit der geistigen und wirtschaftlichen Kräfte vor allem des Bürgerstandes, auf eine zunehmende Mündigkeit des Volkes, auf die Leistungen der Wissenschaft und Technik; der Drang, Schranken abzuwerfen; aber auch wachsender Sinn für staatliche Macht und Autorität, für vaterländische Größe als Bedingung alles Fortschritts; Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen, aus Einsicht und aus Pietät. Mit diesen Zügen fühlten sich die Kleindeutschen dem Staat Friedrichs des Großen und des Freiheitskrieges verwandt. Auch ihm war ein „fortschrittlicher“ Geist eingeimpft; den wollten sie in ihm hervortreiben.

Die kleindeutsche „Professorenpartei“ der Paulskirche hatte einen maßvollen und verhältnismäßig konservativen Geist; die Bildung ihrer Führer wurzelte tief in der Romantik. Seit 1859, wo der Nationalverein das Sammellager und die preußische Fortschrittspartei die Hauptkampftruppe für die kleindeutsche Sache war, griff diese breiter in das Bürgertum hinein, und der Geist wurde demokratischer. Es ist für die kleindeutsche Partei doch bezeichnend, daß das zur Gleichstellung aufstrebende Judentum bei ihr seinen natürlichen Platz fand. Auch die großzügigen und weitblickenden unter den Vorkämpfern der Sozialdemokratie, Marx und Engels, Lassalle und Schweitzer, traten auf die kleindeutsche Seite, weil sie hier den rascheren Fortschritt zum Kapitalismus sahen, der unentbehrlichen Vorstufe für ihre Sozialistenherrschaft. Dagegen die mehr kleinbürgerlich gearteten Vertreter der radikalen Arbeiterbewegung hielten sich zunächst noch an die kleinbürgerliche Demokratie, die mit ihrer Feindschaft

gegen ein starkes Preußen Bundesgenosse der Großdeutschen war.

Zum großdeutschen Lager gehörte umgekehrt der konservative Charakter, der Geist der Romantik. Daß die Entscheidung der Demokraten für die großdeutsche Seite diese Tatsache nicht entkräften kann, brauche ich nicht mehr zu sagen. Überdies gab es ja auch unter den Demokraten eine Art, die „fortschrittlichem" Geist als „rückschrittlich", altväterisch erschien; man braucht darüber nur die sozialdemokratische Literatur zu befragen, und man braucht nur an Uhland und andere Schwaben zu denken. Sehr wichtig ist schon, daß im großdeutschen System für ein Hauptanliegen der liberalen und demokratischen Nationalbewegung, für das deutsche Parlament aus allgemeinen Wahlen und seine Macht im Reiche, kein Raum war; das Beieinander der zwei Großmächte und die Zusammensetzung Österreichs machte dies unmöglich. Wohl aber ließ die sogenannte Reform des Deutschen Bundes, die dem Nationalstreben als Ersatz allein geboten werden konnte, Raum für konservative Einrichtungen. Für solche wurde in der Tat unter dem großdeutschen System Zuflucht gesucht als dem Erben des Heiligen Römischen Reichs, das ja alle Sonderrechte beschirmt hatte. Gedanken ständischer Gliederung und Bindung des Volkes, einer Erneuerung des Zunftwesens und dergleichen wurden unter den Großdeutschen vertreten. Man lebte hier in der Luft der Restauration; den Liberalen, die dazu gehören wollten, war es eine Verlegenheit. Hier war der Platz für die katholische Lehre von der wohlgegliederten Rechtsordnung, die alles Leben heilsam umschränkt und an die Papstkirche bindet. Die Lehre, die für Österreich paßte, wenn es nach den Wirren von 1848 keinen besseren Halt für sich wußte als die Bindung an die Papstkirche, besiegelt durch das Konkordat von 1855, das den

Kleindeutschen den Kampf gegen Österreich so sehr erleichterte.

Unter diesen Großdeutschen war nun ein Ideal deutschen Lebens wirksam, das von den Ideen der Romantik abstammte. Vielen diente es mehr nur zum Schutz gegen den Vorwurf, die Großdeutschen seien ein Hindernis des nationalen Strebens; vielen war es Herzenssache. Wer auf die Erhaltung bodenwüchsigen deutschen Wesens, auf Heimatschutz im weitesten Sinne, Wert legte, der konnte sich in der großdeutschen Umgebung leicht wohler fühlen als in der kleindeutschen. In den sechziger Jahren ist gegen die Kleindeutschen oft angeführt worden, ihr preußisch-deutsches Reich werde Deutschland uniformieren, das Volkstümlich-Eigenartige abschleifen. Das liege im Geist des preußischen Staates, der die Richtung auf das straffe, mechanische Vereinfachen und verstandesmäßige Herrichten habe. Süddeutsche sprachen von dem Zug der norddeutschen Art überhaupt zum gemütlos betriebsamen Ausnützen aller Dinge und Menschen, zum Zurechtschneiden aus einer vermeintlich überlegenen wohlweisen Verständigkeit, über norddeutsche Neigung zum äußerlichen glatten Schliff usw. Dieses Wesen habe den Trieb und auch das Geschick, sich erobernd durchzusetzen; es zerstöre dabei viel Natur, Innerlichkeit, Feinheit. Es stehe im Widerspruch zu den wertvollsten deutschen Eigenschaften. Man dürfe ihm nicht ohne starkes Gegengewicht überlassen werden.

Der Vorwurf solchen Wesens wurde von Norddeutschen selbst gegen die preußische Hauptstadt gerichtet. Zur Erklärung der Berliner Art wurde oft die Mischung der Märker mit der einst so starken französischen Kolonie und mit den Juden angeführt. Was aber von Berlin gesagt wurde, das wurde mit Beflissenheit auf „das Preußentum" ausgedehnt und beigefügt, daß der slawische Einschlag im Nordosten noch zu dem angedeuteten Charakter

mitgewirkt habe. Da hatte man denn das nur halb deutsche, halb fremde Preußentum! Denn wogegen sich die Abneigung in der Hauptsache kehrte, das war doch eben die Herrschaft des preußischen Staates über Deutschland. Die Schilderungen freilich, die vom Preußentum entworfen wurden, paßten zum guten Teil gerade am wenigsten auf die Träger der preußischen Macht, die Hohenzollern, den Adel, das Offizierkorps, das höhere Beamtentum. Unkenntnis, schlechtes Urteil, blinder Eifer sprach nach, was Feindseligkeit verbreitete. Weit eher paßten die Schilderungen auf das fortschrittliche Bürgertum Preußens, das in seinem Kampf mit den Trägern preußischer Macht gepriesen wurde! Wieviel voreiliges Verallgemeinern war aber überhaupt in dem, was über Berlin und Norddeutsche gesagt wurde!

Und doch, daß die vorhin angedeuteten Züge im Norden weithin wirksam sind und von dort sich ausbreiten, ist unverkennbar. Sie hängen mit dem zusammen und haben es gefördert, was man später die Amerikanisierung genannt hat. Der geschäftlich betriebsamere Norden hat hier geführt. Es ist doch derselbe Norden, der im 18. Jahrhundert den deutschen Nationalismus ausgebildet hat. Ein tiefgreifender Unterschied besonders gegen die Art der oberdeutschen Stämme ist wirklich enthalten in dem, was am Norden beobachtet wurde. In Verbindung mit den Gegensätzen, die auf die Glaubensspaltung und auf die dynastische Geschichte zurückzuführen sind, hat diese Artverschiedenheit eine Bedeutung gehabt, die man nicht so ganz leicht nehmen darf.

Als Beispiel dafür, wie sie für die großdeutsche Sache wirkte und für sie verwertet wurde, kann der Aufsatz „Konfessionen eines Großdeutschen“ in Cottas Deutscher Vierteljahrsschrift von 1863 dienen — er stammt von dem württembergischen Pfarrer Dr. Faber —, dann die Schriften

von Friedrich Theodor Vischer, besonders die, die in der neuen Ausgabe der Kritischen Gänge im ersten Band vereinigt sind. Faber sagt ausdrücklich, von Haus aus sei er auf Preußen als den „Staat des Protestantismus" eingestellt gewesen, als Student mit Schleiermacher und Hegel ganz berlinisch gewesen, dann aber gründlich bekehrt worden. Der Schwerpunkt des deutschen Lebens müsse von Berlin weg nach Süden verlegt werden; Österreich und Wien mitsamt seinem Katholizismus brauchen wir als Gegengewicht; das sei der geistige Sinn der großdeutschen Bewegung. So will auch Vischer das naturwüchsige, füllige, blutwarme deutschösterreichische Volkstum zur Erholung von der Art des Nordens in der engsten Lebensgemeinschaft haben.

Die Großdeutschen lebten stark von Hoffnungen auf Österreich, in die sich viele auch durch die Freude an Land und Volk, und zwar nicht nur an dem kräftigen Deutschtum dort, sondern auch an der bunten, halborientalischen Welt daneben, hineinschmeicheln ließen. Besonders hegten sie die großen Handels- und Siedelungspläne, deren Gegenstand seit den vierziger Jahren die Donau- und Adrialänder waren. Was sollte nicht alles Österreich! August Reichensperger stellte ihm die Aufgabe, auf der Sophienkirche in Konstantinopel wieder das lateinische Kreuz aufzupflanzen! Den Thüringer Julius Fröbel rettete im Herbst 1848 vor dem Schicksal, mit Robert Blum zusammen im bezwungenen Wien erschossen zu werden, eine Flugschrift, die er kurz zuvor herausgegeben hatte: „Wien, Deutschland und Europa." Da hieß es, Wien, wo die germanische, die romanische, die slawische, die tatarische Welt in Austausch miteinander seien, habe die Bestimmung, der große Mittelpunkt eines riesigen Staatenbundes nach nordamerikanischer Art zu sein, der vom Rhein bis an das Schwarze Meer reiche, der neben Deutschland Polen,

Ungarn, die südslawischen und die walachischen Länder einbegreise. Obwohl Demokrat, wünschte Fröbel nicht den Zerfall des habsburgischen Reiches; denn während der preußische Staat ohne Schaden für Deutschland in seine Provinzen zerfallen könne (!), wäre Österreichs Zerfall nur erträglich, wenn er die Verwandlung Österreichs in diesen mitteleuropäischen Bund bedeutete. Der rechte Sitz der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche wäre eigentlich Wien! Man sieht, wie der Schwerpunkt sich hier verschob; Deutschland sollte in einem nach Südosten gewendeten Mitteleuropa aufgehen. Im übrigen war es eine Eigentümlichkeit der großdeutschen Zukunftspläne, daß sie zwar den Schwerpunkt deutschen Lebens nach Südosten verlegten, das Österreich aber, auf das sie bauten, zu einer wesentlich deutschen Macht und einem Feld für die Betätigung gesamtdeutscher Volkskraft ausbilden wollten. Eine Grundlage für solche Pläne war besonders die Wirksamkeit des österreichischen Ministers Bruck, der den Österreichischen Lloyd gegründet hat und auf eine deutsch-österreichische Wirtschaftsgemeinschaft ausging. Er selber stammte vom Niederrhein und war wie ein blonder erobernder Germane nach Triest gekommen. Ein großzügiges nationales Kraftgefühl belebte solchen großdeutschen Eifer. Man lese etwa den Brief, den der Nordwestdeutsche Orges, Redakteur an der Allgemeinen Zeitung, im Jahre 1860 an Rudolf von Bennigsen schrieb. Er ist überhaupt ein großdeutsches Bekenntnis. Er ist gedruckt in der Deutschen Revue 30 (1905), III., S. 188.

Von diesem Standpunkt erschienen dann die Kleindeutschen beschränkt. Der preußische Staat wurde kleinlich bureaukratisch gescholten. Der Ästhetiker Vischer schrieb einmal: die kleindeutsche Idee sei künstlich in der Stubenluft ausgeklügelt; die großdeutsche komme aus lebendigem Natursinn. Die Kleindeutschen wollen sich in den klaren

Grenzen der vier Wände eines Wohnzimmers einrichten, die Großdeutschen öffnen Türen und Fenster, schauen ins Weite und Freie, wo die Donau zum Schwarzen Meer zieht und die Straße des Kaufmanns zur Adria. Er tat den Kleindeutschen unrecht; sie wollten ein wetterfestes Haus und Dach; von da sahen sie so gut ins Weite wie die anderen, nämlich auf die Meere hinaus, die einst die Hanse beherrscht hat! Die Kleindeutschen wollten sich stützen auf die preußische Macht und die deutsche, hauptsächlich norddeutsche Volkskraft. Das Nationalbewußtsein, wie es im gebildeten Bürgertum des protestantischen Nordens lebte, mit seinem verständigen, handfesten Geist trug die Partei. Die Cherusker vom Teutoburger Wald, die Sachsen des Mittelalters, die Kolonisatoren des Ostens und die Hanseaten, Luther, Lessing und Kant, die großen Hohenzollern, und das Preußen von 1813 waren ihre Zeugen und Vorbilder. Schöner als die österreichische Natur, schrieb einmal Treitschke in einem Brief aus Österreich (19. September 1863), seien „die hellen Augen und die starken Arme unserer dem Lichte zugewandten, rührigen Norddeutschen". Dem kargen Boden der Mark entlocken sie reiche Ernten; die unermeßlich gesegnete Ebene zwischen Wien und Prag wird von der Faulheit vernachlässigt. Er höhnt zugleich die gutmütigen Narren, die das „Völkergemisch von Italienern, Deutschen, Ungarn, Hannaken, Slowaken", das durch die Straßen von Wien woge, Deutschland nenne. Mit diesen deutschen Brüdern sei eine Verständigung nur durch das Schwert möglich.

Die reiferen unter den Kleindeutschen waren sich in der Tat darüber klar, daß die deutsche Sache durch *das preußische Schwert* entschieden werden müsse. Auch darüber, daß es sich um eine europäische Entscheidung dabei handle. Droysen schrieb nach den Erfahrungen von 1848 — man meint schon Bismarck zu hören —: „Nicht

von der ‚Freiheit', nicht von nationalen Beschlüssen aus war die Einheit Deutschlands zu schaffen. Es bedurfte einer Macht gegen die anderen Mächte . . ." Dann: „Die Sache der Nation ist jetzt bei Preußen"; Preußen muß das Recht über Deutschland allein an sich nehmen und die deutsche Macht werden. Es darf sich nicht darüber täuschen, daß auf dem Boden des Rechts von 1815 dies nicht möglich ist. Mit solchen Gedanken schrieb er seine York-Biographie. Eine solch erfrischende Klarheit war aber unter dieser liberalen Gesellschaft selten; die meisten waren noch in einem Dunst von Einbildungen befangen über moralische Eroberungen durch liberale Zugeständnisse, die der Entscheidung vorangehen sollten.

Wenn nun die Großdeutschen gern glänzende Ziele in einer zweifelhaften österreichischen Zukunft zeigten, so hatte doch ihre deutsche Politik im ganzen vielmehr einen konservativen Charakter, während die Kleindeutschen vorandrängten. Man müsse, sagten die Großdeutschen, anstatt unsere Zukunft durch unsichere, gewaltsame Versuche zu gefährden, zusammenhalten, was im alten Bund, ob auch nur notdürftig, noch verbunden sei; man dürfe nicht müde werden, zwischen Österreich und Preußen zu vermitteln, Österreich enger an uns zu ziehen. Dabei konnten sie es, auch wenn sie wollten, nicht vermeiden, daß sie für Österreich gegen Preußen Partei nahmen und dem aufstrebenden Norddeutschland und den nationalen Einheitsbestrebungen einen Verzicht zumuteten. Die österreichische Regierung aber benützte immer wieder die Großdeutschen für ihre eigene Sache und ließ sie mit ihren deutschen Anliegen im Stich.

Anders war es auch im Jahre 1859 nicht, als Napoleon III. Österreich in Italien angriff. Die Großdeutschen gaben die Losung aus, die das unmittelbare vaterländische Gefühl wie die einfachste politische Berechnung jedem Deutschen eingeben müsse: Österreich zu helfen. Am

Po sei jetzt der Rhein zu verteidigen; Napoleon wolle — und zwar im Einverständnis mit Rußland — Österreich schwächen, um dann über Deutschland herzufallen. Albert Schäffle erzählt, daß er in der Allgemeinen Zeitung seines Gönners Cotta mit seinem Herzblut für diese Sache geschrieben habe, und weist es weit von sich, daß bei ihnen andere Rücksichten als reine Vaterlandsliebe mitgespielt hätten. Über die zögernde Haltung Preußens waren großdeutsche Patrioten ehrlich empört. Aber die kleindeutsche Partei selbst war, da Frankreich den Angriff führte, überwiegend dafür, daß Österreich geholfen werden müsse. So sprachen sogar Dahlmann und der junge Treitschke. Allerdings dachten die meisten dabei an eine Bedingung: Deutschland hilft unter Preußens Führung, wenn es in dieser Gestalt als kleindeutscher Bundesstaat von Österreich anerkannt wird. Die Wirkung einer Hilfe ohne solches Zugeständnis wäre nur gewesen, daß die alte österreichische Politik gekräftigt worden wäre, die Deutschland benutzen, aber nicht anders als unter österreichischer Herrschaft zur Einheit kommen lassen, und Preußen niederhalten wollte. Und wie war es naiv zu sagen: man müsse schon deshalb Österreich helfen, um ihm zu zeigen, daß es zu uns gehöre; man könne keine deutsche Politik von ihm erwarten, wenn man es im Stich lasse! Einer der Senioren der kleindeutschen Partei von 1848 her, der Schleswiger Wilhelm Beseler, hat damals doch in mehreren Flugschriften zur Zurückhaltung gegenüber Österreich gemahnt: man müsse Österreich behandeln wie eine beliebige fremde Macht. Und Konstantin Rößler schrieb in der berühmt gewordenen Schrift „Preußen und die italienische Frage" noch schärfer über die ungeheuerliche Zumutung, daß Preußen seinem ungroßmütigsten und unbarmherzigsten Gegner, Österreich, einen Krieg abnehmen solle. Der junge Treitschke schrieb in einem Briefe damals: „Ehe nicht Österreich uns politisch

ganz fremd geworden, eher ist unmöglich, was uns allein frommt: die Entwicklung politischer und religiöser Freiheit unter einem preußischen Kaisertum!" Den Erbfeind Deutschlands nannte er das Haus Habsburg; aber auch er wußte keinen anderen Rat, als daß man gegen Napoleon zu ihm stehen müsse. Keine öffentliche Stimme sprach des einsamen Bismarcks Gedanken aus: daß Preußen mit den Italienern und Napoleon sich gegen Österreich kehren solle.

Die Großdeutschen machten Ernst damit, den österreichischen Länderbesitz in Italien als ein deutsches Nationalgut anzusehen. „Wo ein deutscher Staat über außerdeutsches Gebiet herrscht, da herrscht die deutsche Nation über andere Nationalitäten, und diese Herrschaft ist Nationalangelegenheit." So schrieb Julius Fröbel und fügte Betrachtungen über das Nationalitätsprinzip bei, die sich allerdings sehr weit von der Lehre entfernten, daß jede Nation einen Anspruch auf staatliche Selbständigkeit habe. *Das Nationalitätsprinzip sei ein Gift der Auflösung.* Nationalitäten seien für die Politik nichts als Stoffe und Kräfte, aus denen geschichtliche Mächte, Staaten und Staatengruppen, sich zusammensetzen. An der Stelle, wo Österreich sei, müsse eine Großmacht sein, um die Völker zusammenzuhalten. Das sei eine sittliche Leistung, die auch Gewalt als ihr Mittel rechtfertige. Nicht jede Nationalität sei zur Selbstregierung berufen. Den Italienern bestritten die Großdeutschen gewöhnlich Fähigkeit und Beruf zum Nationalstaat, namentlich die Katholiken unter ihnen, die um den Kirchenstaat besorgt waren. Die Kleindeutschen umgekehrt nahmen die Italiener als das schicksalsverwandte Volk und begrüßten ihren Kampf um die Unabhängigkeit von Österreich als das Gegenstück zu dem, was sie für Deutschland wollten. „Wer an dem Glück und der Größe Italiens

verzweifelt, der muß auch an dem Glück und der Größe Deutschlands verzweifeln", schrieb Konstantin Rößler. Das klassische Zeugnis dieser Gesinnung für Italien ist Treitschkes Aufsatz über Cavour: Wärme und Hochachtung für Italien. Haß gegen Habsburg. Nach 1870 gab er der Schrift einen Schluß, in dem er geradezu sagte: „Das schwere Unrecht, das auf welschem Boden durch den Mißbrauch unseres Namens aufgehäuft ward, ist endlich getilgt, seit die Adler Friedrichs des Großen wieder den wohlbekannten Weg nach Böhmen fanden und dort Venedig für Italien eroberten, seit die Sieger von Metz und Sedan den Italienern die Schlüssel der ewigen Stadt überreichten."

Der Kampf der beiden Lager wurde auch als Streit um die Geschichtsauffassung geführt. Bedeutsam und berühmt ist die Auseinandersetzung zwischen Heinrich von Sybel und Julius Ficker zu Beginn der sechziger Jahre. (Sybel: Über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit, Rede in der Münchener Akademie, 1859. Ficker: Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen, 1861. Sybel: Die deutsche Nation und das Kaiserreich, 1862. Ficker: Deutsches Königtum und Kaisertum, 1862.) Gesunde deutsche Politik war für Sybel, was der Sachse Heinrich I. tat, der vom Norden aus die deutschen Stämme einigte unter ein nationales Königtum, in sinnvoller Beschränkung. Dann kamen die Kaiser, die diesem Königtum eine über Deutschland hinausgreifende universale Aufgabe setzten, in Rom die Weihe ihrer Macht holten, die Herrschaft über das Papsttum und Italien anstreben mußten, mit dem Papsttum und den Italienern sich überwarfen, mit dem Erfolg, daß ihre Macht auch über Deutschland und daß Deutschlands Einheit in Trümmer ging. Ihre Erben waren die Habsburger, die den Schwerpunkt ihrer Macht

und Politik aus Deutschland hinausverlegten, Deutschland benutzten, um ihr Völkerreich zu beherrschen, die Deutschen in der Zersplitterung hielten, das nationale Königtum wie die Durchführung der Reformation ihnen versagten. Von der anderen Seite verteidigte Ficker, ein Meister der mittelalterlichen Verfassungsgeschichte, Professor in Innsbruck, katholischer Westfale, die Kaiserpolitik. Eine Verteidigung vor den Lesern Sybels wäre es aber nicht gewesen, wenn er gesagt hätte: unsere Kaiser haben der Kirche unendlich wichtige Dienste geleistet. Von universalen Leistungen, um derenwillen die eigene Nation sich aufopfert, wollte man nichts mehr wissen, und erst recht nicht das protestantische Deutschland von einer Aufopferung für die katholische Kirche! Vielmehr suchte Ficker darzutun, dieses Kaisertum habe durch seine Verbindung mit Rom die eigene deutsche Macht befestigt, durch die gemeinsame universale Aufgabe uns geeinigt, uns groß und geistig reich gemacht, Jahrhundertelang uns vor Frankreich gesichert, indem es die Hand auf Lothringen, Burgund, Oberitalien legte. Die italienische Herrschaft habe ihren guten Sinn gehabt, solange sie sich auf Oberitalien beschränkte: die Po-Ebene mit den Alpenländern sei von Süddeutschland aus ein natürlich zusammenhängendes Herrschaftsgebiet, und Italien keineswegs zur politischen Einheit bestimmt; der Norden und der Süden gehören nicht natürlich zusammen. Es war die Rechtfertigung für die päpstliche und für die österreichische Politik.

Für die späteren Jahrhunderte ging der Streit natürlich um die Politik der Hohenzollern und der Habsburger. Großdeutsche Geschichtschreiber stellten das Aufsteigen Brandenburg-Preußens als die Vollendung der deutschen Zwietracht, des Abfalls von der Rechtsordnung dar, in der die Einheit verbürgt war. Den Katholiken wäre es am liebsten gewesen, wenn gleich im Dreißigjährigen Krieg die

Kaisermacht bis an die Ostsee wäre wiederaufgerichtet worden. Den Hohenzollern wurde eine völlig unnationale Politik vorgeworfen. Dagegen schrieb Johann Gustav Droysen eine vielbändige Geschichte der preußischen Politik, um zu zeigen, daß diese eigentlich von jeher, vor allem aber unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich II., wahrhaft national nicht nur in ihrer Wirkung, sondern sogar in ihrer Gesinnung gewesen sei. Für Österreich verfolgten die Kleindeutschen vom 15. Jahrhundert an, wie es sich vom Reich abgesondert, aus seiner Gemeinschaft politisch, geistig, wirtschaftlich sich ausgeschlossen habe. Sozusagen der Vorgänger der Hohenzollern im Mittelalter, aber leider ohne Erfolg, war für die Kleindeutschen der welfische Rebell Heinrich der Löwe.

Sybel war keineswegs der erste, der diese Geschichtsauffassung vortrug. Auch abgesehen davon, daß wir einen Anfang dazu schon bei Herder vorfanden! Sie ist vor allem in einem Aufsatz der Grenzboten vom 26. Januar 1849 mit Leidenschaft vorgetragen worden. Der Aufsatz begleitet den Kampf in der Paulskirche um das preußische Kaisertum mit einem Angriff auf „die modernen Gibellinen", die Romantiker, die ein neues römisch-deutsches Universalreich schaffen möchten. Das Römische Reich des Mittelalters hat das Mark der deutschen Nation verzehrt, seitdem Otto I. „das verderbliche Erbteil Karls des Großen" ergriff. „Ob die römischen Kaiser sich unter dem Fuß des Papstes krümmten, oder ob sie ihn in seiner Engelsburg belagerten, die Sache blieb immer dieselbe, sie waren immer Knechte seiner Politik, die halbunfreiwilligen Werkzeuge italienischer Intriguen." Dort in Italien ließ Deutschland sein Herz; „seine Dichter ergingen sich in unheimischen, mystisch verzerrten Vorstellungen, seine Bildung fiel dem unsittlichen Gewebe der römischen Pfaffenherrschaft in die Hände." Was die deutsche Geschichte Großes

hat, beruht in dem Bestreben, dieses fluchwürdige Reich zu zertrümmern." Heinrich der Löwe versagte dem italienischen Abenteuer die Mitwirkung: da hatte Norddeutschland seine Emanzipation begonnen. „Der Gewinn der Nordsee- und Ostseeküsten schwebte ihm vor", das spätere Reich der Hanseaten, die von den deutschen Kaisern im Stich gelassen wurden. Auf diese Meere weisen unsere Flüsse; „die Donau hat ein zu weites Ziel, und über die Alpen hinaus weist nur eine krankhafte Sehnsucht". Dort liegt Österreichs Feld, nicht das unsere, und Trennung ist nötig, dann ist auch Freundschaft möglich. „Deutschlands Aufgabe geht nach Nordwesten; die Niederlande werden sich seinem Wachstum nicht lange entziehen können, der Sund wird sich ihm öffnen, seine Flotten werden der russischen Hegemonie auf der Ostsee entgegentreten, und es wird in der neuen Welt und in Indien, im Wetteifer mit seinem britischen Stammverwandten, den Schauplatz seiner Tätigkeit suchen."

Die romantische Geistesbewegung hatte dazu geführt, daß man in der Kaiserherrlichkeit, dem Rittertum und dem Kirchentum des Mittelalters die Blüte früheren deutschen Wesens sah. In dem Grenzboten-Aufsatz wird mit dem allem gründlich aufgeräumt, als einer Fremdherrschaft, gegen die der gesunde Sinn jener Germanen aufgerufen werden muß, die die Römer hinausgeschlagen haben. Nicht nur wird die Reformation gerühmt, in der das deutsche Gemüt, den alten Cheruskern folgend, sich vom Römertum freigemacht hat; sondern vom Mittelalter heißt es: Träger der deutschen Kultur sei gewesen „das Volk im eigentlichen Sinn", das auch in der Dichtung sich freizumachen suchte „von der höfisch-ritterlichen Mystik; seine alten, heidnischen Heldensagen, seine Spruchweisheit und seinen derben, hausbackenen Witz empörte es gegen den gleißenden Firnis der hohenstaufenschen Konvenienz." Das echte deutsche Wesen

wird also hier ganz abseits von der katholischen Entwicklung, wird in dem „heidnischen" alten Volksgeist gesucht. Natürlich paßte das besser zu den Kleindeutschen als zu den Großdeutschen. Der Grenzbotenaufsatz und ebenso Sybels Streit gegen Ficker gibt ein anschauliches Bild von dem handfest und kritisch vorwärtsstrebenden modernen Geist, der bei den Kleindeutschen dem sorglich bewahrten Alten, der Romantik, zu Leibe ging.

Durch die Parteiung wurden nun aber auch Geistesrichtungen zusammengeführt, die einander sonst fremd waren, und umgekehrt trennte die itio in partes, die oft aus halb verborgener Ursache den einen hierhin, den anderen dorthin trieb, enge Gemeinschaften. So haben sich entschieden protestantische Großdeutsche mit dem Katholizismus angefreundet. Ich habe den württembergischen evangelischen Pfarrer Faber erwähnt, der allen Überlieferungen seiner Herkunft und Bildung entgegen sich zu Österreich und dem Katholizismus neigte, um ein Gegengewicht gegen Preußen zu haben. Friedrich Theodor Vischer, der mit David Friedrich Strauß in enger Gemeinschaft der geistigen Herkunft, Entwicklung, Gesinnung war, in den vierziger Jahren ein Kämpfer gegen alles „Romantische" in den Lebensordnungen, wurde mit einer Art von Naturgewalt immer wieder ins großdeutsche Lager gezogen und hatte Freude am Katholizismus; Strauß nahm seine Stellung von Anfang an entschieden im kleindeutschen Lager. *Warum war der eine dort, der andere hier?*

Vischer hat einmal gesagt, den protestantischen Süddeutschen ziehen die Bildungssympathien zu Preußen, die Natursympathien zu Österreich. In der Tat ja *zogen Sympathien* in dieser politischen Frage — wodurch die Trennung der beiden Freunde noch bedeutsamer wird. Vischer hat sich zwar immer wieder ehrlich bemüht. im Hin und Her der Gründe den politischen Verstand sprechen

zu lassen; während aber dieser vor 1870 ihm keine Entscheidung für die kleindeutsche Seite dauernd abgewann, zog ihn die Natur nach der anderen Seite. Sein aufs Naive, Warmblütig-Ursprüngliche, Künstlerische gerichteter Sinn, der Romantik im Innersten verwandt, darum auch dem Katholizismus von e i n e r Seite her zugetan, kehrte sich vom Norden ab und Österreich zu und mochte durchaus nicht mit Norddeutschland ohne Österreich allein sein. Als er in der Paulskirche über das preußische Kaisertum abzustimmen hatte, da war er sich in schwerem Kampf darüber klar geworden, daß er eigentlich mit den norddeutschen Führern stimmen müsse und daß die Geschichte den Weg, den sie wählten, gehe; aber er brachte es nicht fertig, sich dazu zu bekennen, daß der Schwerpunkt Deutschlands nach Norden zu rücken habe, und er enthielt sich der Abstimmung. Bei Strauß dagegen entschieden zwei Gründe zusammen für Kleindeutschland: der einfache politische Blick, der sah, daß wir einen Mittelpunkt der Macht brauchen und den nur in Preußen finden, und die scharfe Abneigung gegen das Romantische und Kirchliche, die Zuneigung zu dem verständigen, hellen Wesen im Staate des alten Fritz, die Lessingische Natur von Strauß. Ihr politischer Blick hat auch die beiden Württemberger Paul Pfizer und Gustav Rümelin im inneren Widerstreit bei der kleindeutschen Lösung ankommen lassen. Was Vischer Bildungssympathien genannt hat, wirkte dabei mit. Rümelin hat auch öffentlich ausgesprochen, daß der Norden „an Reichtum, Kraft und Bildung" dem Süden überlegen sei, hat aber dabei bekannt, daß auch auf den vorurteilsfreien Süddeutschen das preußische Kaisertum wie ein Sturzbad kalten Wassers wirke; „es benimmt einem anfangs den Atem".

Nun ist von früh auf versucht worden, das kleindeutsche und das großdeutsche Ziel zu verbinden, d a s k l e i n -

deutsche System in ein großdeutsches einzufügen. So meinte es Heinrich von Gagern im Herbst 1848, und in dieser Gestalt hat das kleindeutsche Programm überhaupt erst große Gefolgschaft gewinnen können. Es verdient festgehalten zu werden, daß unter der großdeutschen Stimmung der Paulskirche Männer, die nachher angesehene Führer der kleindeutschen Kaiserpartei wurden, sich zunächst nur deshalb für die Partei entschieden, weil sie unter der Fahne Gagerns auch das großdeutsche Bedürfnis mitzubefriedigen versprach. Das waren besonders Südwestdeutsche. Der Badener Karl Mathy wollte noch im Januar 1849 dem König von Preußen nur die Stellung eines vorläufigen Bundesdirektors zugestehen, die dann unter Umständen an den Kaiser von Österreich abzutreten wäre. Im März 1849 kam der Gegensatz des Gesichtskreises innerhalb der Kaiserpartei — praktisch damals von keiner Bedeutung — vor den gemeinsamen Gegnern noch einmal offen zur Sprache. Der Schleswiger Waitz bestritt, daß Deutschland und Österreich jemals zu einer Solidarität in der auswärtigen Politik gelangen könnten, und erklärte, wichtiger als die Donauländer sei für Deutschland der Westen und die Nordsee. Heinrich von Gagern blieb dabei: „unsere nationale Entwicklung haben wir im Südosten zu suchen".

Doch haben auch eifrige Preußen wie Georg von Vincke den Südosten in ihre Pläne aufgenommen und eine enge Gemeinschaft des kleindeutschen Staates mit Österreich gewünscht. Gerade entschiedene Kleindeutsche gaben in schwungvollen Betrachtungen über die deutsche Zukunft des Südostens und den deutschen Handel im Mittelmeer keinem Großdeutschen etwas nach. Sie wollten zeigen, daß dies auch bei ihnen Platz habe; ja sie versicherten, gerade nach einer reinlichen Trennung von Österreich könnten mit einer deutsch-österreichischen Freundschaft die

großdeutschen Anliegen befriedigt werden. Sie steckten Österreich große Ziele, mit denen sie zugleich sein Gesicht kräftig nach Südosten abdrehen wollten. Gustav Freytag schrieb im Sommer 1848 in den „Grenzboten", die er übernommen hatte, um die kleindeutsche Sache aufs entschiedenste zu vertreten: es wäre für Deutschland und Europa höchst wichtig, daß Österreich Bosnien und Serbien an sich nähme, um Rußland zuvorzukommen; „eine Linie, welche von Widdin nach dem Busen von Saloniki gezogen wird", sei die natürliche Grenzlinie, innerhalb welcher der österreichische Einfluß den russischen fernhalten müsse. Als 1854 die Orientfragen wieder aufgerührt wurden, stellten die Grenzboten wiederholt als Ziel auf, daß Österreich die Herrschaft über die Donaumündungen gewinne, während Preußen Schleswig-Holstein erhalten und in Kiel „eine Warte gegen Kronstadt errichten" solle.

Die Kleindeutschen wollten auch in den sechziger Jahren die alte Verbindung mit Österreich in der Form des „weiteren Bundes" von ihrem „engeren" aus forterhalten und ausbilden. Als Sybel 1861 die Schrift „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" schrieb, sagte er zum Schluß zwar, man werde Österreich zeigen müssen, daß man selbst den Krieg mit ihm nicht scheue, um den deutschen Staat durchzusetzen; aber er sagte auch: *nur als Bund im Bunde* habe dieser Staat Aussicht: „nicht die Trennung, sondern die Läuterung und Festigung unserer Allianz mit Österreich" müsse er „zum Zwecke haben"; *die unaufhörliche Allianz mit Österreich müsse erster Grundsatz der auswärtigen Politik sein*. Und etwa gleichzeitig stand — beispielsweise — in einem der kleindeutschen Tagesblätter, der „Zeit": das Programm des engeren Bundes müsse „von vornherein als Zweck" an die Spitze stellen: Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich, Hilfe auch bei einer Bedrohung Venetiens,

solange Österreich dessen Besitz für unentbehrlich halte! Also — wie auch ausdrücklich gesagt war — eine großdeutsche Politik!

Zu beachten ist dabei, daß die Männer des Nationalvereins immer auf Süddeutschland Rücksicht nahmen, in dem sie durchaus Boden fassen wollten. Und so legten sie kein offizielles Bekenntnis für die staatliche Trennung von Österreich ab, ohne zuvor zu sagen: sie wünschten die staatliche Verbindung, und nur wenn — oder: solange — Österreich auf diese nicht eingehe, bleibe nichts übrig als die Trennung. Es war wie bei ihren Vorgängern von 1848; sie mußten sich immer gegen den Vorwurf verteidigen, daß sie Deutschösterreich hinausstoßen wollten. Auf allen gemeindeutschen Zusammenkünften, wie den Abgeordnetentagen, ließ man sozusagen Plätze frei für die Deutschösterreicher; auf den Schützen-, Turner- und Sängerfesten wurde das Zusammengehören aller Deutschen „von der Etsch bis an den Belt" überwältigend zum Ausdruck gebracht. Als dann im Jahre 1863 Österreich die deutschen Fürsten in Frankfurt versammelte, um über die Reform des Deutschen Bundes zu beraten, während Preußen durch den Kampf zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus „gelähmt" schien, da wurde bis tief ins kleindeutsche Lager hinein die Stimmung weich. Die Grenzen zwischen kleindeutsch und großdeutsch waren doch recht unbestimmt.

Also darin waren die Kleindeutschen mit den anderen geradezu allgemein einig, daß Deutschland und Österreich in Schutz und Trutz zusammengehören, gegen Frankreich und Rußland. Weiter wollten sie Anschluß an England. So 1848, wo die koburgische Politik England dafür erwärmte; so wieder 1858, als unter koburgischer Vermittlung die Heirat des späteren Kaisers Friedrich zustande kam. Damals begannen die neugegründeten Preußischen Jahr-

bücher, die neben den Grenzboten die Hauptzeitschrift der Kleindeutschen wurden, ihre Tätigkeit damit, daß sie zu einem engen Einvernehmen zwischen Preußen und England rieten. Das gemeinsame Bedürfnis, sich gegen Rußland und Frankreich zu sichern, die Blutsverwandtschaft zwischen Niederdeutschen und Engländern, das gemeinsame Bekenntnis zum protestantischen Glauben, die gemeinsame liberale Richtung — Preußen stand ja in der „Neuen Ära“ und sollte ein liberaler Staat in englischer Weise werden! —, das bestimme beide Teile füreinander. Dieser Bündnisgedanke war aber vorläufig unpraktisch.

Weit ab von den Wegen auch der Kleindeutschen, verfeindet mit ihnen, hat Bismarck das preußisch-deutsche Reich geschaffen.

* * *

Ehe ich weitergehe, noch ein Wort über Literatur. Es handelt sich darum, Lesern, die sich mit der Geschichte der Einheitsbewegung von 1848 bis zur Reichsgründung vertraut machen wollen, ohne daß sie Fachstudien treiben, eine kleine Auswahl von Schriften, außer den im Lauf der Darstellung genannten, zu empfehlen. Die Begrenzung ist freilich schwer, und der Verfasser kennt nicht die verschiedenen Bedürfnisse der Leser. Doch sei ein Versuch gemacht. Zu beginnen wäre mit dem Rat, sich möglichst an die unmittelbaren Zeugnisse der Zeit zu halten. Also auch: Zeitungen von damals zu lesen (für 1848 besonders die Deutsche Zeitung) und Zeitschriften (besonders etwa die Preußischen Jahrbücher, die Grenzboten, die Deutsche Vierteljahrsschrift). Von da aus wird der Leser auch auf wichtige Flugschriften und auf Parlamentsreden aufmerksam, die er dann in den Sitzungsberichten finden wird. Aus der 48er Zeit sei empfohlen: Rudolf Haym, Die deutsche

Nationalversammlung, ein „Parteibericht" aus dem Lager der Schleswig-Holsteiner Professoren, in 3 Abteilungen 1848—1850; die Sammlung von Gustav Rümelins Berichten an den Schwäbischen Merkur, 1892 unter dem Titel „Aus der Paulskirche" herausgegeben; Max Duncker, Zur Geschichte der deutschen Reichsversammlung, 1849; aus dem Kreise der Linken etwa „Die Wage" in sechs Heften von Jakob Venedey. Von Lebensbeschreibungen, die aus unmittelbarem Miterleben hervorgegangen sind: Anton Springer, Fr. Chr. Dahlmann (besonders Band 2, 1872), und Rudolf Haym, Das Leben Max Dunckers, 1891. Für die Zeit von 1859 an sind das Mächtigste die Aufsätze Treitschkes, besonders „Bundesstaat und Einheitsstaat" (Band 2 der „Historischen und Politischen Aufsätze") und die Sammlung „Zehn Jahre deutscher Kämpfe"; dazu drei Bände Briefe Treitschkes. In die Kreise des Nationalvereins führt ein: Hermann Oncken, Rudolf von Bennigsen, 1910, Band 1. Aus dem gegnerischen Lager sei Julius Fröbel mit seinem „Lebenslauf", 1898, Band 2, und seinen „Kleinen politischen Schriften" hervorgehoben. Unter den Geschichtswerken, die die Einheitsbewegung seit 1848 in den großen Gang der res gestae einordnen, ist noch immer zuerst Heinrich von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., zu nennen (1. Band enthält 1848—1850, 2. 1850 bis 1863, 3. den Kampf um Schleswig-Holstein, 4. Spannung und Bruch zwischen Preußen und Österreich 1864 bis 1866, 5. Krieg und Frieden von 1866, 6. und 7. die Zeit des Norddeutschen Bundes bis zum Ausbruch des 70er Krieges; hier bricht das Werk unvollendet ab). Daneben tritt seit 1916 als Darstellung der Einigung und ihrer Vorgeschichte, besonders der 48er Versuche. das zweibändige Buch von Erich Brandenburg, Die Reichsgründung. Von österreichischer Seite besonders Heinrich

Friedjung mit den beiden Büchern „Österreich von 1848 bis 1860“ und „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866“. Erich Marcks, Kaiser Wilhelm I., und Max Lenz, Geschichte Bismarcks, sind auch für unseren Gegenstand von hoher Bedeutung. — — — Auf die Literatur über die Teilnahme einzelner Landschaften an den Kämpfen um die Einheit kann nicht eingegangen werden.

9.

Ideen vom Germanentum.

Öfters auf unserem Gang durch die Geschichte des deutschen Gedankens sind wir einer Anrufung des „Germanischen" begegnet. Der Sinn davon war, dem deutschen Wesen sozusagen seine unvermischte und ungebrochene, urkräftige Gestalt vorzuhalten, so wie sie im Heldenzeitalter der Römerkriege und der Völkerwanderung erschien und in der Sage sich spiegelt. Weiter war der Sinn, das Deutsche in seinem größeren Familienzusammenhang mit den anderen Völkern germanischer Herkunft zu stellen. Mit dieser Verwandtschaft wurden die politischen Bündnisse und Anschlüsse, die man etwa wünschte, begründet. Das Deutsche wurde damit gewaltig erweitert. Die alten weltbürgerlichen Bedürfnisse waren hier auf eine Art, die dem erwachten Nationalsinn entsprach, zu befriedigen. Aber zugleich war ein welterobernder Drang darin; denn meistens war gemeint, daß das germanische Element, und damit vor allem das deutsche, zur Führung der Welt berufen sei. Über Eigenschaften und Bedeutung des Germanentums wurden dabei Gedanken vorgetragen, die wir näher ansehen müssen. Wir verfolgen sie zunächst für die Zeit, die unser Gang bis jetzt durchmessen hat, also etwa bis zur Reichsgründung.

Fürs erste vergegenwärtigen wir uns, wie die Germanenidee bei den Deutschen überhaupt aufgekommen ist. Nach altem Sprachgebrauch sagte man für Deutschland auch „Germanien", und oft für deutsch germanisch. Aber

auch umgekehrt: man sagte „deutsch", wo wir uns nur berechtigt fühlen, „germanisch" zu sagen, weil England, Skandinavien usf. inbegriffen sein soll. Leibniz nannte um 1700 die Skandinavier Norddeutsche; sie seien das, „sie mögen sich krümmen und wenden, wie sie wollen". Er sprach davon, wieviel Deutsches in der Sprache der europäischen Völker sei. Ja er nahm als deutsch in Anspruch, was wir indogermanisch nennen: Die lateinische, griechische, persische Sprache habe viel Deutsches. Die südlichen Länder, die Länder des klassischen Altertums hätten ihre ältesten Einwohner von deutschen und verwandten keltischen Völkern „herbekommen". Die heutigen europäischen Völker hätten auch in Sitten und Recht viel von den Deutschen. Das alles steht in den Unvorgreiflichen Gedanken über die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, die unter anderem von Gottsched abgedruckt und viel gerühmt worden sind. Als bei Klopstock und seinen Zeitgenossen deutsches Nationalgefühl erwachte, wurden, wie einst in der Humanistenzeit, die Berichte der Römer über ihre germanischen Gegner mit Stolz gelesen; die Deutschen vertieften sich in das Bild, das aus des Tacitus Germania hervorsah, und in die Geschichte der Völker, die in der Wanderzeit das Abendland erobert haben. Herder erinnerte daran, daß „allenthalben umher" im Abendland die Länder Verfassung und Gesetze „nach deutscher Art" erhielten, die „deutschen" Völker „alle heutigen Königreiche in Europa gestiftet" haben, in denen vielfach noch jetzt ihre Nachkommen regieren. Und in Paul Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen" wird gegen den weltbürgerlichen Sinn gesagt: die alten Deutschen, das seien die vorbildlichen Kosmopoliten gewesen: ganz Europa haben sie regeneriert, deutsches Leben und deutsche Einrichtungen in alle Länder gebracht, allen abendländischen Völkern eine Familienähnlichkeit aufgedrückt. Ich habe erwähnt, wie

August Wilhelm Schlegel und dann Fichte behaupteten, die „neulateinischen" Völker stammen von uns ab, und welche ganz entgegengesetzten Gedanken der eine vor 1806, der andere nachher daran knüpfte. Die Idee eines gemeingermanischen Wesens sodann, in dem das Deutsche sich wiederfindet, bildete sich im 18. Jahrhundert an der Verwandtschaft mit den Engländern, die von Niederdeutschland aus leicht zu empfinden war, auf literarischem Feld so recht eigentlich entdeckt wurde. Das gleiche Gefühl zu den Skandinaviern, vollends den Holländern, wurde leicht geweckt. Die Glaubensgemeinschaft der Evangelischen begünstigte es noch besonders. Arndt hat seine Beobachtungen über die Ausbreitung des evangelischen Glaubens in das Wort zusammengefaßt: der Protestantismus sei ein echter Germane.

War man einmal darauf eingestellt, in der Geschichte, den Einrichtungen und den geistigen Schöpfungen der Völker das Walten eines „Volksgeistes" zu sehen, so konnte man bei den verwandten Völkern auch den g e m e i n g e r m a n i s c h e n V o l k s g e i s t finden. Der Schritt vom „Deutschen" zum „Germanischen" war nichts weniger als groß. Denn auch um die gemein d e u t s c h e n Züge zu entdecken, mußte man durch sehr große Verschiedenheiten unter den im deutschen Verband vereinigten Stämmen durchdringen, Verschiedenheiten, die oft größer erscheinen konnten als die zwischen germanischen Bevölkerungen diesseits und jenseits der deutschen Grenzen. Die Friesen an der deutschen Nordseeküste haben mit den Obersachsen und Schlesiern oder den Pfälzern durch gemeinsame Geschichte gewiß viel gemein, aber durch ihre Natur haben sie viel mehr gemein mit Holländern, Schotten, Engländern. Auch die Sprache, sobald man von der Kunstsprache auf die Mundart zurückging, wies auf dasselbe hin; und die Sprache, als Ausdruck der Volksseele begriffen, hat ja

gerade bei der Entdeckung der Volkseigenart geleitet. Die germanischen Stämme untereinander, auch in Deutschland, waren offensichtlich recht verschieden; wenn aber Deutsche untereinander einen Artgegensatz empfanden, so konnte der ja doch auch von ihrer Vermischung mit nichtgermanischen Völkern herrühren, also hier mit „Kelten", dort mit „Slawen" usw. Fremdartiges auf eigenem deutschen Boden konnte einfach das Ungermanische sein, das Verwandte aber war das Germanische, und das wieder hatte man gemein auch mit Germanen außerhalb der deutschen Grenzen.

Im übrigen war es der gemeinsame Gegensatz zum „Welschen" oder „Romanischen", was das Bewußtsein des Gemeingermanischen schärfte. Besonders zum französischen Geist; aber auch zu dem der römisch-katholischen Kirche — da wir es ja zumeist mit Protestanten zu tun haben. Das Franzosentum erschien — gemäß seiner eigenen Auffassung! — ähnlich zum Romanentum erweitert wie das Deutschtum zum Germanentum; und wenn der Protestantismus ein echter Germane war, so war der Katholizismus ein echter Romane. Nun hatten ja aber die romanischen Völker selbst germanisches Blut in sich, und in ihren Einrichtungen eine germanische Erbschaft. Was hatte das für sie ausgemacht, und wie hat sich Germanisches und Romanisches in ihnen auseinandergesetzt? In der Antwort, die man darauf fand, erhielt die Germanen-Idee erst ihre eigenartige Bedeutung.

Ernst Moritz Arndt veröffentlichte erstmals 1843, dann 1844 seinen „Versuch in vergleichender Völkergeschichte". Darin sagt er über Italien: sein Kern liege in Ober- und Mittelitalien, wo die germanische Einwanderung stark war und neues Leben brachte; hier „fast allein" „sind die ritterlichen Helden und großen Charaktere und die Genien der Kunst und Wissenschaft geboren"; die vor-

nehmsten Geschlechter haben „den germanischen Ursprung gleichsam als einen Stolz in ihren Familien gefabelt oder erkannt". Nur an der ligurischen Küste scheint „ein Urstamm der alten Einwohner" zu sein; hier saßen die germanischen Herren einzeln. Dasselbe für Spanien: seine Kraft und seine Kulturblüte kam aus seinen germanischen Teilen. Seinen Verfall leitet er hauptsächlich davon her, daß die Kühnsten und Wertvollsten nach Amerika ausgewandert seien. Der Spanier in den am stärksten germanischen Landschaften hat noch heute „den alten nordischen, germanischen, westgotischen Ernst, die gotische Erhabenheit und Ritterlichkeit". Das sei der spanische Stolz; wieviel Arabisches darin stecke, lasse sich schwer herauslesen. Dann sieht er sich die französischen Landschaften darauf an, wieviel Germanentum in ihnen sei. Er will es aus der Denkweise und aus der Körperbeschaffenheit erkennen. Die hohen Gestalten im Nordosten, so vielfach blond und blauäugig, auch im Wesen den Deutschen ähnlich, künden ihm das germanische Erbe an; im Languedoc aber offenbart sich das „philosophische", grübelnde „germanische Gemüt" fast am meisten usf. Endlich was im großbritannischen Reiche „groß und tüchtig ist, das ist unseres Volkes, das ist sächsisch und skandinavisch". Er bedauert, daß die Normannen Sprache und Einrichtungen halb verwelschen konnten. Er sucht dann in England und Schottland germanische und „welschromanische" Züge zu scheiden. Eine echt arndtische Schrift: viel Kenntnis und Erfahrung, freilich weit nicht ausreichend, ein gesunder und geistvoller Blick, seltsame Einfälle manchmal, immer eine fröhliche Sicherheit.

Weiter führte es, wenn in der Geschichte der romanisch sprechenden Völker, Frankreichs vor allem, ein Kampf zwischen romanischem und germanischem Wesen gefunden wurde. Die Anregung da-

zu gaben offenbar französische Schriftsteller, die als Inhalt der französischen Geschichte den Kampf des romanisierten Galliertums gegen die Einrichtungen der fränkischen Eroberer und gegen die Rechte ihrer Nachkommen dargestellt hatten. Nannten Vertreter des französischen Adels die Franken ihre Väter, und gründeten sie die Adelsrechte auf die fränkische Eroberung, so erwiderten bürgerliche Schriftsteller, sie seien stolz darauf, von den damals Unterworfenen abzustammen, den Trägern der lateinischen civilisation, in welche die germanischen Barbaren Zerstörung und Unordnung getragen hätten. Die mittelalterliche Verfassung, bestehend aus einem Wust von Sonderrechten, Ausnahmen, Ungleichheit und Unregelmäßigkeit, sei Barbarei. Mitsamt ihrer Spitze, der Königsgewalt, sei diese barbarie féodale schließlich durch die Revolution gestürzt worden. Schon in der Revolutionszeit war gesagt worden, die Nachkommen der Eroberer müßten in die Wälder Germaniens zurückgejagt werden, aus denen sie in das schöne Frankreich eingedrungen seien. Die Restauration unter den Bourbonen seit 1814 hat dann den Gegensatz wieder heftig hervorgetrieben. Man sprach von zwei unversöhnlich feindlichen Nationen, die sich auf dem Boden Frankreichs gegenüberstehen; die eine sei der anderen so fremd, verstehe ihre Sprache so gar nicht, als wäre sie erst gestern über sie gekommen. Der Schriftsteller, der jene Auffassung von der französischen Geschichte am wirksamsten vortrug und der darüber zum ernsthaften Historiker wurde, Augustin Thierry, hat selber bekannt, daß sie ihm Waffen gegen die Restauration geliefert habe. Sein Bruder Amédée schrieb 1840: „Wir" Europäer des 19. Jahrhunderts verdanken alles den Römern: die Sprache, wenigstens der Mehrzahl nach, den literarischen Geist, die Kunstansichten, das Recht, das geschriebene und das im Gebrauch lebt, und endlich die Religion. Das römische Gepräge unserer civilisation

trete nur um so reiner heraus, je mehr wir uns befreien von der barbarie féodale.

Dagegen konnte Guizot die Deutschen von einer anderen Seite anregen. Er war protestantisch erzogen und hatte deutschen Geist und englischen in sich aufgenommen, ähnlich, wenn auch nicht so begeistert, wie einst die Madame de Staël, die in der Napoleonszeit den Franzosen eine Vorstellung von deutscher, und gemeingermanischer, Art und von den geistigen Schöpfungen der Deutschen eingegeben hatte, von jener Art, als deren auszeichnende Eigenschaften sie die Eigenart des einzelnen, die Unabhängigkeit und die Treue genannt hatte. Guizot stellte die Frage, was die drei Elemente, die den Boden des alten Gallien befruchtet haben, das römische, das christliche, das germanische, Besonderes gebracht hätten und fand, daß die Welt dem germanischen Element den Sinn für persönliche Freiheit und das Bedürfnis nach ihr verdanke. Auf das Treueverhältnis von Person zu Person eine öffentliche Ordnung zu gründen, sei etwas ganz neues gewesen. Daraus sei die Blüte der ritterlichen Kultur hervorgegangen. Das verdanke man den Germanen.

Diese französischen Stimmen, die sich namentlich Ende der zwanziger Jahre hören ließen, forderten deutsche Antworten heraus. Der Gedanke von einem weltgeschichtlichen Kampf zwischen germanischem und romanischem Wesen ist bei uns nun seit den vierziger Jahren viel verfolgt worden. Es gibt darüber eigentlich eine besondere Literatur, die aber zumeist in Vergessenheit geraten ist. Aus ihr ist zunächst bemerkenswert der Aufsatz des großen Moltke in der Deutschen Vierteljahrsschrift von 1841: „Die westliche Grenzfrage", dann die 1853 erschienene „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" von Gervinus, und aus den Jahren 1852 bis 1857 mehrere Schriften eines jetzt nicht mehr gekannten, früh verstorbenen 48er Demo-

kraten Gustav Diezel, der die Idee besonders energisch durchführte; er wollte damit um den deutschen Staat kämpfen. 1853 ist auch Bruno Bauers Schrift „Rußland und das Germanentum" erschienen, die ebenfalls hierher gehört.

Diese Autoren sprachen vom Germanentum oder „Germanismus" wie von einem Prinzip, das sich durchsetzen will und vom Gegenprinzip „Romanismus" bekämpft wird. Denn mit der Gewohnheit gerade des deutschen Denkens suchten sie hinter den geschichtlichen Erscheinungen geistige Wesenheiten. Sie benannten solche gern mit -ismen, nach französischem Muster, was in diesen Zeiten besonders beliebt war. Sie kamen nun zu „pedantisch-großartigen Geschichtskonstruktionen", wie Meinecke den Versuch des Gervinus genannt hat. Man spürt ihnen die Kraft einer fruchtbaren Entdeckung an, die ihnen tiefe Zusammenhänge zeigt; sie sehen davon allerdings zuviel; sie verengen die Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Dinge.

Es wird nachher im Zusammenhang darzustellen sein, was in dem Jahrhundert von etwa 1770 bis 1870, das dieses Kapitel umfassen soll, als germanische Art begriffen worden ist; für jetzt muß mit einem Wort vorweg angedeutet werden, worin die eben genannten Schriften, die den Kampf zwischen Germanentum und Romanentum bei den romanischen Völkern zum Gegenstand haben, das Germanische suchen. Der Kampf, den sie schildern, gilt in der Hauptsache dem Aufbau der großen Lebensordnungen, dem Staat, und dem Verhältnis des Einzelnen und Besonderen zum Ganzen. Als „Germanismus" erscheint, daß alles Besondere auf einem eigenen Recht steht, seinen selbständigen Kreis hat, nach seiner innewohnenden Art sich betätigt, und die umschließende Gesamtordnung gerade *aus* diesen selbständigen Kräften gestaltet wird. Wenn von „germanischen Elementen" gesprochen wird, so ist da-

mit alles gemeint, was innerhalb des Ganzen solche Eigenkraft hat. Es soll hauptsächlich von den Germanen aus der Wander- und Eroberungszeit herkommen. Die Blutserben der Germanen gelten auch persönlich als die Hauptträger solcher Überlieferung; aber es ist bezeichnend, daß dem Blut weniger nachgeforscht wird; mehr in Einrichtungen und „Prinzipien" wird das Germanische gefunden.

Die Ansicht ist nun übereinstimmend die, daß in der älteren Zeit auch die romanischen Völker stark vom Germanentum bestimmt waren, daß sie ihm die Lebenskraft verdanken, die sie seit dem Untergang der römischen Welt entwickeln konnten, daß es aber von ihnen allmählich zurückgedrängt und aufgezehrt wurde. Mit der Verschmelzung bereits war sein Schicksal entschieden. Dabei begegnet der Gedanke, unser mittelalterliches Kaisertum mit seiner Obergewalt im Abendland sei nur möglich gewesen, weil allenthalben die germanischen Elemente, mit dem Bewußtsein ihres Zusammengehörens, noch in starker Geltung waren: darum konnte das Volk, das „die germanische Natur am reinsten und kräftigsten ausgeprägt hatte", in der Obergewalt anerkannt werden. Als unserem Kaisertum nicht bloß die christliche Grundlage entschwand, als in Frankreich und Italien die germanischen Elemente zurücktraten, da konnte das Deutsche Reich auch in der Idee die alte Bedeutung nicht mehr behaupten. Die anderen, nun sich abschließenden Nationen wären, wenn sie die deutsche Vorherrschaft noch anerkannt hätten, „nicht wie früher dem eigenen, sondern einem fremden Prinzip" gefolgt. So Clemens Theodor Perthes im Eingang seines Buches „Das deutsche Staatsleben vor der Revolution" (1845). Eine Ansicht, die ergänzt wird durch die andere, von Diezel wiederholt ausgesprochene: Deutschlands überragende Stellung unter den großen Herrschergeschlechtern habe dem germanischen Element auch in Frankreich einen Schutz geboten. Als die

deutsche Macht im unglücklichen Kampf mit der römischen Kirche geschwächt wurde, konnte gleichzeitig das französische Königtum mit den Mitteln der römischen Erbschaft beginnen, Frankreich zu zentralisieren und zu uniformieren, die germanischen Elemente zu überwinden. Der Kampf, den die Päpste gegen die Kaisermacht führten, war ein Kampf für das Romanentum gegen das Germanentum. Nach der gewaltigen Gegenbewegung des Germanentums in der Reformation spielte sich auf französischem Boden die großartige, Jahrhunderte dauernde Auseinandersetzung der beiden Mächte ab, die mit der Romanisierung Frankreichs endete. Seit dem 17. Jahrhundert breitete das neue Frankreich das romanische Wesen auch über Deutschland aus.

Es gehört nicht hierher, zu verfolgen, wie im einzelnen diese Idee auf den Gang der Geschichte angewandt wurde. Wichtig ist noch ein abschließender Gedanke, der in Deutschland geradezu allgemeine Geltung erhielt: mehr und mehr habe die Lebenskraft der romanischen Völker nachgelassen, am meisten da, wo das Germanentum von Anfang an schwächer war, und es sei kein Zweifel, daß gerade mit der Verdrängung der germanischen Elemente diese Nationen sich selbst ihren Niedergang bereitet haben. Sie mußten ihre weltgeschichtliche Sendung an die vorwaltend germanischen Nationen abgeben.

Das germanische Element ist das der Jugend- und Manneskraft. Ich erinnere hier auch an das, was Rümelin über die besondere Natur der germanischen Tapferkeit sagte: mit seiner urwüchsigen Lust daran, im Gefühl eigener Überlegenheit die Kräfte zu messen, die Gefahr herauszufordern, das Leben für Taten einzusetzen, bezeugt der Germane seine Jugendlichkeit. Aber er ist überlegen auch im bürgerlichen Schaffen. Besonders Arndt hat wiederholt den Vergleich gezogen zwischen den Leistungen der ger-

manischen und der romanischen Völker, namentlich in der Gründung und Verwaltung von Kolonien, im Landbau, in Gewerbe- und Handelsunternehmungen, in der Schiff-fahrt usw., den Vergleich, der zum Schluß führt, daß die Germanen allenthalben voran seien, auch da, wo die natürlichen Bedingungen die Romanen begünstigen. Der Germane arbeite überall den Romanen nieder; er arbeite ihn weg.

Daß das Germanentum in jedem Sinne das männliche, das schöpferische Element der neueren Geschichte sei, wurde zu einem Hauptgedanken. Das Wertverhältnis wurde vielfach so angesehen, wie es Richard Wagner einmal ausgedrückt hat: „Genau betrachtet war seit der Regeneration des europäischen Völkerblutes der Deutsche der Schöpfer und Erfinder, der Romane der Bildner und Ausbeuter: der wahre Quell fortwährender Erneuerung blieb das deutsche Wesen", wobei wieder deutsch für germanisch gesetzt ist. In den Zeiten, von denen wir jetzt sprechen, ist aber nicht versucht worden, dies Verhältnis auf den verschiedenen Lebensgebieten einzeln nachzuweisen.

Zu diesen Ideen hätte nun gewiß, wie angedeutet, gehört, daß man der Blutsmischung, der Rasse der europäischen Völker nachfragte. Arndt hatte ja durchaus den Gedanken, daß die Unterschiede, die er sah, aus der Physis stammten. Es lag nahe, das, was über die Romanisierung Frankreichs beobachtet wurde, auf einen Rassenwechsel in den maßgebenden Schichten Frankreichs zurückzuführen. Während Gervinus und Diezel schrieben, trat der Graf Gobineau mit seinem Werk über die Ungleichheit der Rassen hervor. Darin war mit großartigem Tiefblick in weltumfassender Betrachtung, doch mit einer Menge von Irrtümern, erstaunlich kenntnisreich und flüchtig zugleich, die Idee durchgeführt, daß über den Gehalt einer Kultur die Rasse entscheide und daß die letzte Ursache für den

Untergang einer Kultur allein die Entartung des Volkes durch Blutsveränderung sei. Über Wert und Schicksal der abendländischen Völker entscheide, wieviel von dem edelsten Blut der Welt, dem Arierblut, in ihnen fließe. Das Ariertum sei unter ihnen aber allein durch die Germanen vertreten, und in allen Ländern werde das Germanenblut unabwendbar durch Vermischung mit niederen Rassen, welche die Germanen einst vorfanden und welchen sie aufhalfen, fortschreitend aufgesogen. Dabei wurde (mit flüchtigem Urteil bei ungenügenden Kenntnissen) das germanische Element für Deutschland nicht stärker eingeschätzt als für Frankreich. Dieses Buch ist alsbald auch in Deutschland von Anthropologen gelesen und besprochen worden; aber auf die Literatur, mit der wir uns beschäftigen, hat es nicht eingewirkt. Seine Wirkung bei uns hat erst begonnen, seit Richard Wagner in den siebziger Jahren auf Gobineau aufmerksam wurde und Ludwig Schemann, von Wagner angeregt, sich der Verbreitung von Gobineaus Gedanken widmete. Schemanns Übersetzung des Rassenbuches ist um die Jahrhundertwende erschienen.

Daß die Deutschen der Gegenwart ziemlich vollbürtige Nachkommen der Germanen der Vorzeit seien, das war unbewiesen und sozusagen naiv geradezu eine Voraussetzung der deutschen Germanen-Idee. Gustav Freytag z. B. hat in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" die schönen Worte: „Unser Gemütsleben, die Weise, wie wir die Welt in unseren Seelen aufnehmen und abspiegeln, unsere charakteristischen Neigungen und Schwächen, unser Idealismus, auch die Grundlagen unserer Sitte, sind so gut wie der Goldschatz unserer Sprache ein Familienerbe der Germanen des Tacitus, ein Erbe, welches mit unwiderstehlicher Gewalt uns allen Gemüt, Gedanken, Erfindung im Zwange des deutschen Wesens ausbildet". Trotz aller Einwirkungen von außen sei dieser Besitz ori-

ginal geblieben. „Durch ihn — heißt es dann in freundlicher Einbildung — wird alles fremde Blut, das in unsere Bevölkerung rinnt, in deutsche Art umgesetzt"!

Die Germanen des Tacitus, das waren die Deutschen in ihrer „Jugendzeit". „Eine Nation, schrieb Sybel 1863, die nicht den lebendigen Zusammenhang mit ihren Ursprüngen bewahrt, ist dem Verderben nahe, so sicher, wie ein Baum, den man von seinen Wurzeln getrennt hat." Von der verjüngenden Kraft germanischen Heldengeistes wurden in der Tat nicht wenige in diesen Generationen berührt: durch die germanistische Wissenschaft vorbereitet, tat sich in Übersetzungen und Neudichtungen immer mehr die germanische Sagenwelt auf. Wilhelm Jordan reiste als wirkungsvoller Rhapsode durch die deutschen Städte. Richard Wagners Werke hatten unter schwersten Hemmnissen ihre Wirkung begonnen. Friedrich Kreyßig schrieb von einer „großartigen Wiederbelebung urgermanischen Fühlens und Denkens" in der Zeit vor der Reichsgründung wenigstens in den „erwählten Kreisen", die sich dem Geist unserer Heldensage hingaben.

Darin, daß die Deutschen das Germanische so naturgemäß für ihre Nation in Anspruch nehmen konnten, liegt ein Hauptgrund dafür, warum die Germanen-Idee wesentlich von Deutschen gepflegt wurde. Die flämische Bewegung Belgiens allerdings war ihr ebenfalls zugewandt. In den vierziger Jahren schrieb der Belgier Gérard Schrift auf Schrift, um darzutun, daß die Belgier Germanen seien und Germanenart hätten. Andere Völker aber, die zur Germanenfamilie gehören, haben sich mit der Idee um so weniger befreunden mögen, je mehr sie ein Zugeständnis an Deutschland zu sein schien. Und daß sie das sei, das legte auch im Ausland vielfach schon der Sprachgebrauch nahe, wenn, wie im Englischen, das von Germani abgeleitete Wort die Deutschen bezeichnet. Die Engländer lassen sich

ohnehin nicht leicht dazu herbei, sich als Teil einer Verwandtschaft zu fühlen; am ehesten mögen sie sich als ihren Führer fühlen: auch sie erinnern sich des **Germanischen**, wenn der Gedanke daran einer von ihnen **gewünschten** Gruppierung der Mächte dient. Einer der überzeugtesten und kräftigsten Vorkämpfer der Germanen-Idee in der jüngsten Zeit ist bekanntlich Houston Stuart Chamberlain; aber es ist gerade bezeichnend, daß dieser fast heimatlos aufgewachsene Europäer, dieser Wahldeutsche, ein Germane mit wallisischem Einschlag, sich in England nie heimisch gefühlt hat. — Daß die Schweden im Widerspruch gegen Deutschland den Germanen-Namen ablehnten, darauf hat Arndt die Deutschen einmal aufmerksam gemacht.

Wie mochte auch auf die anderen eine Anwendung der Germanen-Idee wirken, wie sie Felix Dahn, dieser begeisterte Erforscher germanischer Vergangenheit, in dem großartigen Gedicht von Thors Hammerwurf hat!

Thor stand am Mitternachtende der Welt.
Die Streitaxt warf er, die schwere:
Soweit der sausende Hammer fällt,
Sind mein das Land und die Meere!

Und es flog der Hammer aus seiner Hand,
Flog über die ganze Erde,
Fiel nieder an fernsten Südens Rand,
Daß alles sein eigen werde.

Seitdem ist freudig Germanenrecht,
Mit dem Hammer Land zu erwerben:
Wir sind von des Hammergottes Geschlecht
Und wollen sein Weltreich erben.

Gereizt schrieb im Jahre 1848 der Däne Hinrichsen ein Buch gegen die „Germanisten" in Deutschland, die die Idee haben, als sei „alles, was Lebenskraft und historische Bedeutung im neuen Europa habe, **germanischen Ursprungs**", die Deutschen aber seien die Hauptvertreter des

Germanentums, und so falle ihnen die Welthegemonie zu. Mit dieser Anschauung sei „die ganze Atmosphäre in Deutschland geschwängert bis zum Ersticken"; jetzt sollen diese „germanistischen" Theorien im Kampfe um Schleswig praktisch angewandt werden. Germanentum und Deutschtum seien doch aber zwei „himmelweit verschiedene Dinge". — In der Paulskirche hat einer unserer führenden „Germanisten", „Germanist" auch nach dem Sprachgebrauch der Gelehrtenwelt, Georg Beseler, gesagt, er habe den Kampf seiner Schleswig-Holsteiner mit den Dänen „immer deswegen namentlich bedauert, weil ich doch germanische Stämme hier in Feindschaft sah, die einen gemeinschaftlichen Gegner haben"; er würde sich freuen, wenn wir uns die Dänen, die uns eben jetzt so schmerzliche Wunden geschlagen haben (gesprochen am 19. Oktober 1848!), für gemeinschaftliche Zwecke verbinden könnten.

Seit den vierziger Jahren ist zu bemerken, daß die Gruppierung der europäischen Mächte unter dem Gesichtspunkt der großen Gegensätze der Abstammung gesehen wird: Germanentum, Romanentum, Slawentum sah man einander gegenüberstehen; die Entwicklung gehe aus auf den Zusammenschluß der Völker unter diese große Einheiten und auf ein Ringen der so vereinigten Völkerfamilien um ihre Weltstellung. Besonders Friedrich List hatte diese Anschauung. Er war überzeugt, daß die germanischen Völker unter englischer Führung die Aufgabe hätten, die Weltangelegenheiten zu leiten, wogegen Frankreich und Rußland sich zusammenfinden werden, um die Germanenkraft, die in Deutschland stecke, für sich auszubeuten und gegen England zu kehren. Der französische Drang nach dem Rhein und darüber hinaus habe den tieferen, nicht eingestandenen Grundgedanken, daß die Franzosen suchen müßten, sich durch den Festlandsteil der germanischen (List sagt: der deutschen) Rasse zu verstärken;

im übrigen werden sie die Führung der romanischen Völkerfamilie anstreben. So heißt es auch in einer 48er Zeitung, Frankreichs politische Aufgabe sei „der Panromanismus", wie die russische der Panslawismus; Deutschland in der Mitte müsse s e i n e Stammverwandten um sich zu versammeln streben; England „muß sich uns anschließen, will es auf dem europäischen Kontinente noch eine einflußreiche Stimme behalten". Moltke nannte 1841 das Bündnis Napoleons I. mit dem Zaren das große Schutz- und Trutzbündnis des Romanismus mit dem Slawismus, das nötig befunden wurde, um den Germanismus niederzuhalten. Usw.

Was zu diesen Ansichten anregte, waren einmal die russischen Pläne, die unter dem Banner des Panslawismus gingen, zusammen mit der damals neuen, Rußland entgegenkommenden Slawenbewegung in Österreich; die russischen Pläne, die Österreich, Deutschland, Skandinavien und das britische Reich, fast die ganze germanische Staatenwelt Europas, bedrohten. Dann die französischen Absichten; seit dem Aufkommen Napoleons III. besonders die Pläne mit Italien gegen Österreich, das zu uns und der Germanenwelt gerechnet wurde, zugleich der Gegensatz zwischen Frankreich und England und die französisch-russische Annäherung. Jedenfalls hatten wir in Mitteleuropa das Bedürfnis, im Angesicht dieser doppelten Bedrohung England zum Bundesgenossen zu haben. Schon zur Zeit des Wiener Kongresses waren ja Vorschläge für den Zusammenschluß aller Germanen Europas gemacht worden; später war das Bündnis zwischen Deutschland-Österreich und England, oder Preußen, Österreich, England, gegen Frankreich und Rußland ein Hauptverlangen unserer nationalen Bewegung, und der Germanengedanke diente zu seiner Begründung. Kein Zweifel: deutsche Interessen im Ringen der Mächte legten den Germanenge-

danken nahe. Wie sehr innerhalb der gewünschten Verbindung England die Führung bekommen mußte, war unseren Deutschen mit ihren binnenländischen Gesichtskreis nur zum Teil klar.

Zu Anfang der dreißiger Jahre hatte man die europäische Lage vollkommen anders gesehen: unter dem Gegensatz von Absolutismus und Freiheit, wie es die einen, Ordnung und Revolution, wie es die anderen nannten; und deutsche Freiheitskämpfer hatten verkündigt, daß dieser Weltgegensatz durch Deutschland selbst hindurchgehe und daß Frankreich die Sache der Freiheit führe. Und mochten sie auch damals schon sagen, die Sache der Freiheit sei von alters her eine deutsche: für den deutschen Gedanken und den Germanengedanken war da kaum Platz. Um so mehr für den französischen auf Kosten des deutschen! Da war doch die Ansicht von dem Zusammenstreben der Stammverwandten ein großer Fortschritt, wiewohl auch das für die Wirklichkeit zu eng war. Denn die wirklichen Einheiten waren die großen Staaten oder die Nationen, mit ihrem Sonderstreben frei nebeneinanderstehend zum Bündnis oder ein ander Mal zum Kampf; die Rassengemeinschaft hat bisher dabei kein großes Gewicht gehabt. Wohl aber wirkt Feindschaft, die zwischen Nationen entsteht, auf die Ansichten über ihre Verwandtheit ein. Wie wird neuerdings bei uns über die Engländer geschrieben! Alles, was trennt, wird hervorgehoben.

Was aber ist nun eigentlich als germanisches Wesen begriffen worden? Was haben die Germanen in die Welt gebracht?

Die Antwort, die von allen Seiten zuerst gegeben wird, lautet: einen neuen Sinn für Freiheit, für den Wert und das Recht des Einzelnen. Das Jahrhundert etwa seit 1770, dem die geistige, sittliche und politische Freiheit ein so gewaltiges Anliegen war, achtete

auf diesen Zug besonders. Er ist z. B. in Hegels Philosophie der Geschichte, der Geschichte als des fortschreitenden „Bewußtseins der Freiheit", eindringlich hervorgehoben. Unendlich oft ist geschildert worden, wie dieser Zug sich in den Staatsordnungen geltend mache, welche die Germanen geschaffen haben oder auf welche sie ausgehen, von der Vorzeit, für die Tacitus der Hauptzeuge ist, über vielerlei Erscheinungen des Mittelalters zu den Angelsachsen seit dem 17. Jahrhundert in England und Amerika, den Niederländern, den Schweizern, den deutschen Kämpfen um Freiheit und Recht gegen staatliche Allgewalt, und den Resten „altdeutscher Freiheit", die sich in die neueste Zeit herein gerettet hatten. Staatliche Ordnung bei den Germanen, so wird gesagt, ist ursprünglich durchaus auf die unanfechtbaren Rechte des einzelnen gestellt. Der freie Mann, Herr auf eigenem Grund und Boden, gehorcht nur einer Obrigkeit, die mit seinem Willen regiert und nach Gesetzen, die die Gemeinschaft der Freien selbst gibt, und die das Recht der einzelnen schützen. Zum Recht der einzelnen gehört weitgehende Selbsthilfe; der Freie tritt bewaffnet auf, um sich selber zu verteidigen. Gerichtet werden kann er nur nach volkstümlichem Recht im öffentlichen Gericht von seinesgleichen. Gern schließen sich die Freien zu selbst gewählten Genossenschaften zusammen; eine größere politische Gemeinschaft kann eigentlich auch nur als „freie Einung" zustande kommen, als Eidgenossenschaft wie in der Schweiz. Es wird von unten auf und von innen nach außen gebaut; zuerst kommt der einzelne mit seinem Haus und auf seinem Grund, dann die Gemeinde und die Markgenossenschaft, dann der Gau, das Stammesgebiet usw. Ein Staat, der von oben her den einzelnen unterwirft und seine allgemeinen Zwecke ihm setzt, ist dem Germanen von Natur zuwider; sein Staat ist eigentlich dem einzelnen untergeordnet. Der Germane hat einen selbstsüchtigen

Sonderungstrieb; immer in kleinen Bünden von seinesgleichen will er sich zusammenschließen. Dabei wurden mit den Bürgerschaften, Zünften, Städtebünden unseres Mittelalters auch die entsprechenden Bildungen in Oberitalien als „germanisches Element" in Anspruch genommen.

Mit diesen Schilderungen stützte die Freiheitsbewegung gerade auch ihre am weitesten gehenden Forderungen: von alters her habe bei den Germanen gegolten, daß der Staat „Grundrechte" der Volksgenossen und Schranken seiner Gewalt anerkenne und verbürge, die Volksgenossen selbst an der Regierung mitwirken, das Volk sich selbst seine Gesetze gebe, die Staatsverfassung auf freien Vertrag gegründet sein müsse, Rechtsgleichheit, Laiengericht, Volksbewaffnung, freie „Assoziation" gesichert werde, ja daß ein Widerstandsrecht gegen die Obrigkeit bestehe. Als Urbild für einen solchen Staat war etwa eine bescheidene Bauern- und Kleinstädterrepublik zu denken, mit einfachen Verhältnissen, festen Sitten und wenig auswärtiger Politik. Sehen wir davon ab, daß auch Demagogenziele mit diesen Forderungen verfolgt wurden, so war es im übrigen, was ehrlich ein Sinn sich wünschen konnte, der in wohlbegründeter Stellung sein eigener Herr sein, von keiner Gewalt ernstlich in Anspruch genommen werden, aber auch in den öffentlichen Dingen die Hand haben wollte. Und das war unbestreitbar germanischer Art gemäß. Insofern wollte man auch in Rousseaus Staatsideal einen germanischen Kern finden. Und auf diesen Geist konnte sich die Forderung berufen, auch die deutschen Großstaaten müßten in Föderationen selbständiger kleiner Landschaften aufgelöst werden — was in den fünfziger Jahren auch Gervinus vorschlug.

Aber die weltgeschichtliche Sendung der Germanen hat doch von jeher nicht zum wenigsten darauf beruht, daß sie

die Kraft und das Geschick hatten, zu herrschen und auch über große Gebiete einen starken Staat einzurichten. Die Franken, die Normannen, wo sie erschienen, zumal in England und in Sizilien, die Engländer in allen Weltteilen! Die Herrscherhäuser und Regierungen des Abendlandes stammen von den Germanen der Völkerwanderung ab; damit Rußland eine Staatsgewalt erhalte, mußte Rurik mit seiner Warägerschar kommen; das großmächtige Rußland der Neuzeit war von Deutschen geleitet und getragen. Mit Stolz ist das alles angeführt worden. Und von Deutschland aus lag es wahrhaftig nahe, auch die Unfruchtbarkeit des Sonderungstriebes zu sehen und umgekehrt den Segen einer durchgreifenden Gewalt, wie sie die großen Hohenzollern unter den widerspenstigen Deutschen gegründet haben! Aber dem Zeitalter der Freiheitskämpfe lag auch hier wieder besonders daran, zu zeigen, wie germanische Ordnung ihre Stärke ganz wesentlich daraus ziehe, daß sie sich mit der Freiheit verbünde. Kein Staat germanischen Charakters dulde auf die Dauer eine unumschränkte Gewalt, einen Imperator; Cromwell habe sich in seiner Allmacht unbehaglich gefühlt. Im großen Staat germanischen Charakters bestehe starke Selbständigkeit der engeren Lebenskreise, Selbstverwaltung der Gemeinden, Teilnahme der Staatsbürger an der Gesamtregierung und Gesetzgebung durch ihre Vertreter. Auch in ihren Kolonien erziehen die Germanen die Selbsttätigkeit.

Als das große Vorbild galt England seit der Zeit, da Montesquieu in seinem Buch vom Esprit des Lois von 1748, diesem Lehrbuch für den politischen Geist der neuen Zeit, die englische Verfassung als das Muster für die Sicherung der Freiheit gepriesen und dazu unter Berufung auf Tacitus gesagt hatte, diese Staatsordnung sei „in den Wäldern" Germaniens erfunden worden. Die Freiheit, die er da verbürgt fand, war die Selbständigkeit

sowohl von Gemeinden und Körperschaften als von einzelnen, eine Freiheit, die durchaus nicht gleich für alle sein sollte; vielmehr war die Gleichheit, entstanden durch Aufhebung bestehender Sonderrechte, Auflockerung zusammengewachsener Verbände, Einebnen der starken Gipfel, nicht nur eine Ungerechtigkeit, sondern eine Gefahr für die wahre Freiheit. Ständische Gliederung und eine kräftige Aristokratie war ein Schutz für die Freiheit. Die Freiheit war hier etwas Aristokratisches; hier war etwas vom Privilegiengeist des Mittelalters. Und das war germanische Erbschaft und Gesinnung.

Auch Justus Möser, der die „gemeine Freiheit" der Landeigentümer als altdeutsche Grundlage der Gesellschafts- und Staatsordnung pries, und andere seiner Art, Nordwestdeutsche besonders, Führer bei der Erhebung gegen Napoleon, der Freiherr vom Stein und seine Gesinnungsgenossen, die alle die germanische Freiheit verwirklichen wollten, sie wollten wohl einen freien Bauern- und Bürgerstand mit starken Rechten; aber sie hielten fest an der ständischen Gliederung des Volkes und wollten danach die Volksvertretung zusammensetzen, und sie wollten denen, die in eine gehobene Stellung mit wertvollen Überlieferungen hineingewachsen waren, für eine vornehme Aufgabe einen vornehmen Platz erhalten, wie überhaupt dem Hervorragenden seine Stelle sichern. Vertreter der Adelsrechte beriefen sich darauf, daß die germanische Freiheit erworbenes und ererbtes Eigenrecht achte, daß die Germanen von alters her einen starken Adel gehabt haben. Nach dem, übrigens doppelsinnigen, Wort Bruno Bauers von 1853: die Germanen sind das Adelsvolk der Weltgeschichte. Liberale und Demokraten waren, wenn man die Konservativen hörte, „antigermanisch", da ihr Freiheitsverlangen nach französischem Muster auf Gleichheit, auf Lösung des einzelnen aus seinem organischen Zusammenhang ausgehe.

In der Sache der deutschen Einheit wurde die Germanenart natürlich als Zeuge dafür angerufen, daß Deutschland „föderativ", im Geist der germanischen „freien Einung", aufzubauen sei. Nur so lasse sich das Hindernis, das der Sonderungstrieb bereite, überwinden. Paul Pfizer versicherte in den vierziger Jahren sogar: im deutschen Volkscharakter liege das Hindernis zum nationalen Zusammenschluß gewiß nicht; das deutsche Wesen strebe von jeher zu genossenschaftlicher Einigung. „Und welche Nation der Erde übertrifft an Nationalsinn die aus deutschem Blut geborene englische?" Man müsse nur eben eine Form der Einheit finden, mit der sich der Sondergeist befreunden könne. Unter der Forderung: Einheit und Freiheit, Einheit gerade durch die Freiheit, konnte ja auch die Rücksicht auf jede Art von Sondertum einbezogen werden. Zum Beginn von Bismarcks Reichsgründung schrieb dann Otto Gierke in der Einleitung seines Werkes über das deutsche Genossenschaftsrecht (1868), dieses großen Denkmals für den bündischen Geist der Deutschen, mit gutem Zutrauen: Die Germanen seien unerschöpflich darin, Gemeinschaften zu bilden, die „der Allgemeinheit gegenüber als Besonderheiten erscheinen, ihren Gliedern gegenüber aber selber Allgemeinheiten sind", und so seien sie wie keine andere Volksart berufen, eine Einheit des Ganzen zu finden, die allen Freiheitstrieb mit sich versöhne; auch scheine es fast, als hätten an dieser Fähigkeit die romanischen Völker nur insoweit teil, soweit sie germanisches Blut in sich tragen und germanische Einrichtungen entlehnt haben. Die Anwendung auf Deutschland ist, daß die späteste unter den großen Reichsbildungen auch die vollkommenste sein werde.

Als Gegensatz zum germanischen Freiheits- und Genossenschaftsgeist wurde das Romanentum im altrömischen Kaiserreich, in der katholischen Kirche, im Spaniertum der

Gegenreformation und im neueren Frankreich, und neben dem Romanentum das Slawentum, das ist wesentlich Rußland, gezeigt. Hier gilt das einzelne nur als abgeleitet vom Ganzen, empfängt von ihm sein Recht und seine Uniform. Bei den Franzosen, die seit dem 17. Jahrhundert ihren „galloromanischen" Geist gegen ihre germanischen Elemente durchgesetzt haben, ist der einzelne nur etwas durch die allgemeine Gesellschaft; Sonderleben und organisch gewachsene Verbindungen, das Ständewesen und seine Rechte, werden aufgelöst in der mechanisch durchgeführten Einheit und Gleichheit, welche die Freiheit tötet. Es wird zwar mit Nachdruck erklärt, daß die große Revolution der Franzosen eine Auflehnung des germanischen Elements der Freiheit gewesen sei, und anerkannt, daß sie versucht habe, Frankreich nach den „großen Musterbildern germanischer Staatsentwicklung", den Verfassungen Englands und der nordamerikanischen Freistaaten umzugestalten. Ungermanisch sei allerdings die Richtung, die sie dann genommen: über die Zerstörung des Alten und die Versuche eines Neubaus mit künstlicher, mechanischer Gleichmacherei zum ärgsten Absolutismus. Die letzte Folgerung sei eigentlich der Kommunismus, der in den vierziger Jahren in Frankreich gepredigt wurde. Ihn hat übrigens viel eifriger als die Deutschen der Flame Gérard als vollkommenes Gegenteil der germanischen, auf das Eigenrecht und Eigentum des einzelnen und der Familie gegründeten Ordnung bekämpft.

Diezel hat dabei die düstere Aussicht gezeigt, daß vielleicht auch die germanischen Völker dem Drang aller Staatsgewalt, das Leben gleichartig und einheitlich zu machen und als Leviathan alles Sonderrecht zu verschlingen, nicht widerstehen könnten. Der Romanismus sei vielleicht unser aller Bestimmung. Er sei aber eben das Symptom des erlahmenden und sich auflösenden Lebens, und Unter-

gang ist ja das Ende alles Lebendigen. Man wird an Gobineau erinnert: Wenn das Blut der germanischen Herrenrasse vollends in der allgemeinen Mischung aufgegangen ist, dann wird alles gleich und einheitlich sein, nämlich alles mittelmäßig und niedrig, und das ist das Ende!

Auf die Julirevolution von 1830 hin war Frankreich als Führer in der Freiheitssache gepriesen worden. Die weiteren Erfahrungen mit Frankreich nun und das deutsche Erwachen, das mit dem Jahre 1840 so sinnfällig wurde, taten sich gerade bei Liberalen und Demokraten fortan in der Erkenntnis kund, daß das französische Wesen sich gegen die echte Freiheit entwickelt habe, daß die englischen und amerikanischen Vorbilder in Frankreich verfälscht worden seien. Den Franzosen sei es mehr um Gleichmachen als um Freiheit zu tun, während dem Germanen die Freiheit mehr gelte als die äußere Gleichheit. Der Germane könne deshalb sehr wohl eine Herrscherfamilie und eine Aristokratie über sich anerkennen. Sein Königtum sei nicht eine Beschränkung der Freiheit, sondern ihre Bürgschaft, ihr Träger. Der echte Germane, wenn er gegen die Staatsordnung kämpfe, wolle nicht, wie die Galloromanen, Gewalt erbeuten, sondern Freiheit sichern. Freiheit, die nicht Zügellosigkeit sei, wie die des Galloromanen, sondern eine Ordnung, in der jeder nach seiner Art auf seinem Rechtsboden das Seine tue. Auf Tätigkeit, auf Selbstentfaltung in der Tätigkeit sei es abgesehen. Arbeit sei dem Germanen Bedürfnis; dem Romanen sei sie Mittel zum Genuß und eigentlich notwendiges Übel. Diese Gegensätze hat besonders der Demokrat Diezel in den fünfziger Jahren ausgesprochen, kurz ehe Alexis de Tocqueville, dessen Werk über die amerikanische Demokratie auf die Deutschen stark gewirkt hat, seine Schilderung des französischen Strebens nach Gleichheit statt Freiheit (L'ancien régime et la révolution) gab.

Als edelster Grund und Sinn des germanischen Freiheitstriebes wurde erkannt und neben anderen von Hegel geschildert jener Persönlichkeitsgeist, der für Denken und Handeln die eigene Überzeugung zum Maßstab macht. Hingabe soll nur aus freier Überzeugung möglich sein. Dann ist der ganze Mensch dabei; und eben dies ist das Streben: mit voller Persönlichkeit, vom Mittelpunkt des eigenen Wesens aus, die Dinge anzufassen. Diezel sagt: eine Autorität, die von außen, von oben her über ihn kommt, nimmt der Romane, der Kelte, der Slawe an oder zerstört sie; der Germane hat den Drang, das als Autorität Dargebotene in eine Kraft seines inneren Wesens zu verwandeln und aus der Freiheit seines Wesens umgebildet wirken zu lassen. So war es in der Reformation des 16. Jahrhunderts.

Jenes innere Wesen aber hat seine Heimat im Ewigen, Göttlichen und empfängt von da seinen Gehalt. Freiheit im höchsten Sinne ist die Herrschaft des Ewigen durch das Innere über die sinnliche Welt: Fichtes Ich!

Das Gefühl des Persönlichen, als des hinter der Erscheinung stehenden, von innen heraus wirkenden eigenartigen Wesens, könnte geradezu als der Kern und das Geheimnis der Germanenart begriffen werden. Die Züge, von denen wir im folgenden noch zu sprechen haben, die als germanisch erkannt wurden, hängen alle damit zusammen, führen alle darauf hin. Persönlichkeit mit Eigenart wird nicht allein im einzelnen Menschen, sondern in Gemeinwesen, Körperschaften, Völkern, Staaten, wie überhaupt in der ganzen Umwelt, auch in der sogenannten leblosen Kreatur unwillkürlich gefühlt. Man hat darin den tieferen Sinn jenes germanischen Zuges nach selbständigem Eigenleben von Gemeinden und Körperschaften im Staat gefunden. Wie es neuerdings Meinecke aussprach, um den Sinn der berühmten Städteordnung des Freiherrn

vom Stein zu bezeichnen: es liege darin eine Rückkehr zum germanischen Staatsgedanken, der den einzelnen zunächst an die ihm nächststehenden Kreise gebunden sieht und „auch diesen unteren Organen des politischen Lebens das Recht auf selbständige Persönlichkeit zuspricht".

Von dieser Persönlichkeitsidee empfängt auch das germanische Ehrgefühl seinen tieferen Sinn. Ebenso das, was man als germanische Treue preist. Zwar, keine Aussage über die Germanen ist so viel angefochten worden als die besonders beliebte, die ihnen Treue als auszeichnende Eigenschaft zuweist. Die Beispiele für Untreue gerade aus der Frühzeit und dem Mittelalter, aus der Geschichte des Lehenswesens, von dem man gerühmt hat, daß es auf Treue gegründet war, konnten leicht gehäuft werden. Wer von germanischer Treue sprach, bezog sich immer besonders auf das Gefolgschaftswesen der Frühzeit, in dem die Treue zum selbstgewählten Herrn an die Stelle einer bloßen Machtbeziehung oder eines äußerlichen Rechtsverhältnisses trat. Der Gefolgsmann führt die Treue bis zum Tode derart durch, daß er, wenn der Herr in der Schlacht fällt, ihn nicht überlebt. Mit der Zeit bemerkte man nun, daß dies bei vielen Völkern der verschiedensten Rassen Brauch ist. Beobachtungen über den „Volksgeist" verlangen ausgebreitete Kenntnisse in vergleichender Völkerkunde. Die germanischen Gefolgschaften sind übrigens früher auch in ihrer Wichtigkeit neben dem allgemeinen Volksheer überschätzt worden. Auch Leopold Ranke hat einmal gesagt, das Gefolgschaftswesen habe den Germanen, den Römern gegenüber, ihren starken Zusammenhalt gegeben, und „der alles durchdringende Kitt der Treue" habe die ganze neuere Geschichte zu dem gemacht, was sie geworden sei. Man hat nun den Sinn, den die Treue gerade beim Germanen hat, bestimmter so bezeichnet: sie ist Treue zu einer Person oder Sache, die ich mir selbst

erwählt habe, Treue zugleich gegen mein höheres Selbst, auf das der Wert der Person sich gründet. Und das ist wieder die „Ehre".

Diesen ganzen Zusammenhang hat Heinrich Steffens 1817 in dem Buch „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden" denkwürdig ausgeführt. Die Ehre ist der Ausdruck der reinsten Persönlichkeit, der Ewigkeit der Person, ihrer göttlichen Bestimmung. Sie ist von Gott geschenkt und kann durch keine äußere Gewalt gegeben und genommen werden, auch durch keine beschützt werden als durch sich selbst. Sie begibt sich in Knechtschaft, wenn sie einer äußeren Gewalt Macht über sich einräumt. Sie ist der Boden der Freiheit, sie ist die Freiheit selbst. Kein Gesetz kann gelten, wenn sie es nicht sanktioniert, und wo kein Gesetz ausreicht, handelt sie nach dem eigenen Gesetz, aus dem alle äußeren Gesetze erst ihr Recht empfangen.

Diese Auffassung von Freiheit und Ehre kommt aus christlich erzogenen Germanenherzen. Von Steffens war es auch ausdrücklich so gemeint, daß diese germanische Innerlichkeit die christliche zugleich sei; von ihm und von vielen ist verkündigt worden, daß die germanische Seele das Christentum in seinem innersten Kern erfaßt habe. Darauf sei Luthers Glaubenserneuerung gegründet. Bei ihr ist alles auf den Vorgang im innersten Menschen gestellt: die Seele ergreift die Gotteskindschaft, durch die sie „gerechtfertigt", das ist vor Gott und dem Gewissen zu ihrer göttlichen Bestimmung erhoben wird, und diese Gotteskindschaft bewährt sich als Kraft, die von innen nach außen wirkt. Das bedeutet zugleich die höchste Freiheit, Souveränität, gegenüber den Dingen dieser Welt. Nicht die Welt, sondern allein der Wille Gottes, der im Menschen wirkt, dem die Welt untertan ist, darf noch herrschen über den Menschen. Die „Überzeugung" als Richtschnur des Handelns, die „Ehre" in dem vorhin be-

zeichneten Sinn, das Ich Fichtes, das die Herrschaft hat über die Erscheinungswelt — das alles läßt sich auf das lutherische Gewissen des Gotteskindes, auf die lutherische Rechtfertigung durch den Glauben, auf die lutherische Freiheit des Christenmenschen zurückführen.

Als die zweite große Frucht der germanischen Christlichkeit ist das englische Puritanertum bezeichnet worden. Ihm wurde von politischen Kämpfern noch größere Bedeutung zuerkannt, weil es zum Prinzip für eine politische Neuordnung nach germanischem Geist geworden sei. Gervinus, Diezel und andere haben nämlich die Verfassung der nordamerikanischen Freistaaten, in der sie das Vorbild einer rein germanischen Ordnung sahen, als die Ausführung des puritanischen, des zugleich protestantischen und germanischen Prinzips gepriesen. Die Amerikaner hätten durchgeführt, was die von Luther bekämpften sogenannten Schwarmgeister nicht hätten durchführen können und was doch die einfache Folgerung aus der Reformation gewesen sei: wie im religiösen Leben das sogenannte allgemeine Priestertum gelte, wie in der Kirche Laienversammlungen regieren und die Pfarrer durch die Gemeinde gewählt werden müßten, so sei auch der Staat auf die Selbstbestimmung der für mündig erklärten Volksgenossen zu gründen: ein Verein freier Individuen.

Da wären wir denn bei Rousseau angelangt. Die Logik dabei ist aber eine wahrhaft verrückte! Wenn der einzelne als Gotteskind zum freien Herrn aller Dinge, in Luthers Sprache, wird, so ist er damit doch nicht zum Regieren und Gesetzgeben berufen; nicht einmal zur Wahl eines Abgeordneten braucht er fähig zu sein. Auch behauptet die Reformation wahrhaftig nicht, jeder Mensch erreiche die innere Freiheit, welche die Gotteskindschaft gibt! Aus dem germanisch-christlichen Persönlichkeitsgedanken sind viel eher aristokratische als demokratische Folgerungen

zu ziehen. Allerdings, dieser Gedanke erkennt an, daß in jede Menschenseele die Idee wenigstens zu einem eigentümlichen Beruf und Wert gelegt sei und daß an die Unterschiede, die durch irdische Lebensbedingungen gemacht werden, der wirkliche Wert des Menschen sich nicht kehre, daß Persönlichkeit, die Achtung verlange, in allen Lebenslagen zu finden sei. Ihr soll möglichst selbständige Entfaltung gesichert werden. Aber auf dieser Grundlage muß doch der Persönlichkeitsgedanke aristokratisch sein, sobald er die Welt nimmt, wie sie ist. Denn was da unter Persönlichkeit gedacht ist, davon erreichen auch in hochwertigen Völkern die meisten nur einen schwachen Grad; in voller Größe und Tiefe erreichen es nur wenige. Es ist ein Geschenk der Anlage und Erzeugnis besonderer Führung und Erziehung. Die Masse der Menschen kann am ehesten zur Persönlichkeit gelangen, wenn der einzelne sozusagen die Persönlichkeit seines Berufsstandes in sich aufnimmt oder die einer Gemeinschaft, in der der Geist großer Persönlichkeiten lebt. Keine Phantasiebilder mit großen Worten können darüber täuschen, daß die Menschen gemeinhin unselbständig sind, von Herdengeist, Moden, Massensuggestionen bestimmt werden und nach Leitung verlangen. An überlegenen Führern können sie dann zu ihrem Wert emporwachsen. Nicht umsonst sind alle großen Kirchen der abendländischen Welt auf monarchischem und aristokratischem Grund gebaut worden, nicht nur die römisch-katholische, auch die lutherische, die mit dem unmittelbaren Verhältnis jeder Seele zu Gott Ernst machen will, auch die kalvinische, die Kirche der Gnadenwahl. Und bei den politischen Ideen der Deutschen, auch wenn sie dem Adel und dem Fürstenstaat gegenüber demokratisch auftraten, bei Männern wie Justus Möser, Arndt, Jahn, selbst Uhland, hatten wir zu bemerken, daß sie im Grunde doch auf eine aristokratische Ordnung der Dinge ausgingen. Ich setze

dabei nur voraus, daß nicht auch wir, wie die frühere Zeit so vielfach, unter Aristokratie einfach die Herrschaft und gewisse Vorrechte des Geburtsadels verstehen, sondern daß wir als aristokratisch eine Ordnung bezeichnen, die dem überlegenen Charakter, der Bildung, Kenntnis und Erfahrung die Herrschaft erleichtert, die es erleichtert, daß führende Schichten in sorgsamer Erziehung sich bilden können, die die vornehme Überlieferung und das Überragende überhaupt schätzt, die im übrigen die Stände nach ihren besonderen Aufgaben gliedert und ein Berufsideal und eine Standesehre pflegen läßt, durch die der einzelne erzogen wird. In diesem Sinne kann eine Bauernschaft oder eine mittelalterliche Zunft ebenso als aristokratisches Element gelten wie der preußische Adel. — — — .

Es war die Rede davon, daß die Germanen das Christentum in seinem tiefsten Grund erfaßt hätten. Es ist dabei, und zwar im 19. Jahrhundert mit wachsender Klarheit, empfunden worden, daß sie von Haus aus zu einer besonderen Art von Glauben und Frömmigkeit geschaffen seien, mit der sie das orientalisch-hellenistisch-romanische Christentum in ihr eigenes verwandeln müßten. Man fand die Richtung ihres religiösen Lebens namentlich darin, daß sie in aller Kreatur persönliches Eigenleben sich gegenübersehen, zu dem sie ein gemütliches Verhältnis von Achtung, Treue usw. gewinnen. So schrieb Sybel 1863 über „die Deutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte“: „Die Quelle der germanischen Religion ist nichts anderes als der tiefe und warme Sinn für die Natur, welchen dieses Volk überhaupt erst in die Geschichte und Bildung der Menschen eingeführt hat.“ Das Gefühl des engsten Zusammengehörens von Natur und Menschen, wie es die ganze Welt der deutschen Sagen und Märchen kennzeichnet, ist ein neuer Zug in der europäischen Geschichte. Jetzt nimmt die Natur Teil an der mensch-

lichen Stimmung und dem menschlichen Geschick. Dies Gefühl hat die Germanen zu den leidenschaftlichsten Jägern und zu den fleißigsten und sorgsamsten Ackerbauern der Welt gemacht, und hat die Dichtung von Liebe und Lenz ' vorgetrieben, und ist in Religion und Philosophie die Quelle eines Zuges tiefer Innerlichkeit geworden, des Bewußtseins der Einheit von Mensch und Welt und Gott; dies hat dem christlich-kirchlichen und dem wissenschaftlichen Leben der Deutschen „seine besondere nationale Farbe gegeben". An eine vielgenannte Stelle des Tacitus erinnernd, erklärt sodann Sybel, daß die Achtung vor der Frau als Persönlichkeit, das Gefühl für ihren innerlichen Wert, und damit ein neuer Sinn der Ehe und des Familienlebens durch die Germanen erst in die Welt gekommen sei. Schrieben andere dies dem Christentum zu, so konnte bemerkt werden, daß das Gefühl für den Ewigkeitswert der Menschenseele ja gerade etwas sei, worin beide, Germanentum und Christentum, sich gefunden haben.

Ich möchte hier auch an Gustav Freytags Schilderung der Deutschen ums Jahr 1100 in den Bildern aus der Vergangenheit erinnern. Die Mönchsfrömmigkeit mit der Askese sogar habe bei uns ein deutsches Gepräge erhalten, in dem die Gewaltsamkeit und der lyrische Schwung der südlichen Völker gedämpft war: Der Grundton des Wesens beim Deutschen „war freudige Achtung vor allem Leben; behaglich stand er in der Natur, und einfältigen Herzens wie ein Kind vor seinem Gott", mit jener Hingabe in Treue, wie der Dienstmann sie gegen seinen Herrn bewährt. Dann über das Verhältnis zur Natur: „Bei allem, was der Deutsche wahrnahm, frug er, was es bedeute; hinter jeder Erscheinung empfand er ein geistiges Leben; alles, was sich lebend regte, suchte er sich vertraulich zu machen, indem er ihm etwas von dem eigenen Gemüt andichtete . . . Kein Geschlecht der Menschen, von dem

uns Kenntnis geblieben ist, hat diese Poesie des Deutens und Umbildens so warmherzig, so emsig und dabei so kindlich geübt als wir Deutsche. Wenn die Sonne warm schien, war sie unseren Ahnen froh; das Brot hieß das liebe Brot . . .; sogar beim Apfelbrechen ließen sie einen Apfel am Baum zurück, damit der Baum die Ernte nicht übelnehme." Als die Witwe Heinrichs I. durch Wohltätigkeit die Gunst des Himmels für ihren Gemahl suchte, ließ sie auch die Vögel füttern. U. s. f.

Seit den Zeiten Lessings, Herders, des jungen Goethe wurde immer deutlicher als Eigentümlichkeit der Germanennatur empfunden der vorwaltende Sinn für den inneren Gehalt im Unterschied zur äußeren Form, für alles Eigentümliche, Sonderbare, den bunten Reichtum der Wirklichkeit bis in die kleinsten Züge. Der Germane verzichtet von Haus aus lieber auf äußere Schönheit, Gefälligkeit und Regelmäßigkeit, um Menschen und Dinge in der Freiheit ihres Wesens sich entfalten zu lassen. Sich selbst überlassen, ist er leicht formlos, ungelenk, kraus; geflissentlich ergingen sich manche Romantiker im Formlosen. Das Gegenteil ist die civilisation der Franzosen, insonderheit das, was die Franzosen mit Stolz den esprit latin nennen und vom 16. zum 17. Jahrhundert mit französischer Folgerichtigkeit ausgebildet haben: die Herrschaft des Gesetzmäßigen, in Sprache und Dichtung die Herrschaft strenger Regeln, des rethorischen Stelzenganges und des Abstrakten, das Verschwinden alles eigenwilligen Besonderen im regelmäßigen Allgemeinen. Gustav Diezel hat Germanentum und Romanentum als „Freiheit" und „Form" einander gegenübergestellt.

Dies eben war ja der Gegensatz, der zur Zeit des jungen Goethe empfunden wurde: als Gegensatz zwischen Frankreich auf der einen, uns und England gemeinsam auf der anderen Seite. Damals auf dem Felde des literarischen,

rein geistigen, und des gesellschaftlichen Daseins. Im 19. Jahrhundert nun ebenso auf dem Felde des Staatslebens. Im 18. Jahrhundert waren es selbst Franzosen gewesen, die im Widerspruch mit dem Geist der französischen Kultur und unter englischem und amerikanischem Einfluß die Sache verkündigten, die im 19. Jahrhundert als die germanische angerufen wurde: „Freiheit“ gegen „Form“. Und ähnlich war es im 19. Jahrhundert auf dem politischen Feld: die Deutschen, die für germanische Freiheit, Selbständigkeit des einzelnen, der Stände, der Gemeinden, der Stämme usw., für „Dezentralisation“ gegen romanischen Absolutismus und romanische Zentralisation eintraten, übernahmen zum Teil dabei französische Gedanken: Gedanken aus der letzten Zeit des ancien régime und der ersten Zeit der großen Revolution, neu vorgetragen unter dem zweiten Kaiserreich. Und wieder waren die Vorbilder englisch-amerikanisch. Wie im 18. Jahrhundert englische Literatur und englisch-amerikanische Sitte zum Vorbild waren erhoben worden, so im 19. Jahrhundert die politische Art der Engländer und der Amerikaner. Liberale und Demokraten standen unter der Wirkung einer Freiheitsidee, die englisch-amerikanisch war. Man hat sie kurz und treffend so gekennzeichnet, daß ihr hauptsächlich daran liege, den Menschen möglichst frei zu halten *vom* Staat; die Macht des Staates über den einzelnen und die kleineren Kreise soll möglichst beschränkt werden, während die Leistungen des einzelnen für das Ganze möglichst den Charakter der Freiwilligkeit tragen sollen. In ihrem Widerspruch gegen die unbeschränkte Fürstenmacht, den in alles hineinregierenden deutschen Beamtenstaat und „Polizeistaat“ hatten sich die deutschen Liberalen mit dieser englisch-amerikanischen Idee erfüllt. *Ihr Bild des germanischen Staates hatte englisch-amerikanische Züge.* Und wenn nun vollends, unter Be-

rufung auf eine Tacitusstelle, rühmend hervorgehoben wurde: das einzige, was über den freien Germanen Gewalt gehabt habe, sei die Sitte, das Herkommen gewesen, nicht eine über und außer ihm stehende staatliche Macht — das war ja ganz das Bild des Angelsachsen! Diezel sagt geradezu: Der „konzentrierteste Ausdruck des germanischen Geistes" sei das Puritanertum, und dessen größte Leistung seien die Vereinigten Staaten von Amerika. Dagegen das Bild von der germanischen Innerlichkeit, der germanischen Seele, empfing seine feinsten Züge aus der deutschen Heimat.

Es wird kaum nötig sein auszusprechen, daß in dem Bild von der Germanenart, ähnlich wie in jenem, das unsere Romantik von deutscher Vergangenheit gezeichnet hat, ein deutsches Ideal enthalten war. Eine Verklärung, vor deren Angesicht wir wohl auch schamrot werden können, und heute zumal. Aber „die Idee" unserer besonderen altdeutschen Art hat dies Bild in sich; darin liegt seine Wahrheit. Auch das Weitere ist kaum nötig zu sagen, daß fremde Volksart, die hauptsächlich als Gegensatz und Hintergrund dient, meistens einseitig und unfreundlich dargestellt worden ist und daß die Fülle der Beobachtung zum Vergleich nicht ausreichte. Das germanische Ideal aber, das uns hier entgegengetreten ist, war vorwiegend das Ideal des protestantisch erzogenen, an unserer klassischen Dichtung und Philosophie gebildeten, bürgerlich-liberalen Deutschlands.

In der deutschen Geschichte sollten es zwei, anders gerechnet drei Perioden sein, in denen unser germanisches Wesen sich von den bei uns eingeführten romanischen Formen befreite und nach seiner Eigenart Neues bildete. Die erste ist natürlich die Glaubenserneuerung des 16. Jahrhunderts, die zweite die große Zeit der Kunst, des Denkens und Forschens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts; daran anschließend würde dann der Kampf der Bürgerlich-Liberalen

um den deutschen Staat im 19. Jahrhundert folgen, dem es freilich an schöpferischer Kraft gebrach. Unter der romanischen Fremdherrschaft, die im Staatsleben abzuwerfen sei, war, abgesehen von der leiblichen Herrschaft der Franzosen, die der Freiheitskrieg gebrochen hatte, die Staatsform des „Absolutismus" gemeint, die seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. über uns gekommen sei als eine neue Auflage jener Römerherrschaft, der die Schlacht im Teutoburger Wald gegolten, und der Herrschaft der Papstkirche, gegen die Luther sich erhoben hatte. Wie Moltke 1841 sagte: das romanische Element, das unter der heiligen Fahne der römischen Hierarchie gegen das deutsche Element vordringend von der Reformation war zurückgeworfen worden, erlangte unter der weltlichen Fahne des galloromanischen Despotismus unbestritten den Sieg. — Die Fürstenhöfe Deutschlands waren Träger des Romanentums geworden in der Staatsform wie in der Kunst und Sitte. Träger der Germanenart war dagegen unser „Volksgeist", das Wort im Sinne der Romantik, aber auch der Demokratie verstanden, zugleich die Volkskraft, mit der die Schlachten des Freiheitskrieges geschlagen wurden. Danach ergab sich das Bild, das Richard Wagner in der Schrift von 1867 „Deutsche Kunst und deutsche Politik" entworfen hat. *Auch der Staat Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. ist unter den Begriff des romanischen Absolutismus gebracht und zum Undeutschen gerechnet worden.*

Hören wir nun bald das Germanische als das Schöpferische seit der Völkerwanderung preisen, bald von der Herrschaft des romanischen Geistes in Europa und auch in Deutschland sprechen, so muß dies an sich kein Widerspruch sein. Es handelt sich um zwei verschiedene Dinge: die germanische *Kraft*, mehr als befruchtende Naturkraft verstanden, und die germanische *Art*. Es ist oft ausgesprochen

worden, daß, so gut wie die Germanen das römische Reich beschützt, getragen, zum Teil geleitet haben, bis sie sich an seine Stelle setzten, so fortan gewaltige Kräfte germanischer Herkunft den großen romanischen Überlieferungen und den Romanen als den „Bildnern und Ausbeutern" gedient haben. Germanische K r a f t war allemal auch in dem Lager, gegen das germanische A r t gekämpft hat. Besonders eindringlich hat einmal Droysen, im Eingang seiner Vorlesungen über die Freiheitskriege (1842/43) gesagt: die Germanen vergaßen in der Zucht der römischen Kirche ihre eigenste Natur, ihre Geschichte und ihre Gesetze wie ihre Sagen und Lieder; sie wurden „in ihrem innersten Wesen zerbrochen". Wenn von der Bedeutung des germanischen Elements in unserer Völkerwelt gesprochen wird, ist die Hauptfrage natürlich die, wieviel es ihr seine A r t aufgeprägt hat. Man hat z. B. darum gestritten, ob das Feudalsystem, dessen Träger natürlich weithin germanischer Abkunft waren, mehr der germanischen oder der galloromanischen Art angehöre usf.

Die Ansicht, daß seit der Völkerwanderung das germanische Element wesentlich das Schöpferische sei, und die Kühnheit, mit der man seine Wirkung unter den romanisch sprechenden Völkern nachweisen wollte, weckte auch viel Widerspruch. Manche erklärten es für unmöglich, die Elemente in der Mischung der romanischen Völker noch zu scheiden; manche stellten sich überhaupt zweifelnd gegen die Lehre von einem sich gleichbleibenden Volksgeist als Bildner der Geschichte. Manche aber drehten die Ansicht von dem Verhältnis der beiden Elemente völlig um. So der junge Rümelin in dem Aufsatz in den Jahrbüchern der Gegenwart von 1846, den ich früher erwähnt habe. Er schrieb hier, ohne es zu sagen, gegen Arndts „Versuch in vergleichender Völkergeschichte". Er bestritt, daß in der Geschichte, die der Völkerwanderung gefolgt ist, das Ger-

manentum die schöpferische Kraft gewesen sei. Bei der Bildung der neuen Nationen der Italiener, Franzosen und Spanier, die unter dem römischen Kaiserreich schon langsam und unmerklich sich vorbereitet habe, sei das Germanentum keineswegs das wichtigste Element gewesen, jedenfalls nicht das, welches der neuen Kultur die Ideen und den Charakter gegeben habe. Gegen Christentum, Antike, einheimische Überlieferung müsse es durchaus zurückstehen; diesen Kräften gegenüber sei es lediglich der empfangende, der lernende Teil. Diese Nationen aber, die französische und italienische, hätten bis gegen die Reformationszeit hin die abendländische Entwicklung durchaus geführt; die germanischen Völker seien in der Hauptsache ihre Schüler gewesen. Kirche, Theologie und Mönchtum, Rittertum und Kreuzzüge, die Künste, der Feudalstaat und sogar das Städteleben seien in ihrer Herkunft und Ausbildung überwiegend ungermanisch.

Rümelin fand dadurch bestätigt, daß nicht, wie man so gern behaupte, die ungemischten, sondern die gemischten Rassen einen Vorzug hätten. Es gebe kein größeres Bildungsferment als Völkermischung; durch nichts sonst trete ein so schneller Umlauf der Ideen und eine so vielseitige Entwicklung ins Leben. „Wenn die Engländer uns durch ihr praktisches, energisches Wesen, durch sozialen und politischen Bildungstrieb überlegen sind, so verdanken sie anerkanntermaßen diesen Vorzug den Einflüssen des normannisch-französischen Elements. Die Mischung von Galliern, Römern und Germanen hat in den Charakter der Franzosen jene geistige Beweglichkeit und Organisationslust gebracht, durch die sie schon so oft die Führer der europäischen Geschichte geworden sind." Die unvermischten Völker entwickeln sich langsam und verarbeiten fremde Einflüsse schwer. Die Juden — die Rümelin wie die Deutschen für unvermischt nimmt! — seien ein Beispiel. Aber

die Zähigkeit, mit der sie dann endlich an dem festhielten, was sie nach langem Hin und Her zwischen Eigenem und Fremdem als den ihrem Volkstum entsprechenden Ausdruck herausbildeten, zeige, was für die ähnlich schwer sich entwickelnden Deutschen zu hoffen sei.

Die „vergleichende Völkergeschichte", über die Arndt, Rümelin und die anderen mit solcher Sicherheit schrieben, bedurfte noch umfassender Studien und Beobachtungen, auch anthropologischer Vorarbeiten. Seit damals sind namentlich anthropologische Arbeiten eifrigst geleistet worden und haben vieles geklärt, aber auch verwickelt und verwirrt. Wir werden in späterem Zusammenhang dem Germanengedanken wieder begegnen und seine Grundlage dann etwas verändert finden.

Eine Geschichte des Germanengedankens ist bisher nicht geschrieben worden. Ludwig Schemann hat dafür schon früher vorgearbeitet und hat in seinem Buch „Gobineaus Rassenwerk" manche Hinweise gegeben. Dann hat vor einigen Jahren Friedrich Meinecke über den Gegenstand gesprochen und besonders die Auffassung deutscher Historiker behandelt (Historische Zeitschrift Band 115). Mein Versuch hier faßt aus eigenen Studien zusammen, was in den Rahmen dieser Geschichte des deutschen Gedankens gehört. Man wird sich überzeugen, wie alt und früh entwickelt Ideen waren, die vielen von uns erst durch neuere Verkündiger, auf die wir noch zu sprechen kommen, bekannt geworden sind.

10.

Die Reichsgründung.

Zwischen 1815 und 1866 ist das Gefühl des politischen Zusammengehörens der Deutschen und das Verlangen nach einem mächtigen Reich doch sehr verbreitet und vertieft worden. Aber man muß sich die Grenzen klar machen, die nationale Gesinnung in Wirklichkeit noch immer hatte. Weit ins Volk hinein reichte sie nicht; die gebildeten Stände waren es, die von ihr ergriffen waren, und auch sie sehr mit Unterschied. Sie waren es in den sechziger Jahren allerdings schon viel allgemeiner als zur Zeit der Freiheitskriege. Sie waren es jetzt doch durch ganz Deutschland hin. Die Erhebung von 1813 hatte fast nur den Norden erfaßt und hatte da, wo sie am mächtigsten war, in Preußen, in der Hauptsache eben die Herstellung des preußischen Vaterlandes zum Ziel gehabt. Noch in der 48er Zeit wurde bemerkt, daß die Angehörigen des preußischen Staates wenigstens in seinen alten Teilen nicht viel über Preußen hinausstrebten. Die Erlebnisse von 1848, 49, 50 hatten dann auch die Preußen mehr auf die deutsche Einigung hingewiesen, auf die Einigung nämlich unter Preußens Führung; sie hatten einen preußischen Ehrgeiz mit deutschen Zielen erweckt. Die Gebildeten in den süddeutschen Staaten oder Sachsen hatten seit 1813 an nationalem Gefühl und Streben zugenommen; aber mit ihrem Sondertum hatte dieses sich im Ernstfall noch auseinanderzusetzen; preußische Führung war fast allgemein verhaßt. Angehörige kleiner Staaten

waren in der ganzen Zeit besonders eifrig mit dem Einheitsgedanken; aber die Bevölkerungen aller Staaten außerhalb Preußens waren viel zu wenig zur Hingabe an den Staat überhaupt erzogen, zur politischen Zucht, zum Verständnis dessen, was ein mächtiges Reich von seinen Angehörigen verlangen mußte. Sie hatten keine Lust zu Leistungen dafür. Endlich war auch unter den gebildeter Ständen das Nationalstreben viel mehr bei den Protestanten als bei den Katholiken, und es war ganz klar, daß im katholischen Volk ein deutsches Reich auf Hingabe nur rechnen könne, wenn die katholische Kirche in ihm befriedigt wurde, sonst auf Widerstand.

Dagegen ist aus den gebildeten Ständen des protestantischen Deutschlands heraus, dem liberalen Bürgerstand vor allem, in Rede, Lied und Schrift ein tiefes Verlangen nach einem einigen und mächtigen Reich und eine männliche Bereitschaft zu nationalen Taten und Opfern zu gewaltigem Ausdruck gelangt. Besonders rein und groß bei der Schillerfeier von 1859. Das ist kennzeichnend für damals. Die nationale Gemeinschaft war nur erst in der Idee vorhanden und im gemeinsamen geistigen Besitz. Unter den „Dichtern und Denkern" aber, die der Stolz der Nation waren, unter den Meistern unseres klassischen Idealismus, war Schiller der volkstümlichste. Unter seinem Namen mochte man wohl die Nation geeinigt sehen — was freilich auch nur mit starken Abzügen wahr gewesen ist. Schiller aber war auch der „Sänger der Freiheit" und hatte in der Jungfrau von Orleans und im Tell den Gedanken des Vaterlandes in der Sinnesweise der Erhebung von 1813 verherrlicht. Und so wurde denn, bis nach Deutschösterreich hinein, die Schillerfeier von 1859 zu einem großartigen Bekenntnis der zersplitterten Nation zu ihrer geistigen Gemeinschaft, der die politische Einigung folgen müsse. Solche Bekenntnisse wiederholten sich in

den sechziger Jahren bei jedem Anlaß, auf den gemeindeutschen Festversammlungen der Turner, der Schützen, der Sänger, besonders im Jahr 1863, als die 50. Wiederkehr der Leipziger Schlacht gefeiert wurde. Damals hielt der junge Treitschke beim Turnfest eine mächtige Rede. Mit Stolz und Freude sprach er davon, wie der deutsche Bürger seit einem halben Jahrhundert freier, unternehmender, männlicher geworden sei, und sprach das Gelöbnis der Versammelten aus, die Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes mit aller Kraft und allen Opfern zu erstreben, und die Sehnsucht nach dem Tag, wo zur Tat der Führer erscheine. Es war in solchen Feiern eine Reinheit und ein Ernst der Gesinnung, und eine Einigkeit, die erhebend zurückwirkten; allerdings war auch viel schöner Schein und sentimentales Wesen dabei.

Noch hatte das Nationalstreben jenen idealistischen Zug, der die Welt der Politik geistig zu verklären trachtete und ihr universale Ziele aus dem Reich des freien Gedankens setzte. Deutschland sollte eine Staatsform finden, die der Welt zum Vorbild diente; Deutschland sollte zum Kern einer Staatenordnung in Europa werden, unruhige Nachbarn in Schranken halten, als starke Mitte in Europa der Friedensstifter sein. Darin war durchaus ein gesunder Kern: Europa brauchte endlich eine starke ruhige Mitte. Auch entsprach es der deutschen Art, die im Grunde friedfertig, viel mehr auf Schutz und Abwehr als auf Eroberung gerichtet ist, das Reich, das sie begehrte, als einen Hort des Friedens sich zu denken. So hat das der stille Gelehrte Jakob Grimm ausgesprochen: „Friede und Heil des ganzen Weltteils werden auf Deutschlands Stärke und Freiheit beruhen." In den Augen des Auslands natürlich waren Gedanken, die auf deutsche Macht eine neue Ordnung gründen wollten, eine Selbstüberhebung und Bedrohung der anderen. Und

wirklich: Die Phantasien der Deutschen, für die es erst darauf ankam, aus dem inneren Unfrieden und der Machtlosigkeit herauszukommen, verstiegen sich bis zu Weltherrschaftsgedanken. Das Aschenbrödel sollte gleich eine Königin werden. Die romantische Erinnerung an das Kaiserreich des Mittelalters war dabei im Spiel. Richard Wagner sagt einmal (1865): in der Sehnsucht nach dem, was man „deutsche Herrlichkeit" nenne, könne sich der Deutsche „gewöhnlich noch nichts anderes träumen als etwas der Wiederherstellung des römischen Kaiserreichs Ähnliches, wobei selbst den gutmütigsten Deutschen ein unverkennbares Herrschergelüst und Verlangen nach Obergewalt über andere Völker ankommt". Nun, vorläufig waren die deutschen Phantasien für andere nicht gefährlich, und im ganzen blieb im Vergleich mit dem, was andere große Völker an materiellem Gut besaßen und anstrebten, dieses „Volk der Dichter und Denker" noch immer bescheiden. Bei seinen kühnsten Flügen brauchte ihm das gönnerhafte Wohlwollen, zu dem die mächtigen und reichen Vettern auf der weltbeherrschenden Insel sich gelegentlich bereit zeigten, nicht entzogen zu werden!

Bei diesen Dingen denken auch heute noch viele an Geibel. 1858 sagt er voraus:

> Einst geschieht's, da wird die Schmach
> Seines Volks (!) der Herr zerbrechen — — —

Wenn Ost und West gegen Deutschland sich verbünden (dies war ja der stete Gedanke der Patrioten), dann wird es einig werden, und

> Taten wird zu dieser Frist,
> Helden dir die Not gebären;
> Bis du wieder stark wie sonst,
> Auf der Stirn der Herrschaft Zeichen,
> Vor Europas Völkern thronst —
> Eine Fürstin sondergleichen.

Dann 1861 über „Deutschlands Beruf" — es ist das Gedicht, dessen Schluß in der ersten Zeit unseres unglücklichen Krieges so übermäßig oft in die Welt gerufen wurde —:

Daß die Welt nicht mehr in Sorgen
Um ihr leicht erschüttert Glück
Täglich bebe vor dem Morgen,
Gebt ihr ihren Kern zurück!
Macht Europas Herz gesunden,
Und das Heil ist euch gefunden.

— — — — — — — — — — —

Wenn die heilige Krone wieder
Einen hohen Scheitel schmückt,
Aus dem Haupt durch alle Glieder
Stark ein einiger Wille zückt,
Wird im Völkerrat vor allen
Deutscher Spruch aufs neu erschallen!

Dann nicht mehr zum Weltgesetze
Wird die Laun' am Seinestrom,
Dann vergeblich seine Netze
Wirft der Fischer aus in Rom,
Länger nicht mit seinen Horden
Schreckt uns der Koloß im Norden.

Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb
Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen!

Als Simrock zur 50. Jahresfeier der Leipziger Schlacht „Lieder vom deutschen Vaterland" sammelte, setzte er ihnen den Spruch aus der „Weissagung des Bakis" voran:

Wenn die Deutschen Deutsche werden,
Gründen sie das Reich auf Erden,
Das die Völker all' umschlingt
Und der Welt den Frieden bringt.

Eine Philosophie besonders glaubte das Prinzip zu haben, um aus dem ureigenen Geist der Deutschen eine Lebens- und Staatsordnung erst für uns, dann für die Welt zu bilden: Karl Christian Plancks Lehre vom „Berufsstaat", fertig um 1850, in den Zeiten der Bismarckschen Reichsgründung mit edler Leidenschaft gepredigt, ohne ein ernstliches Echo zu finden, dann im „Testament eines Deutschen" in letzter Gestalt vorgetragen; dies Buch ist nach dem Tode des Verfassers 1881 erschienen. Ganz neuerdings ist der tiefe eigensinnige schwäbische Denker, der lange Zeit recht einsam war, lebhaft heraufalters von Fichte, Schelling, Hegel. Er zeichnete ein System des Weltgebäudes, der Naturkräfte und des organischen Lebens nach seinem Prinzip der Konzentrierung und Organisation, und als Spitze eine Ordnung der Menschenwelt, mit der der Mensch bewußt der Natur nacharbeiten soll. Alles wird auf den Grund des „Berufs" gestellt. Die Gesellschaft gliedert sich nach Berufsständen; deren Zusammenwirken zu regeln, ist die eigentliche Aufgabe des Staates. Die Berufsstände sind recht eigentlich auch die Träger des Staates; aus ihren Vertretern und den ständigen Verwaltungsorganen sollen sich auch, von der Gemeinde aufwärts bis zum Reich, ohne allgemeine Wahlen, die Volksvertretungen bilden. Auch die Gliederung nach Gemeinden und Landschaften soll jedem Teil einen eigentümlichen Pflichtenkreis zuweisen, innerhalb dessen er selbsttätig ist. Schließlich hat jeder Großstaat seinen „Beruf"; in der Utopie einer Gesamtstaatenordnung, Weltfriedensordnung, wird das Gebäude vollendet. Die Deutschen aber sind dazu bestimmt, daß dies wahrhafte Reich des Rechts von ihnen ausgehe, wie Planck fast wörtlich gleich mit Fichte sagt.

Ähnliche Gedanken hatte Konstantin Frantz. Das „Berufsprinzip", diese „Erfüllung des Suum cuique", gibt die tiefere Grundlage zu dem „Föderalismus", auf

den er nach deutscher Art alle Ordnung stellen wollte. Der föderalistische Organisationsgeist macht Deutschland fähig, mit seinen Nachbarn einen mitteleuropäischen Bund zu gründen, in dem sie sich wohlfühlen, „ein Friedenssystem", „desgleichen Europa noch nie aesehen".

Kein Zweifel: das waren Gedanken von ganz deutschem Gepräge. Ein Stück weit gingen sie ja zusammen mit dem, was Liberale und Demokraten vom freien deutschen, germanischen Staat sagten. Hier wie dort der Grundsatz, daß das Ganze sich aufbauen müsse auf das selbständige Zusammenwirken der Teile, die Eigenwert und Eigenrecht haben. Auch bei Liberalen und Demokraten fanden wir ja als solche selbständigen Teile des Ganzen die Verbände anerkannt, die auch den freien einzelnen als nächste Lebenskreise umhegen. Hier wie dort Widerspruch gegen das Hineinregieren in die kleineren Gemeinschaften, gegen ihre Schwächung durch einen allmächtigen Beamtenstaat. Die Vertreter des Berufsgedankens aber finden wir gerade zum Liberalismus in scharfem Gegensatz. Sie nehmen den Liberalismus von der Seite, wo er alle Schranken auflöst, dem einzelnen im Erzeugen und Erwerben, in Handel und Verkehr möglichst viel Freiheit gibt und so einerseits alles gleich und gemein macht, andererseits der rücksichtslosen Ausbeutung und der unsoliden Spekulation Ellenbogenfreiheit verschafft. In dieser Richtung, sagen sie, arbeitet längst der Beamtenstaat; wenn die Vorkämpfer für Bürger- und Parlamentsrechte zur Macht kommen, gehen sie auf dieser schon bisher liberalen Bahn nur weiter. Planck nennt die bestehende Ordnung eine „Privaterwerbsgesellschaft", durch mechanische Mittel der Bureaukratie zusammengehalten, und bekämpft sie als unsittlich. Sein Berufsstaat greift gewaltig in die Freiheit des einzelnen ein und könnte damit unter Umständen rechte Verheerungen anrichten. Gütererzeugung, Handel, Preisbildung wird nach den Bedürf-

nissen der Allgemeinheit geregelt. Die Verwendung des Kapitalbesitzes ist nicht frei, wiewohl das Eigentum auch an Produktionsmitteln nicht angetastet wird. Die Berufswahl wird vom Nachweis der Befähigung und vom Bedürfnis abhängig gemacht. Das Bildungswesen ist Sache der Allgemeinheit. Ebenso das Zeitungswesen. Der einzelne wird in Pflicht und Zucht genommen; seine Freiheit besteht darin, daß er seine Eigenart für das, was gerade er der Allgemeinheit leisten kann, entfaltet. Der Dienst für eine Sache, die Wert im Leben hat, ist der Zweck seiner Person in der Welt. Solchen Dienst der einzelnen Menschen, Stände, Gemeinden, Landschaften usw. möglich zu machen, ist der Zweck des Staates.

Wir sahen, wie der tiefste Sinn der germanischen Idee von der Persönlichkeit und ihrer Freiheit darin gefunden wurde, daß der einzelne eine Eigenart hat, die ihm eine besondere Aufgabe zuweist, was im letzten Grund Berufung von Gott bedeutet. Auf diesen echt deutsch-christlichen Gedanken nun wirklich eine Ordnung zu bauen, das war der Sinn des Berufsstaates. Natürlich ist eine solche Ordnung nur möglich, wenn die Menschen mit ihrer Freiheit in strenge Zucht genommen werden. Sie darf sich aber auch nicht vom Gleichheitsgedanken beherrschen lassen; sie müßte, in dem früher von uns bezeichneten Sinn, stark aristokratisch sein. Umgekehrt ist eine solche Ordnung nur möglich, wenn der „Berufs g e i st“ sich wirklich durchsetzt. so daß er den Menschen zur Natur wird. Darauf hatte Planck ein großes Vertrauen. Vorbilder fand er in unseren mittelalterlichen Städten.

In Fichte hatte Planck einen Vorgänger. Wie schon an einer früheren Stelle anzudeuten war: der Gedanke, daß in jedem Einzel-Ich, in einer nur ihm eigenen Ausprägung, das Göttliche sich verwirklichen will und daß darin das einzelne seinen Beruf hat, liegt ganz besonders der Philo-

sophie Fichtes zum Grunde. Auf diesem Grunde hat nun auch Fichte (in seinem „Geschlossenen Handelsstaat“ von 1800) eine Ordnung entworfen, die alle Tätigkeit streng für das Ganze regelt, suum cuique gibt und doch alles von der freien Entfaltung des einzelnen nach seiner Bestimmung erwartet. Wahre Freiheit ist die ungehemmte Herrschaft jenes höheren Wesens des einzelnen über sein ganzes Tun, jener göttlichen Idee in ihm. Indem der Staat den einzelnen für seinen Beruf in Zucht nimmt, macht er ihn wahrhaft frei. Auch Fichte hat eine solche Ordnung schließlich als etwas von den Deutschen allein auszuführendes, als die Weltaufgabe der Deutschen angesehen. Dachte er sich das gewalttätiger als andere, so war dies seiner Art gemäß. Das 19. Jahrhundert war allerdings erfüllt von dem Gedanken der freien Bewegung, der Freiwilligkeit. Aber auch der Gedanke an die Pflicht für das Ganze blieb den Deutschen, die eindringlich christlich erzogen waren, auf die Kant und der Staat der Hohenzollern gewirkt hatte, lebendig. Auch unter den Liberalen war die Richtung, die im Geist des Freiherrn vom Stein den einzelnen und die engeren Lebenskreise zum Dienst am Ganzen heranziehen, durch die Freiheit das Dienen wirksam machen wollte, immer stark. Das Programm aber der deutschen Liberalen, das in der Hauptsache von der Gewährung von allerlei Rechten und Befreiungen handelte, bot für die Ausführung des Berufsgedankens nichts Befriedigendes.

Umgekehrt waren wieder die Anregungen und Entwürfe. die unabhängig von der liberalen Zeitrichtung mit dem Berufsgedanken und dem Aufbau des Staates auf berufsständischer Selbstverwaltung Ernst machen wollten, zur Ausführung nicht reif. Diese Zeit löste ja soeben eine alte, vielfach unhaltbar gewordene berufsständische Ordnung vollends auf und konnte eine neue, die solchen Plänen zur Grundlage gedient hätte, nicht hervorbringen. Das Ver-

langen der Nation aber ging nicht mehr nach Gedanken und Entwürfen, sondern nach Taten, nach praktischem Vollbringen. Sie war erfüllt von Kämpfen um Staatsverfassung und Parlamentsrechte usw., strebte aber mit allem dem und drüber weg nach dem Ziel, „in Tat und Leben" (wie Pfizer einst gesagt hatte) zur Nation zu werden, was sie erst in der Idee war, und suchte dazu einen Führer, je gewaltiger, desto besser. Das verstand Konstantin Rößler, wenn er im ersten Jahr von Bismarcks Ministerium schrieb: „Wenn Herr von Bismarck der Regierung, an deren Spitze er steht, den Impuls zu einer kühnen, fortreißenden Tat in der deutschen Frage geben kann, so wird in wenigen Tagen vergessen sein, was er noch heute und gestern gesprochen, getan oder zugelassen hat. Dann ist es mit der Reaktion zu Ende, aber auch mit der Opposition." Die Nation ist durch das Reden zur Verzweiflung gebracht; jubelnd wird sie rufen: eine Diktatur für einen Mann!

Insofern waren die Deutschen seit 1848 bescheidener geworden: sie warteten auf einen Führer aus den alten Regierungsgewalten und waren zu Zugeständnissen weithin bereit. Ich habe schon angeführt, daß bis in die „kleindeutsche" Partei hinein der österreichische Versuch einer Bundesreform im Jahr 1863 mit Hoffnungen begrüßt wurde. Österreich und Preußen wurden gestachelt mit der Erklärung: die Nation werde dem Staate folgen, der ihr zur Einheit helfe. Die Ungeduld darüber, daß Preußen nicht voranging, war groß. Wohl hieß es, die Macht, die uns vorwärtsbringe, müsse „liberal" sein. Das war nicht nur jene Gesinnung, die Einheit und Macht nicht auf Kosten von Freiheitsrechten annehmen wollte, sondern es war auch das Vorurteil, als könne nur eine Regierung, die nach dem bürgerlich-liberalen Programm regiere, die innere Stärke aufbringen und das Vertrauen gewinnen, das zu nationalen Handlungen als

notwendig galt. Als die Krone Preußen unter Bismarcks Führung mit allem, was liberal war, in heftigem Kampfe stand, erwarteten viele den Durchbruch zur Einigung Deutschlands von dem Sieg der preußischen Liberalen über Bismarck und den König! Immerhin, die reiferen Patrioten wußten allmählich immer besser, daß Einheit und Macht unter Umständen gerade auf Kosten der Freiheit erreicht werden müsse. Der Patriot, sagte Friedrich Vischer, will einfach ein Vaterland, frei oder unfrei, gut oder schlecht, aber geehrt muß es sein. Viele waren sich klar darüber, daß Deutschland durch eine Kriegszeit hindurch müsse, um das zu erlangen. Der Widerstand gegen Bismarck war bei ernsten Patrioten auch deshalb so heftig, weil sie die Einbildung hatten, er verspiele und verrate die deutsche Sache, an preußische „Junker"interessen nicht nur, sondern auch an das Ausland. Daß er sich im Einvernehmen mit Napoleon III. hielt und die Freundschaft mit dem Zarenreich pflegte, während gerade Frankreich und Rußland als Feinde unserer Einheit und Größe erkannt wurden, machte aufs äußerste mißtrauisch. Ihm sei es offenbar nur um ein „Großpreußen" zu tun; keine nationalen Gewissensbedenken würden ihn vor einer Preisgabe deutschen Gutes zurückhalten, und sein Spiel würde er nicht durchführen, ohne daß Frankreich Gewinn davon hätte.

Der Gedanke, daß eine dauernde Stärkung preußischer Macht notwendig der deutschen Nation zugute käme, war zwar vielen nicht fremd; aber einmal meinte fast ganz Deutschland, daß das Bismarckische Preußen einer Katastrophe, keiner Stärkung, entgegengehe; und dann war Mißtrauen und Abneigung gegen preußisches Übergewicht, je näher solches kam, überaus groß. Man suchte nach Sicherungen gegen eine „Hegemonie". Der Gedanke, Preußen in seine Provinzen aufzulösen, wurde in den 60er Jahren wieder lebendig. Bezeichnend ist die Aufforderung, die der

Dichter Dingelstedt 1866 an den König von Preußen richtete: „König von Preußen, du mußt sterben, als deutscher Kaiser aufzustehn!" Als Träger der preußischen Hegemonie, der sie entgehen wollten, sahen fast alle das konservative Preußen an, nicht die Kreise der Fortschrittspartei. Aber auch in dieser steckte preußischer Ehrgeiz und mehr als bei den Konservativen die Neigung, in die Verhältnisse anderer bessernd einzugreifen. Einer ihrer Führer sprach das vielberufene Wort, man müsse Preußen den Großmachtskitzel austreiben. Er meinte das konservative Preußen, das ja im bürgerlich-liberalen Deutschland aufgehen sollte; aber — was anderes wollte seine Partei als in Preußen und dann in Deutschland die herrschende Gesellschaft sein?

Der Kampf um Deutschlands Gestaltung war in den Jahren 1863—1866 vorgebildet im Kampf um Schleswig-Holstein. Fürstliches Erbrecht, altes verbrieftes Stände- und Landesrecht, das Recht der Selbstbestimmung eines Volkes und der Nationalität, also das Naturrecht der Liberalen und Demokraten, alles zugleich wurde gegen Dänemark verfochten; die Loslösung von Dänemark, die volle Vereinigung mit Deutschland, war das oberste Ziel. Die deutsche Nationalbewegung legte sich dafür recht eigentlich fest. Der Eifer war besonders bei Protestanten und Liberalen, sowohl großdeutschen als kleindeutschen, überaus stark. Die Sache Schleswig-Holsteins wurde zum Sinnbild und zur Kraftprobe für die deutsche Sache. Nun aber — was sollte aus Schleswig-Holstein werden? Sehr bezeichnend: ein neuer deutscher Kleinstaat! Denn das war unter dem „freien" Schleswig-Holstein zu verstehen. Hernach sollte das Land zum deutschen Bundesstaat gehören. Das Land zu befreien, das hätten die Liberalen dem Ausland gegenüber so wenig wie 1848 fertig gebracht; Bismarcks Staatskunst erreichte es auf einem ebenso genial zu-

bereiteten wie einfachen Umweg, den die Liberalen mit ihren Verwünschungen begleiteten. Nun aber war das Land ebensowohl erobert als befreit. Es war wie Deutschland, solange Österreich und Preußen einig waren, in deren Hand, und war wie Deutschland Zankapfel beider. Bismarck wollte es für Preußen erobern; wollte er nicht auch Deutschland für Preußen erobern? Alle Pläne mit Schleswig-Holstein glichen Plänen mit Deutschland: gemeinsame Herrschaft von Preußen und Österreich, Teilung der Gewalt zwischen Preußen und Österreich, Ausscheidung Österreichs und Herrschaft Preußens, sei es in der Form, daß Schleswig-Holstein preußische Provinz würde, oder in der anderen, daß es unter dem Augustenburger Herzog selbständig, aber mit seinen Machtmitteln — Heerwesen, Flottenstützpunkte! — Preußen unterworfen wäre. Und für die zuletzt genannte Lösung entschieden sich allmählich auch die preußischen Liberalen! Das waren schon nicht mehr „moralische", das waren materielle Eroberungen! Wem aber kamen sie zugut? Preußen hatte den Plan, in Holstein einen Nordostsee-Kanal zu bauen! Mußte nicht jeder, der für deutsche Größe empfänglich war, fühlen, daß preußische Herrschaft oder Hegemonie der Weg zur deutschen Größe wurde? Vorläufig allerdings war nur von preußischer Herrschsucht, Vergewaltigung des Rechts und der Freiheit in Schleswig-Holstein, in Preußen selbst, in Deutschland die Rede.

Die deutschen Volksvertretungen, Liberale bis tief ins kleindeutsche Lager hinein, ließen sich an die Seite Österreichs und der Mittelstaaten drängen. Ja selbst der Deutsche Bund kam, als Preußen den Krieg von 1866 ausbrechen ließ, unmittelbar vor seinem unrühmlichen Ende bei deutschen Liberalen noch zu Ehren: man müsse das letzte Band festhalten, das Deutschland noch umschließe, an das alte Recht sich klammern! Regierungen, die gegen Preußen ins

Feld zogen, holten schließlich etwas unsicher das Schwarzrotgold hervor: wenigstens auf Armbinden sollte die Farbe der Burschenschaft und der Paulskirche leuchten und den Schein erwecken, als kämpften die Truppen für die deutsche Sache. Deutsch gegen preußisch!

In der schwülen und wirren Zeit des Sommers 1866 war Deutschland tief gespalten. In süddeutschen Residenzen ging das bis zu der Gesinnung, die durch das berüchtigte Wort „lieber französisch als preußisch" bezeichnet ist. In Aufsätzen des früher erwähnten Pfarrers Faber im amtlichen württembergischen Staatsanzeiger war zu lesen: preußische Herrschaft wäre „ein entsetzliches Nationalunglück, viel schlimmer, als wenn wir jemals französisch werden sollten"!! Französische Herrschaft riefe doch wenigstens unsere deutsche Art zur Gegenwehr auf, preußische dagegen, weil scheinbar deutsch, brächte es fertig uns zu verderben! Übrigens — mit den Welschen hätten die Süddeutschen doch eine alte Kulturgrundlage gemein, sie ständen ihnen eher näher als den Preußen!! Als ganz undeutsch wurde das preußische Wesen verlästert; Vilmar, der Kurhesse, rechnete aus, das eigentliche Preußentum möge zu etwa einem Sechstel deutsches Blut haben. Geistig und politisch sollte das rechte Deutschland im Lager der Mittel- und Kleinstaaten sein, die man damals wieder zu einem Bund zusammenbringen wollte.

Preußens Krieg hatte nun in kürzester Zeit einen Erfolg, der die ganze Welt in Erstaunen setzte und Europa ein neues Gesicht gab. Die gefürchtete französische Einmischung meldete sich; sie erreichte aber nur, was Bismarck nicht ungern gewährte: daß die Einigung an der Mainlinie haltmache. Sie konnte nicht hindern, daß die süddeutschen Staaten Schutz- und Trutzverträge mit Preußen schlossen, wie auch der Zollverein sie an den Norden band, während sie von Österreich völlig getrennt waren. Daß

Frankreich es versuchte, Preußen in den Arm zu fallen, und daß es mit einem Mißerfolg heimgesandt wurde, hat Preußen in Deutschland ungemein genützt. Im übrigen tat natürlich der Erfolg schon an und für sich seine Wirkung: Preußen hatte sich in Furcht und Achtung gesetzt, und das war der wirksamste Anfang zur „moralischen Eroberung".

Andererseits reizten die Ergebnisse von 1866 auch zu heftigem Widerstreben. Schleswig-Holstein, Hannover und Kurhessen preußische Provinzen, die alte freie Krönungsstadt Frankfurt preußische Landstadt, der preußische Staat in erdrückender Übermacht; Österreich ganz ausgeschieden; die Südstaaten, solange ihre Schutz- und Trutzverträge nicht bekannt wurden, anscheinend preisgegeben; Großdeutschland zerstückelt. Dazu die Ungewißheit, ob eine dauerhafte Neuordnung wirklich geschaffen werde, die Aussicht auf einen europäischen Krieg, in dem Frankreich mit Österreich gegen Preußen stünde.

Bismarcks Staatskunst, unterstützt vom allgemeinen Respekt vor Preußens Kraft und Willen, brachte in kurzer Zeit den **Norddeutschen Bund** zuwege. Ein Werk recht aus Bismarcks Geist: auf die gegebenen Kräfte, die er richtig einschätzte, gestellt, von jedem Verfassungsschema und Vorbild abweichend, zugleich biegsam und fest, schonend und durchgreifend, eine Verfassung, mit der der große Staatsmann die schwierigen deutschen Verhältnisse beherrschen konnte. Die Einheit und Macht in der Hand der Krone Preußen war gewaltig gesichert, der Charakter des „Bundesstaats" aber und die Selbständigkeit der Einzelstaaten, in allen Dingen, wo es erlaubt schien, und das war in vielen, so sehr gewahrt, daß eifrige Einheitsfreunde bedenklich wurden. Die Regierung über das geeinigte Norddeutschland führten in den meisten Dingen „die verbündeten Regierungen" durch ihren „Bundesrat". Wohl aber war

es durch einfache Vorkehrungen der Verfassung und durch das Schwergewicht des preußischen Staates unmöglich gemacht, daß in irgendeiner erheblichen Frage gegen Preußen entschieden werden konnte. Eine große Anziehungskraft in diesem Zeitalter, in dem das ganze Bürgertum nach einem Parlament aus Volkswahlen verlangte, hatte der „Reichstag des Norddeutschen Bundes", der nach dem freigebigsten demokratischen Wahlrecht gewählt und mit starken Befugnissen ausgestattet war. Zwar, es war dafür gesorgt, daß er den Regierungen und vor allem der Krone Preußen nicht über den Kopf wachsen konnte. Die sogenannte öffentliche Meinung, die nach der kindlichen Ansicht bei Liberalen und Demokraten unwiderstehlich sein sollte, gehörte zu den heilsam Besiegten von 1866, mit denen sich jetzt nach dem Sieg arbeiten ließ. Es gab wohl noch manchen Ansturm, um Freiheitsrechte für die Regierten und größere Befugnisse des Reichstags zu erstreiten; aber in allem, worauf es ihm ernstlich ankam, setzte sich Bismarck ohne Gewaltmittel durch.

Alles in allem war das wirklich *ein deutscher Staat*, dem geschichtlichen Deutschland, seiner Art und seinen Bedürfnissen angepaßt. Ein Rahmen, in dem, enger oder freier angeschlossen, auch die süddeutschen Staaten Platz hatten. Als undeutsch ist oft, und mit gutem Blick, das Wahlrecht zum Reichstag bezeichnet worden, das auf keine natürliche Gliederung des Volkes gestellt war, sondern auf den aus allem Zusammenhang gelösten, abstrakten einzelnen, nach der mechanischen, unorganischen Denkweise des aufgeklärten Jahrhunderts und der französischen Revolution. Es gehörte zum Programm der unter französischem Einfluß stehenden Demokratie. Und allerdings, es war das Wahlrecht für das Zeitalter der liberalen Wirtschaftsordnung. Bismarck hatte seine besonderen Gründe, um dieses Vermächtnis von 1848 hervorzuholen; die Liberalen, die ihre

Bedenken dagegen vorbrachten, wußten zwar Bestimmungen zugunsten der Gebildeten und Besitzenden, aber nichts von Grund aus anderes vorzuschlagen.

Die liberale Einheitsbewegung mit ihrer stark treibenden Kraft hat doch auch ihren Anteil an der Gründung des neuen preußischen Reiches. Der nationale Staat, den sie verlangte, war stärkstes Bedürfnis der Zeit, und dadurch war auch sie eine Macht. Bismarck benutzte sie, um das alte Preußen und die deutschen Regierungen für einen lebensvollen, von breiter Volkstümlichkeit getragenen deutschen Staat zu gewinnen.

Aus der liberalen Opposition Preußens und der norddeutschen Staaten hatte sich eine Partei gebildet, die Bismarcks Werk freudig als Grundlage annahm, um eine lebendige Nationaleinheit des ganzen außerösterreichischen Deutschlands und soviel „Freiheit" wie möglich zu erreichen, dem Bürgerstand mit seinen geistigen und wirtschaftlichen Kräften die Wege zur vollen Entfaltung im Staat und zur stärksten Geltung im deutschen Leben zu bahnen. Es war die Nationalliberale Partei, bald die wichtigste politische Gruppe. Ihr Stammbaum führte zurück auf die Kaiserpartei der Paulskirche und den Nationalverein von 1859. Es waren die Kräfte, die Preußen hatten zwingen wollen, seine Macht für ihre Sache einzusetzen, um dann in ihrem Deutschland aufzugehen. Preußen hatte sich gegen sie durchgesetzt und nun sein Deutschland gegründet, in dem es nicht „aufging", sondern die Herrschaft hatte. Es lud sie aber jetzt zur Mitarbeit ein. Voraussetzung war, daß sie sich erziehen ließen. Ein edles Denkmal dafür, wie viele tüchtige Liberale durch die Ereignisse lernten, ist die Schrift von Hermann Baumgarten von 1866: „Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik." Man mag gleich die andere von 1870 dazunehmen: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind." (Beide neu gedruckt

in den von Erich Marcks herausgegebenen Historischen und Politischen Aufsätzen Baumgartens.) Im nationalliberalen Lager sammelten sich die meisten Vorkämpfer unserer Einheitsbewegung. In größerer Zahl und mit stärkerem Einfluß als bisher fanden sich die vorwärtsstrebenden Kräfte des städtischen Wirtschaftslebens ein: die Unternehmer der Industrie, des Handels, des Bankwesens. Die Anliegen des beweglichen Kapitals meldeten sich als nationale Anliegen; denn Deutschland mußte ja reich und unternehmungsfähig werden. Und die Gesetzgebung im Norddeutschen Bund suchte sie zu befriedigen. Die wirtschaftlichen Kräfte sollten recht entbunden werden. Die Gleichberechtigung der Juden, die jetzt ausgesprochen wurde, war ein Zeichen dafür, daß auch für das Judentum die große Zeit in Deutschland gekommen sei. Es fuhr zum guten Teil unter nationalliberaler Flagge.

Indem die Gesetzgebung liberal wurde, traten die konservativen Elemente Altpreußens mehr zurück. Dies neue preußische Reich schien den Konservativen alten Schlages, den Gutsherren namentlich, über den Kopf zu wachsen. Sie waren auch nur zögernd und bedenklich darauf eingegangen. Da es einmal zu der Gründung kam, wollten sie einerseits die Befugnisse des Bundes gegenüber den Einzelstaaten, den Einfluß der Nichtpreußen auf ihr altes Preußen, möglichst in Schranken halten, andererseits die Macht Preußens über Deutschland möglichst stark haben. Neben dem Reichstag hätten sie gern ein Oberhaus in der Art ihres preußischen Herrenhauses gehabt. Sie wurden unnational und selbstsüchtig genannt. Was das erste anlangt, so konnten sie sich darauf berufen, daß sie, die Träger der preußischen Staatsgesinnung und Führer des preußischen Heeres, durch ihre Leistungen für Preußen die Reichsgründung möglich gemacht hatten, und daß ihre tatkräftige und opferbereite Hingabe dem neuen preußischen Reiche un-

bedingt sicher sei. Und was das andere anlangt, die Selbstsucht: den Liberalen war es ebenso um die Anliegen der Städter und des beweglichen Kapitals zu tun wie ihnen um die der Landwirtschaft und der Gutsherrschaften. Die Liberalen waren gegen andere Stände nicht rücksichtsvoller als sie. Sie setzten wie der tiers état von 1789 ihre Sache mit der der „Nation" gleich, die Konservativen die ihre mit der Preußens und also mittelbar Deutschlands. Hatten die Konservativen weniger recht?

Als 1868 Abgeordnete der süddeutschen Staaten sich zum „Zollparlament" mit dem norddeutschen Reichstag vereinigten, hatte man das Bild des kommenden Deutschen Reichstags, das von den „Kleindeutschen" immer ersehnte Parlament. Allerdings die meisten Süddeutschen sperrten sich hartnäckig gegen jedes weitere Vordringen der Einigung. In diesem Sinn stellten sich ihre Führer in Berlin auf den „Boden der Verträge". Sie fanden da Bundesgenossen an den preußischen Konservativen gegen das Drängen der Nationalliberalen. Freilich, niemand konnte sich darüber täuschen, daß, nach Miquels Wort, die Mainlinie nur eine Haltestelle sei, um Kohlen und Wasser einzunehmen. Gegner wie Freunde empfanden dies je länger je mehr, allerdings mit dem Vorbehalt, daß nicht ein auswärtiger Krieg die preußischen Ergebnisse umstoße. Und es gab Deutsche, und nicht wenige, die nach dieser Aussicht schielten. Pläne, die unter großdeutscher Fahne gingen und aus den preußisch-französisch-österreichischen Friedensvereinbarungen von 1866 den Gedanken eines süddeutschen Bundes aufgriffen, rechneten mit einem Krieg Österreichs und Frankreichs gegen Preußen. Zwar gab es auch großdeutsch-süddeutsche Pläne, die Bismarcks norddeutsche Gründung und die Verbindung von Nord und Süd durch Schutz- und Trutzbündnis und Zollverein anerkannten und nun sich bemühten, von da aus eine Verbindung von Nord und Süd

mit Österreich zusammenzubringen. So war der Plan des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, damals bayrischer Ministerpräsident. Aber die österreichische Politik unter Bismarcks altem Gegner, dem von Dresden nach Wien übergesiedelten Grafen Beust, ging auf das Bündnis mit Frankreich aus und wollte Süddeutschland für die Rolle des Teilnehmers vorbereiten. Zu diesem Zweck wurde von Wien aus der großdeutsche Gedanke weiter gepflegt, und dies war der Hintergrund für die großdeutschen Kundgebungen des Wiener deutschen Schützenfestes vom Sommer 1868. Schärfer als je zeigte sich dabei, wie es doch nur der Widerstand gegen Preußen war, was die sonst so grundverschiedenen großdeutschen Gruppen zusammenhielt, wie gegenüber der positiven Leistung Preußens hier nur etwas Negatives, die Zerstörung des preußischen Werkes, greifbar war, und wie die Pläne der Bismarckgegner, die ihm die Zerstückelung Deutschlands vorwarfen, selbst unseren nationalen Zusammenhalt bedrohten. Von süddeutschen Demokraten wurde ganz offen Frankreich in den Plan eingestellt, wieder einmal mit der Vertröstung, daß Frankreich hinterher um seinen Erfolg betrogen werden solle, wie es 1866 von Bismarck betrogen worden sei.

Es gehörte zum Erbe der deutschen Zwietracht, daß die Einigung nur wieder unter Spaltungen möglich war und in Deutschland selbst vielfältige Feindschaft gegen sich aufrief. Und diese war im Zusammenhang mit auswärtigen Verwickelungen gefährlich. Uns tritt dies nur deshalb nicht so stark ins Bewußtsein, weil die gleichen Kräfte, die das Werk begonnen hatten, auch seine Durchführung und seine Vollendung im Jahr 1870 und darüber hinaus sicherten: nämlich Bismarcks Staatskunst und das preußische Heer.

Das Bedenklichste war, daß die katholische Kirche abseits stand und der katholische Volksteil mehr und mehr in die Gegnerschaft hineingetrieben wurde. Man

muß die „Historisch-Politischen Blätter für das katholische Deutschland“ in der Zeit der Reichsgründung lesen, um die Tiefe der Feindschaft von dieser Seite zu ermessen. Beim Ausbruch des 70er Krieges rechneten die Blätter Preußen alles vor, was es gegen Frankreich gefehlt habe. Um Napoleon die Schuld nicht bezahlen zu müssen, die Preußen bei der Verständigung vor dem 66er Krieg auf sich genommen habe, bleibe nur übrig, die Schuld mit französischem Blut abzuwaschen. Siege nun Frankreich, so gehe deutsches Land und deutsche Ehre, siege Preußen, so gehe die deutsche Freiheit verloren, und es gebe bis an die untere Donau kein Recht und keine Sicherheit mehr; keine kleine Nationalität in Europa könne noch Ruhe haben usf. August Reichensperger z. B. zeigte 1870 keine Spur von Freude an unseren Siegen, nur Erleichterung darüber, daß Napoleon den Papst schon v o r seinen Niederlagen im Stich gelassen habe und somit schon vorher nicht mehr als Hüter der Kirche habe gelten können. Nach Sedan schrieb er: „Dem e i n e n gegenüber hat die Nemesis sich wunderbar zu Ehren gebracht.“ Der „andere“ war Bismarck! Vier Jahre zuvor, nach der Nachricht über Königgrätz, hatte dieser preußische Beamte geschrieben: es koste sehr viel Mühe, sich in solche Ratschlüsse Gottes zu finden, mit denen Gewalt, List und Trug scheinbar zur Herrschaft berufen werden. Wie viele Deutsche, die in der Verwirrung von 1866 so gesprochen hatten, wurden durch 1870 versöhnt, nahmen etwa Sedan als „Sühne für 1866“, erkannten Preußens deutschen Beruf nun an! Auch unter Katholiken riß der 70er Krieg viele herüber; die Reichstagswahlen zeigten es. Und das mächtige neue Deutschland hätte wohl die katholische Kirche gewinnen können, wenn es ihr die Stellung bereitet hätte, die sie in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. erlangt hatte. Die Führer der Katholiken forderten, daß das Reich die Bestimmungen, welche die

preußische Verfassung zu ihren Gunsten enthielt, übernehme. Auf einem Gebiet, das der Selbständigkeit der Staaten vorbehalten war, wollten sie die Einheit durchsetzen; sie hätten dann, wie die Kirche 1000 Jahre früher, Wächter der Reichseinheit werden können, anstatt daß sie nun, wie vor 800 Jahren der Papst im Kampf mit dem Kaiser, den Sondergeist gegen die Einheit ausspielten. Sie waren unter Bedingungen wohl bereit, sich mit Bismarcks Reich zu verständigen, und eine mächtige Reichsregierung hätte sie auch in Schranken halten können. Aber der protestantische und liberale Eifer, durch die Erfolge von 1866 und 1870 hoch geschwellt, durch die römischen Machtkundgebungen dieser Zeit aufgebracht, setzte sich der katholischen Kirche stürmisch entgegen. Er feierte es als einen Erfolg der Weltsendung des mächtig gewordenen Deutschlands, daß unter dem Schall der Posaunen von Sedan die Mauern Roms zusammengestürzt seien, kaum daß dort der Papst seine Vergöttlichung ausgesprochen habe, — wie die Preußischen Jahrbücher schrieben. Unser Reich sollte das Reich Luthers und das Reich Lessings und der protestantischen Kultur sein. Dem „Kulturkampf" trieb man zu. Es war äußerst bedenklich; dieses Deutschland, das so schwer zur Einigung und Unterordnung zu bringen war, konnte es schlechterdings nicht brauchen, daß katholisch und deutsch im Rahmen der neuen Reichsgründung wie Gegensätze zueinander standen. Aber so kam es: der deutsche Gedanke, den die Katholiken haben konnten, kehrte sich gegen dieses Reich, und an dem vaterländischen Eifer, der diesem Reiche galt, nahmen sie zumeist nicht teil; wohl aber gab die katholische Partei allen möglichen Gegnern des preußisch-deutschen Staates Halt und Hoffnung.

Eine Hauptquelle des Widerstandes war dann der Geist, der im Lager der Demokraten vertreten war: die Abneigung gegen den starken Staat, gegen Unterordnung und

Zucht, besonders die Wehrpflicht, und gegen die Herrschenden, und dies zusammen mit dem Glauben, daß unser Staat auf Freiheit gestellt und damit Friede und Glück gewonnen werden könne. Nach der Entscheidung von 1866 sagte im württembergischen Landtag ein angesehener demokratischer Führer: die Freiheit sei ihm nun einmal wichtiger als die Einheit, wie der Mensch ihm wichtiger sei als der Staat: „Der Staat kommt mir so weit in Betracht, als er die volle, freie Entwicklung des einzelnen begünstigt." In Württemberg hat sich genau in den Jahren, als Bismarck die Reichsgründung vorbereitete und durchführte, eine ganz radikale demokratische Partei ausgebreitet, die sich vom starken Staat am allerweitesten entfernte. Da sollte alles von der Freiheit ausgehen, Preußen aufgelöst werden, ein Verband deutscher Staaten nur durch den Zusammentritt kleiner demokratischer Republiken zustande kommen. Dies sei deutsch, und so werde kernhaftes deutsches Wesen, alte gute Heimatart, gegen preußische Uniformierung geschützt. In der Tat war, bei allen radikalen Lehren, die sich jakobinisch ausnahmen, ein altväterischer Zug in der Partei und bei vielen eine kernige Volksart, die einiges Recht hatte, sich auf Uhland zu berufen, keine tyrannischen Jakobinerneigungen hatte, sondern einfach ungeschoren bleiben wollte und, echt deutsch, sich in keine Gemeinschaft von außen her wollte einordnen lassen. Der politischen Erziehung der Deutschen aber wirkte die Partei genau entgegen. Sie bearbeitete das unreife Volk und legte kurz vor dem 70er Krieg eine Eingabe mit etwa 150 000 Unterschriften für die Abschaffung des stehenden Heeres vor.

Die Überführung der Deutschen in das Dasein der großen politischen Nation, die als Macht unter Mächten sich durchzusetzen hat, geschah unter viel inneren Hemmnissen. Gerade auch feine ernste Geister aus dem alten Deutschland sträubten sich gegen die Verwandlung. Ein

gewalttätiger Sinn und ein Jagen nach materiellen Gütern werde überhand nehmen; die Herrschaft bloß äußerlichen Nutzens und „toter Technik“ sei auf dem Wege; Innerlichkeit und Rechtsgefühl gehe darüber verloren; wir nehmen Schaden an unserer Seele. Die Bahn von „Eisen und Blut“ werde immer tiefer in Eisen und Blut hineinführen. Der alte verbitterte Gervinus schrieb während des 70er Krieges: „Es wäre eine leidige Verkehrung, wenn Deutschland die Tätigkeit eines Kulturvolkes für die eines Machtvolkes dahingeben und von Krieg zu Krieg verwickelt werden sollte.“ Als ob Kultur und Macht Gegensätze wären! Und so schrieb derselbe Mann, der einst gemahnt hatte, vom Dichten zum Handeln überzugehen, und der den Krieg gepredigt hatte! Sogar in den Hansestädten machte sich Abneigung gegen den großen starken Staat und seine Machtmittel bemerklich, weil es sich in der Zersplitterung der Kleinstaaterei ruhiger leben läßt. Gervinus empfahl übrigens damals wieder Hamburg als deutsches London zur Hauptstadt für ein „föderalistisches“, nicht preußisch beherrschtes Deutschland und sagte dazu: „Eine Hauptstadt wie diese würde Deutschland entschieden auf die Wege einer friedlichen, zivilisatorischen Politik hinweisen, die ... der Natur des deutschen Charakters allein zusagt und geziemt“ — eine Bemerkung, zu der man nach allen Seiten hin nur energische Fragzeichen machen kann! Bogumil Goltz, der westpreußische Dichter, schrieb 1864 in dem Buch „Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius“: „Die Deutschen würden aufhören, eine große Nation im Sinne der Kulturgeschichte zu sein, wenn sie sich ambitionierten, eine große Nation im Sinne der Politik, der Diplomatie und der Kriegsgeschichte zu sein — non omnes possumus omnia.“ Die Deutschen, so versichert er in ermüdender Wiederholung, sind die auserwählten Kulturträger des Menschengeschlechts; sie sind heute nur allzu praktisch, ge-

schäftlich, realistisch; sie sollen Idealisten sein, Dichter und Denker „für alle Welt". Sie am meisten sind Menschen, Menschen im bevorzugten Sinn, usf. (S. 238 ff.) Vollkommen die Lehre des Weimarer Zeitalters unter Napoleon! Karl Christian Planck meinte nach der 66er Entscheidung: es habe uns offenbar nicht erspart werden können, den gleichen Weg zu gehen wie andere Völker, deren jedes nur auf die Stärke eigener Gewalt poche, in anarchischem Sonderdasein, und so den Kreis der selbstischen Nationalstaaten zu schließen. Aber das Ergebnis werde sein, daß die anderen den Emporkömmling bekämpfen, und in dem schweren Ringen, in dem wir uns durchsetzen müssen, werde uns aufgehen, daß unsere wahre Weltsendung sei, aus der Idee einer neuen Rechtsordnung — des Planckischen Berufsstaats! — die Welt umzugestalten. Und auch dies werde noch kommen.

Es war bezeichnend für die Deutschen, daß viele von ihnen zwar ein mächtiges Deutschland anstrebten, vor der Art aber, mit der es nun einmal allein werden und wachsen konnte, zurückscheuten. Ganz gewiß hat der Durchbruch zu Einheit, Macht und Größe mit einem gesunden irdischen Streben auch das Jagen nach Genuß und die Überschätzung des äußerlich Nützlichen, Materiellen großgezogen; die düstersten Vorhersagen konnten sich bald nach dem 70er Krieg bestätigt finden, und unser großes Unglück rührt zum Teil daher. G a n z fernzuhalten war dies Übel aber nur, wenn Deutschland sich freiwillig in die Armut und die Lage des Poeten in Schillers Gedicht zurückzog, und das war nicht möglich. Wer sich nun besonders über gewalttätigen Sinn und Verrohung des Rechtsgefühls beschwerte, dem darf nach vielen Erfahrungen heute gesagt werden, daß keines der anderen großen Völker so wenig gewalttätig gewesen ist wie alles in allem das Volk im Bismarckischen Reiche: innerlicher Sinn, Gewissenhaftigkeit, Rechtsgefühl zu=

sammen mit Weltfremdheit sind trotz allem anderen noch in unserem letzten Aufstieg bis vor den Zusammenbruch uns weithin erhalten geblieben. Im übrigen: wer zusammenstellt, was aus dem Geist des vorbismarckischen Deutschland und dem Widerstreben gegen Preußen an Beschwerden vorgetragen wurde, der hat eine Sammlung für alle Feinde unseres Aufstiegs bereit! Und die Feinde im letzten Krieg brauchten sie sich ja nur anzueignen.

Vor allem: sie brauchten nur zu wiederholen, was Deutsche gegen die Macht vorgebracht haben, die uns zur Größe geführt hat, und gegen die Kräfte, mit denen sie es getan hat. In den 60er Jahren galt noch immer — und gilt bis in die Gegenwart —, was Treitschke von der Zeit der Freiheitskriege schreibt: „Preußen blieb nach wie vor der am wenigsten bekannte und am gründlichsten verkannte Staat Europas." Auf diesen ihnen unbekannten Staat warfen besonders die Süddeutschen in ihren Zeitungsartikeln und ihren Wirtsstuben landauf landab die heftigsten Anklagen und Beschimpfungen. Sie brauchten allerdings nur das Zerrbild wiederzugeben, das sie in den Blättern der preußischen Opposition fanden!

Mit dem Erfolg von 1866 ging aber auch vielen Deutschen der Sinn dafür auf, welche sittlichen Kräfte und männlichen Tugenden das Preußentum besaß und anerzog. Nicht das berühmte Zündnadelgewehr, äußerer Drill und „halbslawische" Untertänigkeit und Anstelligkeit, nicht geschickte Beherrschung der Massen allein hatte den Erfolg gebracht, sondern gesunde Mannszucht, Ordnung, äußerste Pflichttreue, tüchtige Berufsbildung, Geistesstärke echt männlicher Charaktere. Gegenüber den parlamentarischen Fähigkeiten stiegen die soldatischen wieder gewaltig im Wert, und gegenüber den Gedanken und Grundsätzen die Taten und praktischen Leistungen. Das Demokratenwort von 1866: „Die Macht, welche Throne umgestürzt hat, wird

unsere Prinzipien nicht umstürzen können," gehörte doch, als es gesprochen wurde, schon einer überlebten Zeit an. Vergebens wehrten sich die Unbelehrbaren gegen die „Erfolganbeter". Die „Preußenapostel" hatten nun doch recht behalten, und Treitschke konnte rückblickend sagen: „Ich weiß, daß ich allen meinen Freunden aus der Seele rede, wenn ich einfach gestehe, daß ich nie im Leben eine so demütige, so andächtige Dankbarkeit empfunden habe für das Glück, ein Deutscher zu sein, als in jenem Sommer, da endlich, endlich die Welt lernen mußte, was dieses Preußen ist." Daß man wahrhaftig Grund hatte, Deutschland zuzurechnen, was Bismarcks Staatskunst und das preußische Heer 1866 geleistet, das wurde, auch wenn es den verwirrten Geistern in der Heimat zum Teil noch versteckt blieb, den Auslandsdeutschen sofort und unmittelbar klar. Der Deutsche, nicht nur der Preuße, konnte nun den Kopf wieder heben in der Welt.

Alles dies steigerte sich unvergleichlich durch die herrlichen Erlebnisse von 1870. Hier war ja von Anfang an eine ganz andere Einmütigkeit. Die Siege brachten eine Erhebung und ein Glücksgefühl, wie man sie nicht hatte erträumen können. Die Nation war selbst wie überrascht davon, daß sie so einig sei, daß ihr solches beschieden sei, daß sie solches leisten könne. Und die preußischen Führer gewannen im Sturm die Herzen. Viele, die von 1866 her noch grollten, bekannten sich jetzt dazu, daß mit „Kaiser und Reich" ihnen in Erfüllung gehe, was sie in ihrer Jugend ersehnt hatten. Sie gaben gern dem Schwarzrotgold der früheren Einheits- und Freiheitsträume einen ehrenvollen Abschied und zogen das kraftvoll-klare Schwarzweißrot des preußisch-deutschen Reiches auf.

An der nationalen Erhebung von 1870 nahmen auch viele Deutschösterreicher jubelnd teil, die von unserem Nationalstaat ausgeschlossen waren. Eine kleine

Gruppe, die man „Bismärcker" schalt, hatte es schon in den Jahren zuvor gegeben. Der junge Wiener Germanist Wilhelm Scherer war einer ihrer Führer. Studenten, besonders aus dem von Slawen umbrandeten Troppau, waren eine Kerntruppe. Sie wollten innerlich zum Bismarckischen Nationalstaat gehören, sich von ihm stärken und erziehen lassen, und sie hofften für die Zukunft, daß Deutschösterreich einmal wie Süddeutschland in die gesamtdeutsche Einigung eintrete. Es war ein Vortrupp der österreichischen Alldeutschen späterer Kampftage. Scharf machten sie sich geltend, als das großdeutsche Schützenfest in Wien gefeiert wurde. Sie blieben fern, und wenn das Schwarzrotgold, ihre Burschenfarbe, von den Gegnern des Bismarckischen Werkes für sich in Anspruch genommen wurde, so pflanzten sie als politisches Banner das Schwarzweißrot mitten in Österreich auf. Das Deutsche Reich wirkte fortan stärkend auf das Nationalgefühl der Deutschen Österreichs, die allein gelassen sich der Feinde ihres Volkstums erwehren mußten. Sie machten freilich die traurige Erfahrung, daß die Reichsdeutschen, im Besitz ihres Nationalstaats, für sie nicht mehr viel übrig hatten. Auch der Zusammenhang der eifrigen Katholiken hüben und drüben wurde lockerer. Immerhin blieb für die Reichsdeutschen der Wunsch nach dem „weiteren" Bund neben dem „engeren" (in der Sprache von 1848) bestehen.

Bei der Ausdehnung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reich wurden wieder Bayern und Württemberg merkwürdig große Sonderrechte zugestanden, die viele Patrioten bedenklich machten. Die Zukunft hat gezeigt, wie glücklich Bismarcks Berechnung war. Ganz bismarckisch war auch die Auskunft, Elsaß und Lothringen nicht etwa als preußische Provinz zu verwalten, sondern der neuen Reichsgemeinschaft, die damit gleich einen Staat in wichtigster Lage zu regieren hatte, als „Reichslande" zu

übergeben, da ja doch die Stellung Preußens auch hier wieder genügend Gewähr dafür bot, daß diese Gebiete wirklich als das, was sie waren, als Vorwerk der deutschen Schutz- und Trutzstellung gegen Frankreich, regiert würden. Vorkämpfer der Einheit im Süden selbst, darunter die badische Regierung, hätten es damals gern gesehen, wenn Preußen Elsaß-Lothringen als Provinz an sich genommen hätte, weil sie wünschten, daß es in den Süden hineinragen und an dessen Verteidigung mit eigenem Gebiet beteiligt sein möchte. Dasselbe, was die Patrioten 1814 von Österreich begehrt hatten! Vollends wer, wie Treitschke, vom Bundesstaat zum Einheitsstaat strebte, befürwortete diese Lösung. Auch vom Standpunkt des preußischen Westens und der Bürgerlich-Liberalen in Preußen war solche Erweiterung des unmittelbaren preußischen Staatsgebiets, als Gegengewicht gegen den Nordosten, willkommen. Dagegen haben sich an das Reichsland auch jene alten Wünsche wieder angeknüpft, die aus den preußischen Provinzen „reichsunmittelbares Land" machen wollten, um Preußen in Deutschland einzuschmelzen: dies Reichsland sollte das Urbild für die künftige Stellung der preußischen Provinzen, schließlich aller Länder, im Nationalstaat sein. Fügt man noch bei, daß Demokraten aus Elsaß-Lothringen eine Republik unter deutschem Schutz machen wollten, und daß süddeutsche Höfe an die Aufteilung unter süddeutsche Staaten und einen von da ausgehenden „Länderschacher" dachten, so wird vollends deutlich, wie Elsaß-Lothringen, ähnlich wie früher Schleswig-Holstein, als Vorbild im kleinen für die Gestaltung des deutschen Staates gedacht war. Daß es für die Gewöhnung der Elsässer an das Deutsche Reich besser gewesen wäre, sie wären einfach Preußen geworden, ist damals schon vorhergesagt worden. — — —

Über die Stärke der Einigkeit von 1870 dürfen wir uns nicht täuschen. Nur die größten Erfolge, die ganze Kraft

des preußischen Staates und der Bismarckischen Politik konnten sie zusammenhalten. Am greifbarsten ist das bei Süddeutschland. Hier war unmittelbar vor dem Krieg die Stimmung überwiegend gegen Preußen gewesen. Fast wunderbar wirkte dann der Ausbruch eines elementaren Nationalgefühls, das die französische Kriegserklärung an Preußen weckte. „Wer die jüngsten Wochen im deutschen Süden verlebte, dem ward zumute, als ob alle Menschen besser und reiner würden, als ob das Kleine und Niedrige abfiele von den Geistern," schrieb der schärfste Beurteiler der politischen Haltung Süddeutschlands, Treitschke. Die Parteiführer mußten sich dem bedingungslosen Eintritt in den Krieg fügen, ihre Zeitungen mußten sich umstellen. Das gleiche unmittelbare Volksempfinden war auch für den Eintritt ins Deutsche Reich. Wie aber wäre es bei einem Mißerfolg im Kriege gewesen? Schon dessen längere Dauer, bei demokratischen Köpfen schon die Fortsetzung des Krieges gegen das republikanisch gewordene Frankreich, ließ die Mißstimmung wieder aufkommen. Von den Deutschen überhaupt konnte gesagt werden, zum größten Teil hätten sie eine Niederlage nicht ertragen. Eine dauerhafte Nationalgesinnung mußte erst *durch stetige Arbeit des Staates anerzogen* werden. Die sicherste Grundlage dafür war die altpreußische Staatsgesinnung.

Anton Springer, der aus einem Böhmen, ja geradezu Tschechen, ein begeisterter „Kleindeutscher" geworden war, sprach in der Bonner Festrede zu Kaisers Geburtstag 1871 das kühne Wort: Die Deutschen seien unter allen Völkern das einzige, das mit religiöser Empfindung zum Staat aufblicke und ihm diene; „fromme Hingabe an den Staat" bilde bei uns die allgemeine Volksgesinnung!! Wenn das irgendwo halbwegs zutraf, dann war es in Preußen. Diese preußische Staatsgesinnung mußte fortan für Deutschland wirken. Schon darum war nur eine solche Gestaltung Deutsch-

lands möglich, die Preußen voll befriedigte und die von Preußen getragen war. Aber auch außerhalb Preußens waren es die bestehenden Einzelstaaten, die das Reich für sich mußte arbeiten lassen, die es also für sich gewinnen mußte. Darauf war Bismarcks Bundesstaatspolitik berechnet. Er wußte, was er in dem Kapitel „Dynastien und Stämme" in den „Gedanken und Erinnerungen" ausgeführt hat: „Deutscher Patriotismus bedarf in der Regel, um tätig und wirksam zu werden, der Vermittlung dynastischer Anhänglichkeit."

Früher waren immer die Herrscherhäuser, die Hofkreise, die Regierungen als das Haupthindernis der Einigung bezeichnet worden. Mit Grund; aber sie hatten dabei ihre Bevölkerungen mehr hinter sich, als es den Anschein hatte, wenn nach den Kundgebungen des Einheitsverlangens geurteilt wurde. Wie oft hatte die Einheitsbewegung, die zugleich Freiheitsbewegung war, den Fürsten gedroht, „die Nation" werde sich über ihren Kopf weg einigen, sie könnten ihren Thron dabei verlieren! 1848/49 hatten die kleinen sich gefügt; die größeren hatten sich, unter dem Schutz der europäischen Lage allerdings, stärker erwiesen. Und bis in die Kreise der Einheitsmänner hinein reichte die Eifersucht für den Sonderstaat, dem man angehörte. Befriedigt vom deutschen Gesamtstaat war man doch nur, wenn in ihm der Sonderstaat und sein Oberhaupt eine ehrenvolle Stellung hatte. Bismarcks Reich und Bismarcks Politik verbürgte das. Den Bundesfürsten und ihren Regierungen bot das Reich eine Stellung, viel sicherer und befriedigender, als sie bisher sie gehabt hatten. Das Reich war eine Deckung für die Monarchie überhaupt, für alle Staatsgewalt, die teil hatte am Reich. Die Dynastien waren dem Ansturm der volkstümlichen Bewegung nicht mehr ausgesetzt, so wenig wie den Versuchungen, zum Schutz ihrer Scheinselbständigkeit sich in ein Spiel auswärtiger

Politik einzulassen, mit dem sie zu Verrätern an der Nation werden konnten. Durch seinen gewaltigen Sieg hatte es Preußen ihnen leicht gemacht, die Unterordnung auf sich zu nehmen, der sie doch auf die Dauer nicht entgehen konnten, zu der sie sich aber ohne ein solches übermächtiges — Gottesurteil, möchte man sagen, nicht hätten entschließen können. Preußen hatte sie aus einer Verlegenheit befreit. Und sie fanden im preußischen Reich wirklich Befriedigung. Wir haben in den letzten Jahrzehnten ein Fürstengeschlecht gehabt, das alles in allem zuverlässig und vorbildlich deutsch gesinnt war. Es hatte allmählich auch gelernt, deutsche Art zu pflegen, anders als die Vorfahren, die welscher Sitte und Kunst und welschem Übermut anheimgefallen waren. Dieser Fürstenadel, der reineres Germanenblut hat als weithin sonst das deutsche Volk, hat sich in achtungswerter Weise auf seine deutsche Sendung besonnen.

Um aber den nationalen Staat zu festigen, mußte möglichst viel von preußischer Zucht und der in Preußen entwickelten Staatsgesinnung auf die verbündeten Staaten übertragen werden. Sie arbeitete ja dann zugleich für diese Staaten selbst. Sie drang in der Hauptsache durch das Heerwesen ein. Sie stieß dabei auf heftige Abneigung bei den anders gewohnten Süddeutschen, wie schon bisher bei den Rheinländern. Zu dieser preußischen Art gehörte eine strenge Betonung des Abstandes zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, und damit verbunden eine größere Schärfe der Standesunterschiede. Der Sinn der preußischen Zucht war aber, daß alle ohne Unterschied zum Dienst am Ganzen verpflichtet sind, daß die höhere Stellung größere Pflichten auferlegt, daß ihre Vorteile nur durch die bedeutenderen Leistungen und die höhere Verantwortung berechtigt sind. Die Führenden mußten Vorbilder sein in Berufstüchtigkeit, Pflichttreue, Selbstzucht. Offiziere und Beamte altpreußischen Schlages haben das in hohem Maße bewährt. Da-

bei konnte in dem festen Halt der preußischen Zucht der Einzelne Charakter und Eigenart entwickeln, einen aufrechteren Charakter und eine markigere und tiefere Eigenart, als vielfach jene Gegner des altpreußischen Wesens sie hatten, die so reichlich von Männerstolz und Unabhängigkeit *sprachen*.

Kein Zweifel: in diesem Staat wirkte am stärksten jener Berufsgedanke, den wir als deutsch in besonderem Sinne zu bezeichnen hatten. Und wie wenig wurde dies erkannt! Wenn aber selbst dieser Staat die schwere Aufgabe nicht gelöst hat, gegenüber der Entwicklung eines Erwerbslebens, dem er im 19. Jahrhundert viel Freiheit ließ, den Berufsgedanken durchzuführen, wenn auch er die Förderung schlechtgestellter, aber arbeitsamer Schichten, die er von alters her als Ehrenpflicht ansah, zeitweise vernachlässigte oder nicht geschickt angriff, so ist die Frage erlaubt, ob etwa das freie England, das demokratische Amerika oder Frankreich, der Staat der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", eine gerechtere Ordnung hatten, ob sie nur halbwegs soviel gegen wucherische Verwertung des Besitzes und für die Wohlfahrt der Ärmeren geleistet haben wie der preußisch-deutsche Staat! Unsere Demokraten hatten gegen die preußischen Leistungen keinerlei politische Fähigkeiten, keinerlei Erfahrungen, die auf die deutschen Zustände anzuwenden waren, vielmehr nur den Wahn für sich anzuführen, daß für Freiheit, Wohlfahrt, vaterländische Gesinnung, für das Zusammenwachsen der Nation am besten gesorgt würde, wenn sie und die Volksmasse die Macht erhielten.

Mit der Reichsgründung hatte Preußen die deutsche Sache in die Hand genommen, und der nationale Gedanke, wie er jetzt von Preußen aus und unter dem Eindruck des preußischen Werkes gepflegt wurde, empfing die preußische Färbung. Die deutsche Geschichte, zum mindesten seit dem Großen Kurfürsten, erschien in dem Bilde, das wir als „kleindeutsch" kennengelernt haben. Die Leistungen der

Hohenzollern und die Geschichte ihres Staates bildeten den Mittelpunkt der neueren Nationalgeschichte. Die monarchische Überlieferung, die für die Einzelstaaten wie für das Reich stark gefestigt und von Preußen aus stramm gepflegt wurde, trug und hielt die vaterländische Gesinnung. Das war dem Gang unserer Geschichte und war unserer Sinnesart weithin gemäß.

Und nun noch ein Wort! Das Preußentum zu bekämpfen, hätte denen in der Welt überlassen werden sollen, denen germanische Art und deutsche Größe fremd und verhaßt ist und die allerdings einen richtigen Instinkt bekunden, wenn sie sich gegen das Preußentum kehren. Wer deutsch sein will, versündigt sich, wenn er hier mittut. Er unterliegt jenem Wahn, der uns sooft verleitet hat, unsere Kraft gegen uns selbst und das, was uns groß macht, zu richten, dem blinden Hödur zu folgen, der, von Loki verleitet, den Balder zu Tode traf. — — —

Nur mit Wehmut und Bitterkeit vermögen wir heute zu lesen, wie die Deutschen zur Zeit der Reichsgründung ihr Glück priesen. Gustav Freytag schrieb beim Abschluß seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", noch vor 1870, als die „Seele des deutschen Volkes" „mitten in starker Anstrengung" war, „sich das höchste irdische Besitztum, den Staat, zu bilden": „Es ist große Freude, in solcher Zeit zu leben. Eine herzliche Wärme, das Gefühl junger Kraft erfüllt Hunderttausende. Es ist eine Freude geworden, Deutscher zu sein; nicht lange, und es mag auch bei fremden Nationen der Erde als eine hohe Ehre gelten"!

11.

Der Kampf um deutsche Art im neuen Reich.

Wir sahen, wie seit dem 18. Jahrhundert das deutsche Bewußtsein unter einer unbefriedigenden äußeren Stellung an unserem inneren Besitz und Wert sich erhob, aus ihm gesteigerte Ansprüche an unsere Weltsendung ableitete und immer mehr auch nach politischer Stärke verlangte. Jetzt endlich war über Erwarten Macht und Geltung gewonnen. Wir finden nun viele Äußerungen eines in Bescheidenheit und werktätiger Kraft zugleich gefaßten Wesens; der ehrwürdige Kaiser gab ein Beispiel. Daneben Stimmen eines hochgeschwellten Selbstgefühls: die überlegene deutsche Tüchtigkeit habe sich nun durchgesetzt und trete ihre Herrscherstellung an. Der Historiker Alfred Dove schrieb zur Einführung der Zeitschrift „Im neuen Reich", zu der Gustav Freytag sich mit ihm vereinigt hatte, von der „führenden Stellung" unter den „ersten Nationen", die uns gebührt habe, die wir nun erstritten haben und täglich neu verdienen wollen; dann mit einer Selbstgerechtigkeit, die peinlich berührt: auch das französische Volk werde uns „dereinst, wenn ihm je lichte Augenblicke reuiger Selbsterkenntnis wiederkehren, für die erlösende Strafe danken, die wir voller Zorn, aber ohne Hohn, beinahe widerwillig an ihm vollzogen haben". Viele hatten auch große Hoffnungen, als werde nun eine Blütezeit wahrhaft nationaler Kultur anbrechen.

Da war die Wirklichkeit der nächsten Zeit demütigend. Die Deutschen von der alten Art waren bald erfüllt von

Beschwerden über den Geist des „Gründertums", das Jagen nach möglichst mühelosem Gewinn und Genuß, die einreißende Liederlichkeit und kalte Ausbeutung in Handel und Gewerbe. Für Deutschland neue Erscheinungen! In der Reichshauptstadt machte sich das Übel am meisten breit und griff in die führenden Stände hinein. Auch die Regierung war manchmal nicht wählerisch in der Benutzung und Förderung bedenklicher Elemente. Sodann, was uns hier eigentlich beschäftigt: im geistigen Leben vor der Öffentlichkeit wurde keineswegs etwa jetzt das deutsche Gut besonders gepflegt. Schon während des 70er Krieges, beispielsweise bei künstlerischen Siegesfeiern, war das zu vermissen. Die Theater- und Konzertprogramme sprechen eine beschämende Sprache. Auch sogenannte gute Gesellschaft ergötzte sich an den fragwürdigsten Ballettvorführungen, Operetten, Sittenstücken, Schwänken französischer Herkunft und französischen Musters. Das besiegte Frankreich durfte sich rühmen, noch mehr als bisher die „Mode" zu bestimmen. Und wie allemal, war es nicht das ernste und vornehme Frankreich, das nachgeahmt wurde, sondern das andere. In die sogenannte schöne Literatur war erneut jene Feuilletonmanier eingedrungen, deren Gedanken und Art zu reden den besten Gehalt deutschen Wesens verleugnete. Überlegene Geschäftsmänner zum Teil jüdischen Stammes übten vor allem in Berlin die Herrschaft aus in Theater und Zeitungen und hatten das deutsche Publikum großenteils für sich. Der erfolgreichste Herrscher war Paul Lindau. Man konnte schon irr werden an den Deutschen. Auch bei Hof und Regierung in der neuen Reichshauptstadt trat wenig Verständnis für die deutschen Aufgaben auf geistigem Gebiet zutage.

Dagegen warfen sich die Parteien, die die Macht des neuen Reiches und den wirtschaftlichen Aufschwung zu fördern sich angelegen sein ließen, mit Leidenschaft in den

Kampf gegen die römisch-katholische Kirche. Hörte man unsere Liberalen, so drohte von dort deutschem Reich und deutscher Art die Hauptgefahr. Anfang Oktober 1871 schrieb z. B. Wehrenpfennig in den Preußischen Jahrbüchern: man könne nicht zugleich päpstlich und ehrlich deutsch sein; entweder das Reich wachse an Einheit und Macht, dann werde der ultramontane Einfluß gebrochen, oder Rom behaupte und erweitere seine Stellung, dann müsse das Reich in Trümmern liegen. Während des sogenannten Kulturkampfes, in einer Neujahrsbetrachtung für 1874, schrieb Alfred Dove: zur Reinigung unseres Staates vom mittelalterlichen Unrat sei es nötig, die Pfaffheit und ihren blinden Anhang mit allen Mitteln unter das Gesetz zu zwingen; die Hauptsache aber wäre, den Geist des Volkes von dem alten Kehricht zu säubern; der aufgeklärte Despotismus einer nationalen Mehrheit müsse der Geistlichkeit „das vom Staat erforderte Maß moderner Bildung einflößen, ihre Laienmasse aber in rein weltlicher Schule zu kirchlich unabhängigen Staatsbürgern erziehen". Es waren zum guten Teil jüdische Federn, die in Bundesgenossenschaft mit Kämpfern der evangelischen Kirche das Feuer schürten. Gegen Rom sollte sich die rechte deutsche Eintracht zusammenfinden wie zur Zeit Luthers und Huttens. Bismarck nützte den Eifer; die Front gegen Rom diente seiner auswärtigen Politik. Mit begieriger Freude wurde es aufgenommen, als aus England ein kräftiger Widerhall kam. Deutschland gewinne, so schrieb Konstantin Rößler, die nationalen Instinkte fast aller Länder zum Freund; das — damals — katholisch regierte Frankreich stehe verlassen da. Rößler hatte die kühne Hoffnung, daß im Verlauf dieses Kampfes — in dem Deutschland seinem „unversöhnlichsten Feind" vielleicht jede Wirksamkeit auf deutschem Boden gewaltsam abschneiden müsse! — die evangelische Predigt das ganze deutsche Volk gewinnen, das katholische

Volk damit zugleich für das Deutschtum erobern werde! Aus dem katholischen Lager, das in die Abwehr gedrängt war, antworteten besonders die Historisch-Politischen Blätter mit den schwersten Anklagen gegen den Geist im neuen Deutschland.

Dieses Zeitalter zeigte mit einer damals neuen Anschaulichkeit, daß, wer für deutsche Einheit und Macht eintrat, dabei ohne Herz für ein innerliches Deutschtum sein konnte. In den ersten Zeiten unserer nationalen Bewegung gab es das nicht; in die Zeit der Freiheitskriege paßt es nicht. Uns Heutigen ist es etwas Alltägliches. Es macht sich um so mehr geltend, je mehr die materiellen Interessen das Leben in der Nation beherrschen. In den 70er Jahren gaben Träger des wirtschaftlichen Aufschwungs, der Börseninteressen Beispiele dafür, etwa Ludwig Bamberger, damals ein Führer der Nationalliberalen Partei. Das Judentum war im neuen Reich eifrig bei der Sache und stieg unter der liberalen Gesetzgebung, auf die es großen Einfluß hatte, zur Macht auf. Nun aber setzte auch, am Ende der 70er Jahre, zugleich mit dem allgemeinen Rückschlag gegen die liberale Periode, zum erstenmal in den neueren Jahrhunderten eine entschiedene Bewegung gegen die Juden ein. Ein Ausbruch des alten deutschen Erbübels der — Selbstzerfleischung, meinte Bamberger! Seit mehr als einem Jahrzehnt, schrieb Treitschke Anfang 1880 — also seit dem Norddeutschen Bund, der die Juden herbeizog —, habe er die Bewegung in der Stille anwachsen sehen. „Seit vielen Jahren wird immer häufiger und immer leidenschaftlicher in den Gesprächen der guten Gesellschaft, ohne Unterschied der Partei, die Frage erörtert, wie wir unsere alte deutsche Art gegen die wachsende Macht und den wachsenden Übermut des Judentums beschützen sollen." Treitschke und Stöcker wurden dabei wirksame Führer, beide in vornehmer Weise. Sie verlangten, daß die Juden

sich unserer deutschen Art und christlichen Überlieferung ehrlich einfügen. Treitschke wollte unter dieser Bedingung sogar die Blutsvermischung als Mittel zum Frieden anerkennen. Mit ganz anderer Schärfe wurde das Problem von Eugen Dühring, diesem bitterbösen Streiter, durchgearbeitet. Sein Buch von 1880 „Die Judenfrage als Frage der Racenschädlichkeit für Existenz, Sitte und Cultur der Völker" hat sehr starken Eindruck gemacht. Unter den heftigen Vorwürfen, mit denen Konstantin Frantz 1879 in seinem „Föderalismus" das neue Reich schlecht machte, war ebenfalls besonders die „Verjudung". Die Juden machen uns die Gesetze und die öffentliche Meinung; sie führen die Gemeindeverwaltung der Reichshauptstadt; zu der Menge der Anwälte und Ärzte, der jüdischen Richter, der „Theater- und Musikjuden, Kultur- und Humanitätsjuden" werden wir bald jüdische Ministerialräte, dann Minister haben; „dann wird es in Berlin erst recht ein himmlisches Leben sein". Die Schulen werden inzwischen schon entchristlicht, das kirchliche Leben untergraben. „Ei so mag doch hinfort die Judenschaft den St. Sedanstag feiern; wer ein ehrlicher und nicht ganz auf den Kopf gefallener Deutscher ist, hätte den Tag weit eher als einen nationalen Trauertag anzusehen, als von woher der wirtschaftliche und moralische Niedergang der Nation und die Zersetzung des deutschen Geistes durch den Judengeist datierte." Allgemein wird nun in den Schriften, die auf ein charaktervolles Deutschtum dringen, die Auseinandersetzung mit dem Judentum ein Hauptthema. Ja, das Bewußtsein deutscher Art und der Eifer für sie ist wesentlich durch das Eindringen des Judentums unter uns, wie früher durch den Gegensatz zu den Franzosen, geschärft worden.

Es war eine traurige Zeiterscheinung, daß Männer, die es mit dem deutschen Wesen ernst nahmen, in zürnender Ablehnung unserer öffentlichen Zustände das Reich selbst wie

eine Fälschung einer deutschen Sache ansahen, vom „Reich" in Anführungszeichen zu sprechen liebten. Ein Zeichen doch auch dafür, daß geistig hochstehenden Deutschen der Maßstab für die Grundlagen nationalen Daseins auf dieser Erdenwelt noch fehlte. Sie verlangten vom nationalen Staat etwas so Ideales, daß sie es nicht würdigten, wenn der Kern des Staates im Beamtentum und Heer gesund, wohlgeordnet, pflichteifrig, leistungsfähig war, mehr als anderswo, und die Nation machtvoll zusammengehalten und nach außen zur Geltung gebracht war.

Mit dem Ende der 70er Jahre nahm aber Bismarck die Aufgaben der inneren Politik mehr selber in die Hand und drehte das Steuer. Die erhaltenden Kräfte wurden besser gepflegt. Waren bisher die Interessen der privaten wirtschaftlichen Freiheit und des beweglichen Kapitals einseitig begünstigt worden, so wurde nun für die Kräftigung der heimischen Landwirtschaft gesorgt und die heimische Gütererzeugung überhaupt gegen die Folgen des Freihandels geschützt. Der Staat sollte selber mehr Unternehmer im Wirtschaftsleben sein. Es begann die Schutzgesetzgebung für die Volksgenossen, die als Industriearbeiter bisher der erbarmungslosen Wirtschaftsfreiheit ausgeliefert waren. Mit der katholischen Kirche wurde Friede geschlossen. Der Kampf für Gemeinsamkeit und lebendige Einheit gegen den „Atomismus" erschien, wie Friedrich Vischer schrieb, recht als das Lebenswerk des Reichsgründers. Das Verständnis für die Aufgaben des nationalen Staates erhielt unter diesen Eindrücken mehr Kraft und Inhalt.

Die Wirksamkeit Heinrichs von Treitschke stieg in diesen Zeiten auf die Höhe. Ich komme darauf im nächsten Abschnitt zu sprechen, wo von der großen Politik die Rede ist. Jeder wird ihn aber in der ersten Reihe auch derer nennen, die den Sinn für das Deutsche in Glauben

und Sitte, Denken und Fühlen, in der Dichtung und der gelehrten Arbeit gekräftigt haben. Eben als die Wendung der Reichspolitik sich vollzog (1879), trat das größte Zeugnis dieses Treitschkeschen Geistes hervor, die deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.

Das Wort vom „Schutz der nationalen Arbeit", das sich in Bismarcks neuen Kämpfen zugkräftig erwies, wurde von Wilhelm Heinrich Riehl in einem Sinne gedeutet, der uns hier besonders berührt: angewendet nämlich auf geistige Erzeugnisse, das Kunstschaffen, die Ausstattung des Heimes usf.: wir sollen schützen und pflegen, was nach Form und Anlage den Geist unseres Volkstums an sich trägt, in diesem Sinn seine Arbeit ist. Riehl gehört mit seinen Schriften über „Land und Leute", die Gliederung der Gesellschaft, über Wirtschaftsordnung, Arbeit, Sitte und mit seinen Charakterschilderungen zu den Hauptverkündigern solider deutscher Art und der Pflege gesunden Volkstums, das er selber in bieder-altbürgerlicher Färbung frisch und sicher in sich hatte. In das moderne Getriebe trat er als ein verständiger Beobachter ein, der in einer einfacheren, mehr gebundenen und doch innerlich freieren Welt seinen Charakter gebildet hat.

Einer der Männer, die in heftigem Widerspruch gegen unsere öffentlichen Zustände Führer zu einer Stärkung deutscher Art wurden, war Paul Bötticher oder, wie er sich nach seiner Adoptivmutter aus früher hugenottischem Geschlecht nannte, Paul de Lagarde. Wer nur die Schriften liest, die er selber als zu unserem Gegenstand gehörig zusammengestellt und „Deutsche Schriften" genannt hat, der findet da wohl eine Fülle kräftiger, eigenartiger Gedanken über alle möglichen Fragen, aber neben gewaltigem Absprechen weit nicht in gleichem Maß Anregungen fürs praktische Handeln. Ähnliches gilt doch auch für andere Deutsche, die eine Gemeinde begeisterter Anhänger gebildet

haben. Die Deutschen standen dem praktischen öffentlichen Leben noch recht fern. Auf seine Jüngergemeinde, und allmählich auf viel weitere Kreise, hat Lagarde aber fruchtbar, stärkend und reinigend gewirkt. Die lebendigste Anschauung davon gibt Ludwig Schemanns jüngst erschienenes Buch: Paul de Lagarde, ein Lebens- und Erinnerungsbild. Als das Herz von Lagardes Lehre darf man die Idee von der Persönlichkeit nehmen. Jeder einzelne ist „ein Gedanke Gottes"; er hat die Pflicht, zu entwickeln, was in ihn gelegt ist, ehrfürchtig gegen die Stimme seines Inneren, ohne feige Zugeständnisse an die Außenwelt, streng und wahrhaftig, und so sein Leben als seinen besonderen Beruf auszubauen. Gott denkt denselben Gedanken nicht zweimal; jeder Mensch soll anders sein als sein Nebenmensch. Es ist die uns vertraute Idee aus germanischer, christlich erzogener Seele. Bei Lagarde ist besonders ausgeprägt ihr Zug aufs aristokratische. Das aristokratische Empfinden hat er in den Deutschen gestärkt, die gesunde Abneigung gegen die gleichmachenden, wirkliche Vornehmheit nach dem Bedürfnis des Gewöhnlichen hinabziehenden Einrichtungen, die Abneigung gegen die Bildung eines Massengeistes und seinen Einfluß aufs öffentliche Leben. Er hat umgekehrt den Sinn geweckt für die Bedeutung des Berufs, den der Adel hat, für die Ausbildung führender Stände mit fester Überlieferung, und hat es für eine Eigenschaft der Germanen, die von ihrem Wert untrennbar sei, erklärt, daß sie aristokratisch denken. Er hat weiter den Sinn für heldenmäßige Gesinnung gestärkt, für jene Lebensauffassung, die Leben und Wohlsein, bürgerliches Behagen und Sicherheit hinzugeben bereit ist für große Taten und Ziele, die lieber leidet und untergeht als eine Überzeugung preisgibt, und die Ehre — in dem Sinn, den wir bei Steffens erläutert fanden — über alles setzt. Seinen Persönlichkeitsgedanken hat er angewendet auf die Na-

tion. „Denn auch Nationen sind Persönlichkeiten und haben eine Idee, welcher zu leben ihre alleinige Pflicht ist." Schon darum muß eine Nation Religion haben, daß sie ihren Beruf erkenne; ihre Religion muß sie haben. Der Deutschen heiligste Aufgabe ist, die deutsche Religion zu finden: ein gereinigtes Christentum und unser Christentum. Dann stellt Largarde den Deutschen die besondere Aufgabe der Kolonisation, der Siedelung nämlich, jener alten Germanenleistung. Als Feld dafür weist er ihnen die österreichischen Länder an, die zu den Donaumündungen führen. Er erneut damit die Zukunftspläne, die uns seit den 40er Jahren (List, Moltke) soviel begegnet sind und die besonders zum großdeutschen Programm gehört haben. Auch Lagarde ist die Gründung eines Großdeutschlands, die Hereinziehung Österreichs in die deutschen Aufgaben und die deutsche Durchdringung Österreichs — was allein Rettung Österreichs bedeutet — eine Hauptsache. Die kleindeutsche Grundlage sei zu schmal und unnatürlich. Teilung Großdeutschlands nach der Mainlinie wäre richtiger gewesen. Ein sicherer Bestand für uns sei überhaupt nur im Rahmen eines deutschen Mitteleuropas möglich, das seine Grenzen in West und Ost ausdehnt. Auch brauchen die Deutschen ein großes Feld gemeinsamer Arbeit, um zusammenzuwachsen.

Ein anderer, bedeutsamster Herd für die Kräftigung und Vertiefung des deutschen Sinnes war die Gemeinde von Bayreuth, Richard Wagner mit seinen Jüngern. Wagner hat mit seiner Kunst, wie oft gesagt worden ist, das Sehnen der deutschen Romantik erfüllt, deren Arbeit seine Dichtungen möglich gemacht hat. Er läßt in gewaltiger Gestaltung den germanischen Mythus, die mittelalterliche Heldenwelt, und dazu das Nürnberg von Sachs und Dürer in seinem innig-kräftigen Gehalt, neu erstehen und eine Sprache sprechen, in der die deutsche Seele seit Johann Sebastian Bach das Tiefste, Erhabenste und Köstlichste ge-

sagt hat, das auf der Welt darin hat geoffenbart werden können. In Wagners dramatischen Gestalten fand man die eigentlich deutschen Ideale verkörpert: den freien Helden, der furchtlos und wahrhaftig, trotzig und ritterlich, sein Leben an große Taten setzt, in der Frauenliebe die höchste Seligkeit findet, die Güter verachtet, nach denen Machtgier und niedriger Sinn jagt; in seinem Untergang aber zeigt er auch das tragische Schicksal, dem das wahrhaft Adelige in dieser Welt geweiht ist. Dann: in einer Reihe der herrlichsten Frauengestalten die alles opfernde Hingabe des Herzens in Mitleid und Liebe; und immer wieder die „Treue bis zum Tod", auch jene Mannentreue, die den, der sie hält, zu wahrhafter Größe erhebt. Eine Offenbarung deutschen Wesens fand man endlich in seiner Beseelung aller Kreatur: aus Wald und Hochgebirg, aus Quell und Fluß, aus Wind und Sonne, aus Tag und Nacht tönt eine Seele und nimmt teil am Menschenleben; am herrlichsten in der „Blumenaue" im Parsifal. Nun ist oft gesagt worden, Wagners Kunst sei gar nicht so deutsch; sie ist von einer Art deutschen Empfindens aus, wie es etwa der treffliche, aber beschränkte Wilhelm Heinrich Riehl hatte, bekämpft worden. Diese Gefühlssteigerungen aus einer erotischen Natur, Ekstasen von Leidenschaft und Entsagung, seien nicht gesund deutsch. Das deutsche Wesen sei überhaupt viel mehr still und fest, herb, bescheiden, von ruhiger Wärme und Heiterkeit. Aber zum mindesten tragen die „Meistersinger", die fast über allen Kampf um Wagner hinweg die Herzen gewonnen haben und als Offenbarung deutscher Art empfunden werden, genau diese Züge an sich. Im übrigen haben Wagners Werke, als die Deutschen allmählich sich ihnen öffneten, gewaltiger als seit langem irgend etwas, die Begeisterung für unsere Sagenwelt und unser Mittelalter im Sinn der vaterländischen Romantik verbreitet.

Für den deutschen Gedanken bedeutungsvoll ist aber Wagners gesamtes Wirken, und dazu gehört besonders auch, was seine Schriften enthalten. Das waren eindringliche Mahnungen, das deutsche Wesen und den „innigen Umgang" mit den „deutschen Meistern" zu pflegen. Mehr als jemand vor ihm hat er das Verständnis dafür geweckt, wie die Tonkunst zum tiefsten Ausdruck der deutschen Seele geworden ist. Die Gedanken der wichtigen Schrift von 1840, von der in unserem 3. Kapitel bereits die Rede war, waren in der Arbeit über „Deutsche Kunst und deutsche Politik" von 1867 und den Schriften der Bayreuther Zeit wieder aufgenommen. Da zeigt er, wie der deutsche Genius sich Bahn gebrochen hat unter der Verwüstung durch den 30jährigen Krieg und der Verwelschung der oberen Stände. Da war jener arme Kantor, Johann Sebastian Bach, der „in der wahnsinnigen französischen Allongeperücke versteckt", „mit nahrungslosen Anstellungen sich hinschleppend", unbeachtet und für lange Zeit ganz vergessen, die unbegreiflichen Werke schuf, die die Neugeburt des deutschen Geistes bedeuten. Während er ohne Sang und Klang begraben wurde, „wimmelten die großen und kleinen Höfe der deutschen Fürsten von italienischen Opernkomponisten und Virtuosen, die man mit ungeheuren Opfern dazu erkaufte, dem verachteten Deutschland den Abfall einer Kunst zum Besten zu geben, welcher heutzutage nicht die mindeste Beachtung mehr geschenkt werden kann". Noch im 19. Jahrhundert hatte, was „deutsch und echt" ist, zu ringen gegen die Herrschaft des unserer Art Widrigen, das sich den instinktlosen Deutschen anzuschmeicheln versteht. Im 19. Jahrhundert ließen sich die Deutschen den Faust in der Entstellung von Gounods Oper, den Tell in der Entstellung Rossinis vorführen, während es immer häufiger wurde, daß germanischen Heldencharakteren von jüdischen Schauspielern und Sängern jüdische Züge eingebildet wurden, ohne daß die

deutschen Zuschauer es empfanden. Wagner kämpft beständig um die wahrhafte Vorführung deutscher Werke und die Gewinnung eines musikalischen und darstellerischen Vortrags, wie er dem deutschen Empfinden entspricht. Unter den härtesten Schwierigkeiten hat er und haben die Hüter seines Erbes die Bayreuther Kunst mit ihrem deutschen Stil durchgesetzt, die Theater für diesen Stil gewonnen, die Anschauungen gereinigt. Den Theaterbetrieb und das Publikum von Grund aus zu verändern, konnte freilich nicht gelingen.

Die Bayreuther Kunst hat ein Vorbild dafür gegeben, wie mit Wort und Ton die Gebärde und das Bühnenbild die Seele aussprechen; das Innere will sich die ganze äußere Erscheinung und seine eigenen Formen schaffen. Zugleich wird alles Virtuosenhafte, das vom Innerlichen aufs Äußerliche, auf bloße Form und Technik ablenken würde, verbannt. In der früheren Oper hat immer wieder die Form von außen her das Gesetz gegeben und die Virtuosenleistung sich vorgedrängt. Das ist romanisch; das andere ist deutsch. Houston Stuart Chamberlain hat dieses Kunstwerk, dem schon Gluck vorgearbeitet, auf das Schiller hingestrebt hat, „das deutsche Drama" schlechthin genannt.

Zeugen der Wirkung Wagners sind besonders die älteren Jahrgänge der Bayreuther Blätter, der „deutschen Zeitschrift im Geiste Richard Wagners". Zeugen der Vertiefung in die deutsche Art und die deutschen Meister, Zeugen des Verständnisses für das Innerliche, das hinter den Erscheinungen liegt und die Erscheinungen bildet, in der Musik für den seelischen Gehalt, in aller Kunst für die innerlichen Beziehungen, für das Symbolische. Der tiefe, sinnige und kerngesunde Geist des Freiherrn Hans von Wolzogen, der von Anfang an (1878) bis heute die Blätter leitet, kann dabei für vorbildlich gelten. Eine Hauptsache ist bei ihm, daß deutsch und christlich einander durchdringen

sollen: Frömmigkeit auf lutherischer Grundlage, mit der Empfindungsweise von Wagners Parsifal und der Wagnerischen Schriftenreihe aus der Parsifalzeit, „deutscher Glaube" nach seiner Überzeugung. Den öffentlichen Ordnungen gegenüber pflegte er, mit festerem Wirklichkeitssinn als Wagner, die tüchtigen preußischen Überlieferungen. Wie er den deutschen Charakter unseres öffentlichen Lebens kräftigen möchte, zeigt besonders das Büchlein „Aus deutscher Welt". Wie bei allen, von denen in diesem Abschnitt die Rede ist, ist dem Judentum eine entschiedene Kampffront zugekehrt.

Gegen die Bayreuther Kunst und die Bayreuther Gemeinde ist von Anfang an ein Feldzug mit allen Mitteln und mit großem Geschick geführt worden. Männer von gut deutschem Sinn hätten besser getan, diesen Kampf den Kreisen der Frankfurter Zeitung und den Vertretern moderner großstädtischer Entartung allein zu überlassen. Es ist hier Ähnliches zu sagen wie über den Kampf gegen das Preußentum! Jetzt ist es allerdings leicht möglich, daß das, was wir auf dem Festspielhügel erlebten, mit dem Sommer 1914 sein Ende gefunden hat. Es gehört zu den edelsten und stolzesten deutschen Offenbarungen. Nebenbei bemerkt: zu den würdigsten Teilnehmern waren jene wenig Bemittelten zu rechnen, denen erst eigene Opfer oder die große Stiftung des Bayreuth-Stipendiums den Besuch möglich machten.

Aufs tiefste von Wagner erfaßt ist der Kunsthistoriker Henry Thode. Die Antwort, die er auf die Frage „was ist deutsch?" besonders in den „acht Vorträgen über neudeutsche Malerei" (1905, Obertitel: „Böcklin und Thoma") gegeben hat, mag als eine bedeutsame Erkenntnis deutschen Wesens angeführt sein. An der deutschen bildenden Kunst hebt er vier Züge heraus. Das erste ist: alles, was dargestellt wird, wird von innen heraus beseelt,

hat einen Gefühlsgehalt, und wesentlich um den ist es dem Deutschen zu tun; die Erscheinung ist ihm Wesensoffenbarung. Das zweite: Alles ringsum in der Welt der Erscheinungen, das Kleine wie das Große, dünkt dem Künstler wert der Wiedergabe und eines liebevollen Eingehens auf die Eigentümlichkeit, die darin ist. Ein deutsches Bild kann ganz beladen sein mit einer bunten Fülle des charakteristisch Einzelnen. In allem ist ja ein inneres Wesen, schließlich ein Göttliches, gegenwärtig. Dazu gehört als Drittes die große Naturtreue. Da alles eigenartig bedeutsam ist, wird es mit einer Art von naiver Ehrfurcht in seiner Besonderheit dargestellt, rücksichtslos wahrhaftig. Endlich das vierte: eine immer tätige, erfinderische Phantasie schafft an der Schöpfung weiter und gestaltet selbstschöpferisch nach eigenen Eingebungen. Es ist die mythenbildende, gestaltendichtende Phantasie; ihre Bildungen sind der Ausdruck des eigenen Innern. Es ist die Tat einer inneren Freiheit; mit ihr steht die Seele wieder über den Dingen dieser Welt. Oft ist eine behagliche Laune, ein gemütvoller, auch derber Humor darin. Der Maler ist Dichter. Er bildet etwa aus seiner unwillkürlichen Beseelung der Landschaft menschliche Gestalten als ideale Verkörperungen inneren Lebens. In ihnen ist dann nicht der Mensch der Zivilisation und Konvention gegenwärtig, vielmehr das „von aller Konvention losgelöste Rein-Menschliche", auf das Wagners leidenschaftliches Verlangen ging, das Winckelmann, Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt, Hölderlin im Griechentum fanden. Diese Züge zeigt Thode an den beiden, voneinander so stark verschiedenen, kräftig deutschen Künstlern Böcklin und Thoma. Außerhalb der Kunst findet er drei Hauptäußerungen und Bekenntnisse deutscher Weltanschauung: die deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts, Luthers Reformation und Kants Philo-

sophie. Den Zugang zum Wesen der Dinge und zum Göttlichen sucht der Deutsche in der eigenen inneren Erfahrung und Tätigkeit. Luthers Glaube, der rechtfertigt, ist das Ergreifen Gottes, der sich der Menschenseele mitteilt; und wenn Kant die Welt der Erscheinungen als unsere Vorstellung begreift, so bedeutet dies den ungeheuer kühnen Gedanken, daß die Erscheinungswelt gleichsam unsere Schöpfung ist. Was aber ist jenes „Ding an sich", das hinter der Erscheinung liegt? Schopenhauer gibt „aus kraftvoller deutscher Gefühlsintuition" die Antwort: es ist der Wille, derselbe in uns und in allem Lebendigen. Das ergibt, in neuer Sprache, „die große Einswerdung von Seele, Gott und Natur", welche die Mystiker in ihrem Inneren erlebten, die tiefste deutsche Erfahrung.

Als Gegensatz zu deutscher Kunst hat Thode die aus Frankreich bei uns eingedrungene, unter der Fahne des Impressionismus laufende Richtung im Auge, die ohne Seele und ohne Phantasie malt, keinen inneren Gehalt und keine Beziehung zu Idealen hat, das Gegenständliche in der Kunst für unerheblich erklärt, die virtuosenhafte Technik vordrängt, und unter deren Theorien auch das Schamlose und Gemeine sich Platz verschafft. Es war ein Verdienst Thodes, daß er kräftig dagegen gesprochen hat. Er wurde heftig angefeindet; besonders jüdische Geister hatte er gegen sich.

Im Vorwort zu der Buchausgabe der acht Vorträge sagt er, es sei traurig und beschämend, „daß der Deutschgesinnte sich genötigt sieht, deutsche Kunst und deutsches Wesen zu rechtfertigen, und im eigenen Vaterlande sich wehren muß, um zu sein, was er ist." Gewiß hatte sich seit den 70er und 80er Jahren die Macht des Judentums über Zeitungen, Theater usf. besonders von Berlin aus noch vermehrt und hatte ein heimatlos internationales Denken sich verbreitet. In der Dichtung, Musik und Malerei wurde eine überbildete, überfeinerte Luxuskunst für

Großstädter hervorgebracht, im Genuß der gesteigerten Kunstmittel und in Stimmungs- und Nervenreizen schwelgend, ohne Kraft des Gehalts und der Erfindung. Dazu machte sich der Geist einer seelenlosen Technik in Wissenschaft und Leben breit. Aber auf der andern Seite war — und dies bestimmt doch noch mehr das Gesamtbild — gegen die 70er und 80er Jahre in kräftiger Gegenbewegung bei den gebildeten Deutschen der Sinn für das Heimische gestärkt. Man kämpfte dafür. Und diese Bewegung wurde ebenfalls zu einer Macht, der geschäftige Geister in Menge dienten. In der bildenden Kunst wurde Dürer und die ganze kräftige und innerliche Malerei und Bildhauerei seiner Zeit und des Mittelalters mit wachsender Liebe und Vertiefung aufgesucht, von den Neueren Ludwig Richter und Moriz von Schwind hervorgeholt; Uhde, Thoma, Steinhausen drangen durch. Das Schlichte, Innerliche, Heimelige wurde gepflegt, in der Baukunst der Dorfstil, in der Malerei und Dichtung, was man Heimatkunst nannte. Für Gottfried Keller, Wilhelm Raabe, Theodor Storm kam eine neue Zeit des Verständnisses. Der von Ferdinand Avenarius besorgte „Kunstwart" hat große Verdienste an dem neuen Geist. Er ging nicht unter der Fahne des Deutschnationalen, aber des Echten, Gehaltskräftigen, Bodenwüchsigen usw., und das führte am sichersten auf „deutsche Art und Kunst".

Die Wendung, von der wir sprechen, hat sich nach dem Jahr 1890 auffallend angekündigt in der starken und weiten Wirkung des merkwürdigen Buches: „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen." Als Verfasser wurde später der bis dahin unbeachtete Dr. Langbehn bekannt; er hat in diesem Buch sein ganzes Bekenntnis abgelegt. Es verkündigt gegenüber unserem Übermaß an gelehrter und künstlicher Bildung, der Herrschaft großstädtischer Zivilisation und allem dem abschleifenden, Herz

und Charakter tötenden, mechanischen Getriebe des modernen Lebens den Zug zur Natur, zur „Scholle", zum Einfachen und Schöpferischen, die Herrlichkeit der Kunst, aber einer erdentstammten, die zum gesund werktätigen Volksleben gehört wie einst in unserer Dürerzeit, das Recht und den Stolz charaktervoller Eigenart, einen Menschenschlag, der zugleich kindlich und männlich, volksmäßig und vornehm ist. Unter den menschlichen Berufen sind drei die besonderen Lieblinge; sie deuten die Eigenschaften an, die der Deutsche haben soll: es sind der Bauer, der Künstler und der Krieger. Die Heimat dieses Menschenideals ist „Niederdeutschland", „niederdeutsche Breite und Fülle, Derbheit und Frische, Ruhe und Gedrungenheit". Es ist billig, daß in Bismarck und Moltke die Niederdeutschen die Führung bei uns gewonnen haben. Auch Cromwell war ein rechter Niederdeutscher, auch Shakespeare, wie Rembrandt. Dagegen der Geist Berlins führt vollkommen vom deutschen Wesen ab. Das ist der Geist des alten Nicolai, Bildung auf bloß verstandesmäßigem Grunde ohne Herz, geistige Leere bei äußerer Betriebsamkeit. Nichts sei zu allen Zeiten in dieser Stadt seltener gewesen als gesunde natürliche Genialität. Wir Deutsche können ohnehin keine geistige Hauptstadt brauchen. Man müsse das Land aufbieten gegen Berlin. Übrigens ist dem Verfasser bewußt, daß es, auch ohne Berlin, im niederdeutschen Charakter — im friesischen besonders, meint er — einen Zug gibt, der seiner deutschen Art fremd und widrig ist: einen kalt berechnenden Verstand, der gemütlos Menschen und Dinge danach beurteilt, wie man sie verwenden könne. Die alte Beschwerde Süddeutscher gegen den Norden! Mit diesem Geist habe der preußische Staat seine zweckvolle straffe Ordnung geschaffen. Männer dieses Geistes habe er immer angezogen. Die Herrschaft über Fremde im Kolonialstaat züchte Härte und Schärfe. Und die slawische, französische,

jüdische Beimischung bringe Fremdartiges in Preußens deutsches Wesen. „Der Gegensatz zwischen Junkern und Fortschrittlern ist vielleicht noch mehr ein solcher des Bluts als der Überzeugung.“ Der echte Deutsche, Niederdeutsche, ist konservativ; die Fortschrittspartei würde eine Ahnenprobe auf germanische Abstammung schlecht bestehen, und der rein Deutsche neigt unwillkürlich in diesem Kampfe zu seinen Blutsverwandten. Aber um so nötiger ist das Einströmen der herzlichen, phantasie- und humorvollen, kernigen deutschen Art, wie sie im Norden zwischen Rhein und Elbe erdgeboren zu Hause ist.

Langbehn ist durchdrungen von der Bedeutung des Blutes, der „R a s s e“. Lagarde hatte noch, im Geist einer älteren Zeit, gemeint: Das Deutschtum liege nicht im Geblüt, sondern im Gemüt. Dieser Gegensatz schien dem späteren Geschlecht, das mehr naturwissenschaftlich anthropologisch dachte, ganz unsinnig. Langbehn erklärt, die Macht des Blutes sei durch die Jahrhunderte hin stärker als alles andere. Und wenn Treitschke von der Verwandlung der Juden in Deutsche sprechen konnte, so sagt Langbehn: „Ein Jude kann so wenig zu einem Deutschen werden, wie eine Pflaume zu einem Apfel werden kann.“ Blut und Art der Deutschen aber sei a r i s c h. Ja, die Wiege des Ariertums sei Niederdeutschland; von dort, vom germanischen Nordwesten, müsse Deutschlands Erneuerung ausgehen. Von dort stamme die Aristokratie des Menschengeschlechts; der Name Arier selbst bedeute nichts anderes als das urverwandte griechische „aristos“: der edelste. Aristokratie sei die edlere Minderheit, welche die unedle Mehrheit erziehen müsse. Und das müssen wir heranbilden: eine arisch gesinnte „Adelspartei“ aus Bauern, Bürgern, Edelleuten, deutschgesinnter Geistlichkeit und deutschgesinnter Künstlerschaft, und besonders aus unserer Jugend. Für ihre Arierart sollen die Deutschen leben, streiten, sterben, ihre „Speere

werfen" und ihre „Götter ehren", das heißt: ihre arischen Ideale. Einmal wird sich auch zusammenfinden, was durch die Arierart, die Germanenart, zusammengehört: die Schweden, Dänen, Holländer, ja Engländer werden auch Bismarck noch einmal, wie Luther, als ihren Geistesverwandten grüßen! Und endlich findet sich in diesem Buch, nur etwas schüchtern, der Gedanke: das echte, ursprüngliche Christentum sei arisch, man möchte sich Jesus mit niederdeutschen Zügen denken.

Das ganze Buch hat einen freudigen, hoffnungsvollen Ton; es sieht die Zeitgenossen halb schon auf seinem Wege. Und wirklich begegnen wir seinen Gedanken bald hundertfältig. Denn es regte sich nun allmählich in jenen gesund erhaltenen warmen Winkeln abseits vom großen Getriebe, in denen, nach einem Wort Richard Wagners, allein noch die echte deutsche Art war; und eine frische deutsche Bewegung ging seit den 90er Jahren durch unser Land. Auch Deutsch-Österreich nahm diesmal kräftig teil, dessen Deutschtum für seinen Bestand zu kämpfen hatte. In vielem erinnert die Bewegung an die sogenannten Teutonen aus dem Zeitalter der Freiheitskriege. In allerlei Bünden schuf sie sich ihre warmen Herde. Dr. Friedrich Lange, der Niedersachse, gründete im Jahr 1894 den „Deutschbund" als eine Gemeinschaft solcher, die entschlossen waren, ein „reines Deutschtum", eine „deutsche Weltanschauung", ein „zu religiöser Glut verklärtes Deutschideal" zu betätigen; eine „Burschenschaft der Erwachsenen". Brüder, Deutschbrüder nannten sie sich. Alljährlich feierten sie ihr Hermannsfest auf der Grotenburg oder der Wartburg oder vor dem Niederwalddenkmal oder der Kaiserpfalz zu Goslar usf. Zur Akademischen Turnerschaft und den Vereinen deutscher Studenten liefen die Verbindungen hinüber. Theodor Fritsch mit seinem „Hammer" ist „Deutschbruder"; ebenso Paul Bräunlich und andere, die in die Los-von-Rom-Be-

wegung in Österreich eingriffen. Friedrich Lange hat auch mit sehr beachtenswertem Erfolg, zuerst an der „Täglichen Rundschau", dann seit 1896 mit seiner „Deutschen Zeitung", ein Beispiel dafür gegeben, daß eine Tageszeitung ohne Verflechtung mit einer Partei und mit wirtschaftlichen Interessen, mit dem Judentum als Gegner, rein für den deutschen Gedanken arbeitend, glücklich bestehen kann. Man muß an die Verhältnisse in England oder Frankreich denken, um es recht zu fassen, wie Bünde solcher Art gerade in Deutschland möglich sind, wie sie ja eben auch gerade in Deutschland nötig sind! Eine Eigentümlichkeit Deutschlands sind sie auch insofern, als wohl nirgends sonst die geistige Vertiefung in das Nationalwesen so wie bei uns gepflegt wird. Der Deutsche sucht es immer wieder inne zu werden, daß er ein Deutscher ist und was das auf sich hat, und erbaut sich an seinem Deutschtum, und dies um so gesteigerter, je mehr er sein Volk gegen den deutschen Gedanken stumpf, charakterlos und zwieträchtig sieht.

Es handelt sich nun darum, die Züge dieser weitverzweigten Bewegung sich im einzelnen klar zu machen. Sie will unser ganzes Leben ergreifen, Denken, Empfinden und Handeln, Sitte und öffentliche Einrichtungen, unser Heim, unsere Sprache, alle Betätigung. Alles will sie aus dem Jungbrunnen unseres besten Wesens reinigen und tränken.

Hier greift nun gleich der Rassengedanke ein, der Ariergedanke nämlich. Wir finden darin den Germanengedanken wieder, aber auf veränderter Grundlage: Unter dem Germanen wird der hochgewachsene, langschädelige, hellfarbige Mensch der Nordlandsrasse verstanden, der nicht auf die Germanenstämme beschränkt ist. Mit den Germanen haben auch die Gallier, die einst Italien besetzten, dieser Rasse angehört. Die Germanen und ihre Verwandten haben wohl auf ihren Wanderungen bereits Menschen geringerer Rassen, als Unterworfene, mit sich

geführt, und jedenfalls haben sie sich mehr und mehr in den Ländern, die sie eroberten, mit solchen vermischt; aber ihr Kern war nordisch. Und die Spuren dieser Rasse führen viel weiter: zu den Slawen, zu den alten Griechen, besonders zu den Dorern, nach dem alten Rom, zu den Iraniern und Indern. Und nun ist das Wesentliche an dem Ariergedanken der Glaube, daß die Menschen der Nordlandsrasse es waren, welche die sogenannten indogermanischen Sprachen geschaffen, zu den erhabenen Schöpfungen und der Größe der indogermanischen Völker die Kraft gegeben haben. Arische gemeinsame Geistesart wird in diesen Völkern aufgesucht. Als schlechthin arisch aber wird keins dieser Völker anerkannt; in ihrem Rassenbestand und danach ihrem Charakter und Wert haben sie sich alle gewandelt; das Arische ist eine Aristokratie unter ihnen. Es ist die Edelrasse, deren Tragödie der Graf Gobineau geschrieben hat. Wenn der Germanenname auf sie angewendet wird, so wird dies damit gerechtfertigt, daß sie aus Nordeuropa, „Germanien", stamme, daß die Ausbreitung der Germanenvölker ihr letztes gewaltiges Auftreten gewesen sei, daß vor der großen Germanenwanderung das nordische Blut in der alten Welt stark verbraucht gewesen sei, und daß zu der Bildung der neuen Nationen der germanische Zufluß das Entscheidende getan habe.

Die Überzeugung wurde neu begründet, die wir schon in Arndts vergleichender Völkergeschichte klassisch vertreten fanden: Ludwig Woltmann hat in den Büchern „Die Germanen und die Renaissance in Italien" (1905) und „Die Germanen in Frankreich" (1907) zusammengetragen, was für germanische Abstammung der führenden Schichten der früheren Gesellschaft in den romanischen Ländern, namentlich aber für germanische Abstammung der bedeutendsten Männer sprechen kann; mehrere hundert Italiener und Franzosen hat er darauf untersucht. Die Beweise im ein-

zelnen kann man nur zu einem Teil gelten lassen; stark tritt der Anteil der anderen Rassen zutage; stark sind allerdings auch die Spuren des Nordischen. Eigentümlich ist, daß Woltmann sich einseitig darum bemüht hat, helle Farben der Haare, der Augen, der Haut, lange Schädel und Gesichter nachzuweisen, daß er sich so gut wie gar nicht um die Züge der Gesichtsbildung und die geistigen Merkmale gekümmert hat. So war es möglich, Kolumbus mit seinem jüdischen Blut und gar Napoleon für die germanische Rasse in Anspruch zu nehmen. Alle Kraftleistungen, die Erhebung des Papsttums wie die Renaissance der Franzosen und ihre große Revolution, schreibt er der germanischen Rasse zu.

Anders ist die wesentlich gleiche Ansicht in Houston Stuart Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts begründet, dem Buch, das sie bei uns am stärksten verbreitet hat. Gegenüber der Frage der körperlichen Merkmale, die durch die fortschreitende Forschung verwickelt wurde, ist er vorsichtig; mit um so größerer Kühnheit bestimmt er nach den geistigen Merkmalen, was der Germanenrasse angehöre, wer ein Arier und Germane und wer ein Mischling sei. Das ist ihm Sache des unmittelbaren Gefühls, das selbst zur Rasse gehört. Schwere Schatten fehlen nicht ganz in dem strahlenden Licht der edlen Züge, die die Arier und Germanen in die Welt gebracht haben. Aber im wesentlichen machen diese Züge das Bild; ein Ideal germanischen Wesens wird uns vorgehalten. Als die beiden Grundkräfte erscheinen der Drang zur persönlichen Selbständigkeit und jene Treue, die auf freie Hingabe gegründet ist, zugleich Treue zum höheren Selbst ist. Dadurch wird alles andere getragen: die Hochhaltung der persönlichen „Ehre", neben der alle anderen Lebensgüter gering geschätzt werden; die Achtung vor aller Persönlichkeit, daher die Fähigkeit zu freier Duldung in Glaubenssachen, während diese Menschen sonst in der Vernichtung dessen,

was ihren Weg hemmt, furchtbar sein können; die Beziehung aller Dinge auf das Innerliche; ein Wesen, dem es eigen ist, frei und fromm zugleich zu sein. Dann als eine Haupteigenschaft der Trieb und die Kraft zum freien Schaffen, zum Entdecken, Erfinden, Organisieren, zur geistigen Eroberung der Welt, ein Künstlerdrang und ein Herrschersinn, ein tatkräftiger tollkühner Unternehmungsgeist, der sich mit Vorliebe Ziele setzt, die im Unendlichen liegen. Dabei eine große Sorglosigkeit für das persönliche Wohl; eine kriegerische Heldengesinnung. Halten wir dieses Bild gegen das, das wir im 9. Kapitel dieses Buches vom bürgerlichen, gelehrten Deutschland übernahmen, so fällt auf, daß die helden- und herrschermäßigen Züge viel mehr hervortreten: hier haben wir das Herrenvolk der Eroberer und Staatengründer. Die Geschichte des Abendlandes erscheint nun als der siegreiche, aber schwere Kampf der Germanenart gegen den Geist der alten Welt, des von Rom und seinem Erben, der Papstkirche, in Unfreiheit und Verfinsterung beherrschten „Völkerchaos". Das neue Rom kann sich dabei wie das alte der Germanenkraft bedienen: Germanen gegen Germanen kämpfen den Kampf: diese großen Kinder, die der überlegenen Kunst und der imponierenden Größe römischer Weltregierung anheimfallen. Die Kirche und der Jesuitenorden, dieser Erzfeind germanischen Wesens, ist ohne die Germanen, auch Thomas von Aquino ist ohne seine Mutter aus staufischem Hause nicht zu denken. — — —

Erneut wurde die Entwicklung des Abendlandes auf die Spuren des germanischen Wesens untersucht und in Staat und Wirtschaft, Weltanschauung, Kunst und Wissenschaft, im Kunsthandwerk der Völkerwanderungszeit, in der Entwicklung der romanischen Sprachen usw. die Auswirkung des Germanischen gefunden. Es wurde dabei zu viel entdeckt, die verstiegensten Ansichten wurden vorgetragen;

dann kamen andere, in deren Händen sich alles das aufzulösen schien. Nicht nur jüdische Geister und sonst Eiferer für die Gleichheit, die an der Bekämpfung des Germanengedankens interessiert waren. Vielmehr drängt sich vor anderem die Beobachtung auf, mit welch gewissenhafter Vorsicht gut deutsche Gelehrte solche Fragen behandeln, wie der Gerechtigkeitstrieb der Deutschen bis zum Widerspruchsgeist gegen die Verherrlichung des eigenen Volkstums sich geltend macht.

Der Lehre, die alles Große und Wertvolle in der Welt auf die nordische Rasse zurückführen wollte, standen doch gewichtige Beobachtungen entgegen. Auch für Deutschland: es war nicht abzuweisen, daß in geistiger Schöpferkraft Landschaften mit starker Rassenmischung voranstehen und daß gerade auch schöpferische Männer, in denen wir deutsche Art verkörpert finden, unnordische Merkmale tragen, unter ihnen Luther, Goethe, und vollends Beethoven. Die Rassenfrage ist überhaupt außerordentlich verwickelt. Und die Typen der Anthropologen reichen entfernt nicht aus, um die Rassencharaktere des Abendlandes zu bezeichnen. Wie ist das Element zu fassen, das im Charakter der französischen Nation durchgeschlagen hat? Wir nennen es gewöhnlich keltisch. Es ist ein Hauptträger des sogenannten Romanentums. Romanentum selbst ist ja keine Rasse. Dann das „keltische“ Element, das in Großbritannien dem angelsächsischen so auffallend entgegensteht, obwohl das Blut der hellfarbigen Rasse auch in ihm ist?

1900 und 1901 erschienen zwei Bücher von Heinrich Driesmans: Das Keltentum in der europäischen Blutmischung, und Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung; auch hier ist die fröhliche Kühnheit eines Mannes, der sich den Blick in die Geheimnisse der Menschenart zutraut. Er sieht hinter allen großen Gegensätzen, besonders Weltanschauungskämpfen, Rasseninstinkte und

sieht das „Keltentum" in Frankreich, Spanien, England, Deutschland im Vordringen gegen die germanische Herrenrasse. Die Kelten haben den Franken Form und Stil gegeben, sie zur höfischen Sitte, zum Rittertum, zum Minnesang und zum Esprit erzogen. Sie haben die Germanen durch die römische Kirche gebändigt, die so recht ihre Kirche ist; noch heute gibt es in Deutschland wenig katholische Priester mit Germanenblut. In den Albigenser- und Hugenottenverfolgungen und im Fallbeil der Revolution ging der keltische Instinkt gegen die germanische Aristokratie vor; in Spanien schuf sich das Keltiberertum ein furchtbares Werkzeug in der Inquisition; usw. Die Kelten haben den Engländern den künstlerischen Geist gegeben, und seit die Angelsachsen in der puritanischen Revolution diesen ausstießen, besorgen vollends die Kelten ihr literarisches Leben, wie die Angelsachsen das politische. Das literarische England vom 18. Jahrhundert, dem unsere Deutschen sich verwandt fühlten, war viel mehr keltisch als germanisch. Aber auch Deutschland wird keltisiert. Keltisch — und das heißt hier immer nichtarisch — ist unter anderem der Geist der exakten Wissenschaft und der mechanischen Naturforschung, den Chamberlain auf die europäischen Arier zurückführt. Keltisch ist die musikalische und die schauspielerische Anlage usw. Diese Schriften lehrten, daß Kultur nur durch Rassenmischung zustande kommt, aber zugleich, daß Rassenmischung die Auflösung der arischen Edelrasse bringt.

Gerade mit diesem gobineauischen Gefühl fanden sich die Bekenner des Ariergedankens gemahnt, das dem Sonnenuntergang, dem Siegfriedschicksal, geweihte Große noch so strahlend wie möglich darzustellen, wie es Schemann in der Vorrede zum 4. Bande der Gobineau-Übersetzung ausgesprochen hat. Überwiegend aber ließ sich das zukunftsstolze Kraftgefühl der Deutschen nur bestärken durch den Arierglauben, namentlich in der Jugend. Er hat unsere

Jugendbewegung stark durchdrungen, in der Jahns Geist wieder auflebte, die Freideutschen wie das militärische Jungdeutschland. Deutsch sein im besonderen Sinne des Ariergedankens hieß: leiblich und seelisch die arische Rasse und Gesinnung rein halten und kräftigen. Auch phantastische Vorschläge sind dafür gemacht worden.

Wie die Familienüberlieferung des Geburtsadels oder der Korpsgeist eines gehobenen Berufsstandes sollte der Ariergedanke, verpflichtend und leitend, auf das Gewissen, das Denken, Empfinden und Handeln wirken. Daß er das für sich allein könne, vermochten freilich nur Schwärmer zu glauben; für sich allein regt er wohl Phantasie und Stimmung an, auch den Hochmut, gibt aber noch nicht Zucht und Halt.

Ein Bekenntnis unter dem Titel „Die zehn Gebote des Germanen" aus den „Deutschbund-Blättern" vom 15. September 1906 scheint doch wert, in den Hauptstellen wiedergegeben zu werden:

„— — — Habe stets germanisches Heldentum vor Augen! Deine Ehre sei, es deinen Ahnen gleichzutun! — — In deinem eigenen Busen findest du, was dir taugt zur Vollendung. — — Wer nicht treu ist, kann nicht als Germane gelten. Du stehst mit jedem Menschen, mit dem du in Verbindung bist, in einem Treueverhältnis. Wahre seinen Vorteil, als ob es dein eigener wäre! Wahre selbst deinem Feinde die Treue! — — Beflecke nicht deine Einbildungskraft mit lüsternen Bildern! Sieh in jedem Weibe deine Schwester! — — Die Lüge ist die häßlichste Sünde. Sie macht feige und ehrlos. Halte dein Versprechen auf jeden Fall . . . Widerstrebe nie der erkannten Wahrheit, sie mag dir unangenehm sein oder nicht! Sei ehrlich, auch wenn es dir Schaden bringt! — — Sei tapfer! . . . Nur Helden kommen nach Walhall . . . Gib in gerechter Sache nie nach! Sei versöhnlich in deinen eigenen Angelegen-

heiten, aber unerbittlich, wenn es das allgemeine Wohl gilt! Sei nachsichtig gegen andere, aber streng gegen dich! — — Deine Gesinnung sei vornehm, damit man erkenne, daß du von edlem Stamme bist! Der Freie ist großmütig. Am kleinlichen Sinn erkennt man den Knecht. Beuge dich nicht vor der Gewalt, krümme den Rücken nicht vor den Mächtigen dieser Erde, verteidige den Schwachen, schirme das sittliche Recht! Verehre die Hohen, die als Dichter und Denker das Ewige schauen . . . — — Das ganze Leben ist ein Kampf. Suche dich zu diesem Kampfe geschickt zu machen! Stähle den Leib! Führe ihm nie mehr Nahrung zu, als nötig ist! Vermeide berauschende Getränke! Versage dir auch einlullende Genußmittel, die deine Vorfahren noch nicht kannten! Sie stumpfen das Feingefühl ab und lähmen den Schwung der Seele. — — Kleide dich möglichst in volkstümliche Tracht! Hat man dir bei der Geburt einen fremden Namen gegeben, so . . . vertausche ihn mit einem schönen germanischen! — — Kämpfe für die Vorherrschaft des deutschen Geistes! — — Dieses Leben ist ein Leben vor Gott! . . . Diene ihm allein! Denke, sooft du kannst, über das Ewige nach! Alles Gute kommt von Gott, alles Schlechte von dir selbst. Du bist in die Verhältnisse hineingeboren, die du verdienst. Trauere daher nicht unnütz über dein Los! Du wendest das Schicksal nur durch Heldenmut und Ergebung."

Der neuen Bewegung, ähnlich wie einst der Turngemeinde, der Burschenschaft oder Arndts deutschen Gesellschaften, eignet jener Zug, der gegenüber hergebrachten Standesunterschieden „demokratisch" ist, aber auf eine Aristokratie der Träger des edlen Volkstums ausgeht. Der Adel wird geschätzt, sofern er als Hort des alten Germanengeistes von zugleich vornehmem und tüchtigem Wesen ist, und zwar als Landadel. Aber ebenso muß die Kräftigung und Vermehrung eines selbständigen Bauernstandes ange-

strebt werden. Der tüchtige Landarbeiter soll Eigenbesitz erwerben können. Es ist ein dringendes Anliegen, daß die Volksgenossen überhaupt unter Bedingungen leben und arbeiten, die sie körperlich und seelisch gesund erhalten, die ihnen das Gefühl geben, daß sie etwas Rechtes schaffen, und besonders, daß ein tüchtiges Familienleben gepflegt werden kann. Darum wurde mit Sorge auf die „Industrialisierung" Deutschlands gesehen und leidenschaftlich geschildert, wie sie das Land aushöhlt und das Volk in die großen Städte mit den schlechten Lebensbedingungen ihrer Arbeiterviertel und mit ihren schlechten Genüssen zieht. Die Mühle des seelenlosen Fabrikbetriebes zerreibt die gesunde Volksart. Die Familien werden auseinandergerissen, das Familienleben verwahrlost. Der Mensch fühlt sich als Nummer einer Masse, wie sein Arbeitserzeugnis nur uniformierter Massenteil ist. Dieser Entwicklung Freiheit gelassen zu haben, wird als schwere Schuld der Gesellschaft erkannt. Es wird verlangt, daß der Erzeugung von Schund und Gift, und ebenso einem Spekulationsgeist, der ohne Arbeit reich werden will, Fesseln angelegt werden. Die Deutschheits-Bewegung, von der wir sprechen, hat sich darum vielfach verbündet mit dem Kampf um die Bodenreform, mit der Mittelstandsbewegung, auch mit der christlich-nationalen Arbeiterbewegung. Vor allem aber ist sie auf Stärkung der Landwirtschaft und des Landlebens bedacht. Vom Standpunkt der „Industrialisierung" ist sie also „reaktionär". Am stärksten wohl ist das alles beisammen in der Zeitschrift „Der Hammer, Blätter für deutschen Sinn", geleitet von Theodor Fritsch. Sie hat, bei etwas stierköpfigem Auftreten, durch gesunde Anschauungen reinigend gewirkt. Sie hat freilich Erscheinungen bekämpft die mit dem besten Willen nicht zu vermeiden waren. Eine rasche Vermehrung seiner Industrie brauchte das Reich; sie war das Hauptmittel, um

die steigende Volkskraft auf eigenem Boden zu ernähren, die übermäßige Auswanderung einzuschränken, das Volksvermögen zu steigern.

Zur Deutschheits-Bewegung gehörte dann weiter, daß der Wert des Heimatlichen erkannt wurde. Das moderne Leben läßt die Menschen in Masse durcheinanderfluten, wirft sie in große Weltplätze zusammen, schleift das heimatliche Gepräge ab, entwurzelt das Volk. Der Mensch soll aber ein Stück Heimat an sich tragen. Das ist deutsch. Adolf Bartels hat einmal verlangt, die deutschen Landschaften sollten eindringend, mit ihrem Menschenschlag (nach anthropologischen Methoden) und allen ihren Gebräuchen, ihrer ganzen Eigenart aufgenommen und in Wort und Bild zu genauer Anschauung gebracht werden; das ergäbe ein großes Sammelwerk von deutscher Art. Mit dem Besonderen würde das Gemeinsame überraschend heraustreten; das Gefühl germanischer Rasse würde gestärkt. Zu dieser Wirkung hat sehr viel schon die sogenannte Heimatdichtung geholfen, die denn auch ganz im Sinne der Bewegung ist: Wilhelm von Polenz, Fritz Reuter, Fontane, Wilhelm Raabe, Gottfried Keller, Anzengruber u. s. f.

Ein besonderes Verdienst der Bewegung war, daß sie wieder den Sinn dafür schärfte, daß Träger und Ziel der Entwicklung eines Volkes der lebendige Mensch ist, und daß Charaktere, Männer mit einem Willen und eigener Verantwortlichkeit, Männer mit Heldensinn, die Geschichte machen, daß nicht die Einrichtungen sie machen, nicht sogenannte eherne Gesetze, und nicht die Massen. Ein Volk, das diese Wahrheit vergäße, bewiese dadurch, daß seine Kraft blöd geworden und es kein germanisches Volk mehr sei. Auch um diese Wahrheit aber mußte in unserer Zeit erst gekämpft werden. Dabei haben deutsche Historiker in stattlicher Reihe mit starker Wirkung eingegriffen. Für die Bewegung, von der wir sprechen, war es wesentlich,

daß sie unter dem Anblick Bismarcks heranwuchs. Bismarck gab ihr das Beispiel eines Mannes, der durch überlegene persönliche Kraft und Kunst eingreift in das Schicksal der Völker, der in entscheidender Zeit nahezu einsam und in einem Kampf mit seiner Umgebung, dem ein anderer erlegen wäre, furchtlos wagend, im vollen Gefühl der Verantwortung vor seinem Gott, seinem König, seinem Volk und der Geschichte, die gefährliche Fahrt leitete, um das neue Reich zu gründen. Mit seiner gewaltigen Leidenschaft, seiner Unabhängigkeit, Herrscherstärke, kriegerischen Art, seiner erdgewachsenen Naturkraft erschien er der Zeit im Bild eines germanischen Recken; Heldengestalten der alten Sage verwoben sich mit der seinen, Siegfried und Hagen zugleich. Als Verkörperung deutscher Wahrhaftigkeit und Treue wurde er gefeiert. Er wurde mit Luther zusammen gesehen; an ihm nicht weniger als an Luther hat sich ein Ideal von deutscher Männlichkeit gebildet.

Der männliche und wehrhafte Sinn der Deutschen war neu gekräftigt. Er wurde anerzogen durch das preußisch-deutsche Heer. Schwer hat dieses Heer das Widerstreben der bürgerlich-liberalen und demokratischen Welt bezwungen. Der Widerwille gegen die strenge Zucht und die Opfer, die verlangt wurden, berief sich darauf, dies Heer sei kulturwidrig und beleidige den freien deutschen Sinn. Das Ideal eines deutschen Volksheeres etwa in Schweizer Art wurde ihm vorgehalten. Aber mochte die Schweizer Art dem Unabhängigkeitssinn besser zusagen, es war doch klar, daß sie für die bedrohte Großmacht in der Mitte Europas nicht ausreichte. Ein großer Fortschritt aber war es, wenn z. B. Friedrich Lange schrieb, dieses Heer, der gewaltige Erzieher zum Ehrgefühl wie zum Gehorsam und der Opferbereitschaft, zur Waffenfreude und Kampftüchtigkeit, zu einem männlichen und aristokratischen Deutschtum, sei „Kern

vom Kerne" unserer Kultur, und alle gesunden Deutschen empfinden es mit tiefinnerem Wohlgefallen als die beste unserer Einrichtungen.

Wer in solchem Sinne deutsch empfand, der hatte auch seine Freude am preußischen Offizier, an diesem Heldengeschlecht, dessen Führer und echte Vertreter einen wahren Adel deutscher Art darstellten, mit ihren straffen Körpern und blitzenden Augen, ihren starken und reinen Herzen, ihrer schlichten Tapferkeit und ihrem Zartgefühl, ihrer echten Frömmigkeit und tüchtigen Geistesbildung, pflichttreu bis zum letzten Hauch, und durch diese Gesinnung innerlich frei und freudig. (Ich sage das großenteils mit Worten von Adalbert Wahl.) Haupt und Vorbild dieses Berufsadels war der alte Kaiser, von dem Erich Marcks sagen durfte, er sei uns nicht nur Sinnbild unseres starken Reiches, ja unseres gemeinsamen Besitzes, sondern „Ausdruck deutschen Wesens, wie wir es erwünschen". — — —

Für das Streben nach „reinem Deutschtum" war es natürlich eine Hauptaufgabe, sich mit dem großen Erbe auseinanderzusetzen, das wir aus der alten Kulturwelt aufgenommen haben: mit der Antike und, was wichtiger ist, mit dem Christentum. Und da drängen sich nun die Radikalen vor und sagen: es sei ein Unglück für unser Volk gewesen, daß es nicht aus eigener Anlage seine Kultur habe entwickeln können, daß in seiner Jugend die Religion und Bildung einer fremden, gealterten Völkerwelt mit überlegener Autorität über uns gekommen sei. In gelehriger Jüngerschaft habe sich das deutsche Volk an Fremdes verloren, es sei verbildet und vom urwüchsigen Gestalten abgehalten worden; aber es habe noch unverbrauchte Kraft und habe nun in langer Übung am Fremden Fähigkeiten entwickelt, um jetzt selbständig zu sein.

Dies wird besonders gegen die Antike gesagt, und zwar neuerdings auch gegen die griechische. Goethe wird

mit den Augen Karl Weitbrechts gesehen („Diesseits von Weimar"!). An dem Beispiel etwa von Hermann und Dorothea und den Nachahmungen des griechischen Tragödienstiles wird gezeigt, wie unnatürlich das griechische Gewand uns stehe. Daß ganze Geschlechter ihre Phantasie in griechischer Mythologie untertauchen ließen, von germanischer nichts wissen, die ganz anders tiefsinnig sei und zu den Quellen unserer eigenen Stärke hinführe, sei eine Schande. Die klassische Kultur habe einen Riß in unser Volkstum gebracht; sie sei doch nur gelehrter Bildung zugänglich, Kultur für eine Oberschicht. Nachdem nun glücklich unsere Dichtung und bildende Kunst sich auch ein eigenes Gewand geschaffen habe, sei es Zeit, das antike abzulegen. Besonders seit den 90er Jahren — Friedrich Lange war beteiligt — wurde das G y m n a s i u m heftig angegriffen. Der nationale Gedanke verband sich dabei mit dem fortwirkenden Aufklärungsgeist aus dem 18. Jahrhundert und den praktischen Interessen, aus denen die Realschule hervorgegangen ist. Je näher übrigens der Gegenwart, desto mehr gilt von diesem Angriff, daß er etwas angreift, was so, wie er es schildert, bereits der Vergangenheit angehört. Denn wo ist heute das Gymnasium, von dem man im Ernst sagen kann: es bilde nicht Deutsche, sondern Griechen und Römer, und nicht gesunde Menschen, sondern gelehrte Stubenhocker und Schwärmer aus? Gerade die Bestrebungen, die wir schilderten, haben stark auf das Gymnasium eingewirkt, und Gymnasiallehrer selbst gehören zu ihren eifrigsten Verfechtern.

Heute sind es die Volksschullehrer, die im Zusammenhang mit ihrer Standesbewegung das Gymnasium angreifen, um es durch die sogenannte höhere deutsche Schule zu verdrängen, und mit ihnen alle, die im Gymnasium die altvornehme „aristokratische" Schule bekämpfen. Sie führen den Gedanken der sozialen Ausgleichung zum großen Teil

unter nationaler Flagge vor: innere Geschlossenheit des Volkstums, Einheit der deutschen Bildung. Und wirklich ist (woran das heutige Geschlecht nicht mehr denkt) das Programm der Einheitsschule (gemeinsamer Unterbau und späte Gabelung usw.) mit Deutsch und deutscher Geschichte als Mittelpunkt des ganzen Unterrichts wesentlich durch den Führer des Deutschbundes, Friedrich Lange, und seine Freunde vom Verein für Schulreform zubereitet worden; die Reformschulen sind von diesem Kreise gegründet worden. Auch die gesellschaftliche Hebung der Volksschullehrer hat Friedrich Lange empfohlen, um „die gesamte Lehrerschaft zu einer Kerntruppe des nationalen Gedankens" heranzubilden.

Das Verhältnis der Gebildeten zur Antike hat sich in den letzten Jahrzehnten ja stark verändert, und die bewußte Hinwendung zum deutschen Wesen hat ihr Teil dazu beigetragen. Die Frage ist nur: ob es auch das deutsche Wesen war, dem die Veränderung zugute kam? Die Männer früherer Geschlechter, die sich in das „sentimentalisch" verklärte Bild der Antike verloren und sogar von lateinischen Literaturwerken mit viel Rhetorik und oft armem Gehalt begeistert wurden, bewahrten darunter zumeist eine schlichte gut deutsche Art und hatten den Halt einer gesunden und edlen Geistesrichtung gegenüber zeitgenössischen Verirrungen. Außerdem: der schwerfällige Deutsche in seinem nordischen Land hat nun einmal die Sehnsucht nach den schönen Formen und der Gestaltenfülle, die der klassische Süden ihm zeigt. Auch bleiben die antiken Sprachen, besonders die lateinische, ein unerreichtes und unersetzbares Bildungsmittel; die Klage, daß unsere Schriftsprache darüber vernachlässigt und sogar dadurch verbildet worden sei, war für frühere Zeiten wohl berechtigt, kann aber den Wert im ganzen nicht entkräften. Und so waren unter den entschiedenen Vorkämpfern einer charaktervollen Deutschheit

immer Männer, die auf unsere Durchdringung mit der Antike fortdauernd das größte Gewicht legten. Zum Beispiel wäre an Treitschke zu erinnern.

Unseren Übereifrigen gelten ein paar Worte von W. H. Riehl aus der köstlichen Schrift „Die deutsche Arbeit": In der Hingabe an Werke der Weltliteratur (wie Sophokles, Dante, Shakespeare) ist keine Gefahr, daß wir verausländern. Das Studium auch der Griechen hat „uns erst wieder recht zu uns selbst gebracht und uns deutscher gemacht in unserer Kunstpoesie, als wir es seit langer Zeit gewesen". „Die Kunstgeschichte zeigt uns zu aller Zeit, daß eine schwächere heimische Kunst durch freiesten Verkehr mit künstlerisch höher entwickelten Nachbarländern erstarkte, aber sie gibt kein einziges Beispiel, daß ein noch jugendliches Kunstleben durch Absperrung vom internationalen Wettkampf eigenartig groß geworden wäre. Je weltoffener Kunst und Wissenschaft ist, je offener sie ringt mit fremder Kunst und Art und ringend lernt, um so nationaler wird sie sich gestalten." Und ein Wink von Georg Dehio in der „Geschichte der deutschen Kunst": „Es gibt Freunde unserer alten Kunst, deren volkliches Selbstbewußtsein mehr empfindlich als fest und klar ist . . . Sie sind immer geneigt . . ., am liebsten den fremden Einfluß zu leugnen oder, wenn sie dies nicht können, ihn für eine Minderung des nationalen Wesens und somit ein Unglück zu erklären." Im rechten Sinne von Fremden lernen, heiße die eigenen Kräfte befreien und erhöhen, wie das die deutsche Kunst des Mittelalters zeige.

Seit Jahrzehnten wird nun auch das Christentum im Namen „germanischer Weltanschauung" angegriffen. Es treibe zur Weltflucht, während der germanische Mensch freudig und kräftig ins Leben eingreifen wolle; es verleugne die gesunde Natur, die Geschlechtsliebe, Ehe, Familie, die Wurzeln eines geordneten, gesegneten Lebens; es habe

keinen Sinn für den Stolz und die Würde eines in sich selbst sicheren Charakters, für das Heldenmäßige, für das Vornehme; es erweiche und breche die Kampffreudigkeit und gesunde Härte des Denkens. Es habe uns fremde, orientalisch-jüdische Vorstellungen von Gott eingeimpft. Im Gemüt des Ariers lebe ein reinerer, hellerer Sinn für Gott, Natur und Leben. Wir brauchen nur dem „eingeborenen Idealismus" unserer Art zu folgen, um eine reinere Religion (oder besser deutsch: ein reineres „Gottum"!!) zu finden, als die Religion der alternden orientalisch-römischen Völkerwelt. Wirklich habe auch der Germane, zumal in der deutschen Reformation, aus dem Christentum etwas mehr nach seiner Art gemacht; aber viel entschiedener müßten wir uns durchsetzen. Und so wurden denn Religionsgesellschaften gegründet, die aus der Götter- und Heldensage der jungen Germanenvölker einen neuen Kultus schaffen wollten; Christus wurde durch Siegfried und Balder ersetzt und aus den Schriften deutscher Männer eine „Germanenbibel" zusammengestellt. Ein Beispiel dafür, wie in lästerlicher Vermessenheit über das Christentum abgeurteilt werden könne, hat schon vor Jahrzehnten Eugen Dühring gegeben. Die angestammte deutsche Sittlichkeit sei eine viel höhere als die auch des Neuen Testaments. Von einer Gemütskraft und einem Gemütsadel, wie sie in den Deutschen leben, sei bei Christus keine Spur zu finden!! Wir sollten uns nach mehr als tausendjähriger Fron, in der wir für den Herrgott aus Palästina unser Fleisch gezüchtigt haben, auf uns selbst stellen; durch die Bildung aus den Schriften der Judenrasse — das Neue Testament immer inbegriffen — seien wir arg entstellt worden; Phantasie und Gefühl haben ihre Reinheit verloren; wir müssen unseren Adel wiederfinden! (Sache, Leben und Feinde, 1882, S. 237 ff.)

Im nationalen Gedanken selbst liegt schon, wenn er hoch gesteigert wird und ungezügelt ist, die Versuchung, mit dem

Volkstum eine Art von religiösem Kultus zu treiben. Beim Volkstum ist die Versuchung eher noch stärker als bei dem Gedanken der Menschheit in der Weise des 18. Jahrhunderts, weil der Gegensatz zu fremdem und feindlichem Volkstum das Gefühl erregt. In der Leidenschaft des vergangenen Krieges ist manchen der Gedanke des Deutschtums Inhalt religiösen Gefühls geworden, besonders auch und mit gesteigertem Schwung — was bezeichnend ist — in Deutschösterreich. Vom „heiligen Deutschtum" als höchstem Gut ist gesprochen worden; das Deutschtum ist als Heiland der Welt bezeichnet worden. Die Erfahrungen, die wir dann besonders seit dem Herbst 1918 mit der sogenannten Adelsgesinnung des deutschen Volkes und unserem „eingeborenen Idealismus" gemacht haben, sind eine grausame, aber verdiente Belehrung für Schwärmer.

Die Phantasien von deutscher Religion, die das Christentum ersetzen soll, sind aber nur die radikalsten Ausläufer einer ernst zu nehmenden Geistesrichtung, die sich zum Christentum bekennt und den Zusammenhang mit seiner Geschichte bewahrt, aber ein „germanisches Christentum" will, in das unser Wesen rein aufgehen kann, und dabei glaubt, den rechten Sinn der „Religion Jesu" zu treffen. Sie fühlt sich im Einklang mit Luthers Reformation, sieht es aber so an, daß diese „auf halbem Wege stehen geblieben" sei. Eine geschichtliche Rechtfertigung findet sie noch besonders in der Überzeugung, daß Jesus selber, der Galiläer, von Geblüt und Empfindung unjüdisch, manche sagen: arisch, gewesen sei. Die Zergliederung des Neuen Testamentes durch die religionsgeschichtlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte wird achtsam aufgegriffen. Die Radikalen, von denen die Rede war, sehen als Feinde ihrer deutschen Eigenreligion „Juda und Rom" und werfen das Christentum zu Juda; hier dagegen ist es die Bestimmung des Germanengeistes, das

Christentum von solchen jüdischen und römischen Beimischungen, die es entstellen, zu reinigen. Die Germanen nehmen es als die berufenen Christophoroi der Weltgeschichte Juda und Rom sozusagen aus der Hand. Was die germanische Seele auszeichnet und ihr teuer ist: der Heldengeist und die werktätige Lebensfreude, die Heiligung der Ehe, der Familiensinn, das Naturgefühl, der Trieb zu einer vertrauensvollen gemütlichen Einigung mit dem Göttlichen, alles das wird im christlichen Geist, wenn er in seiner Hoheit und Tiefe erfaßt ist, wiedergefunden. Die alte Überzeugung, daß deutsch und christlich zusammenstimme, ist gewahrt. Es wird erkannt, daß die Kraft, die vom Evangelium ausgeht, durch keinen Germanenkultus ersetzt werden kann, der übrigens beim Evangelium Anleihen zu machen pflegt. Ein Bekenntnis wie jene „zehn Gebote des Germanen" ist ja nur durch unsere christliche Erziehung möglich, und wenn es sich um die Bewährung in der Not des Lebens handelt, möchte wohl der Germanenkultus etwas leicht befunden werden.

Die neue deutsche Bewegung ist noch mehr als die vor 100 Jahren protestantisch. Immer wieder wählt sie die Wartburg als ein Symbol. Die Katholiken finden sich von einem so entschiedenen Hervorkehren des Deutschen gerade schon dadurch abgehalten, daß deutsch und protestantisch zu eng miteinander verwachsen sind. Überhaupt aber muß die katholische Kirche natürlich den „Nationalismus" in Schranken halten. Den Rassengedanken bekämpft sie geradezu. Allerdings haben die Katholiken, schon zur Abwehr gegen den Vorwurf undeutscher Gesinnung, immer wieder Wert darauf gelegt zu zeigen, daß deutsch und katholisch von alters her einen guten Zusammenklang gebe; ja es liegt ihnen der romantische Gedanke bereit, daß die Herrlichkeit des mittelalterlichen Deutschtums die eigentliche Blütezeit deutscher Art gewesen sei. Als Träger der katho-

lischen Idee unter der Kaiserkrone des Abendlandes habe das deutsche Volk seiner Bestimmung gelebt, von der es später abgefallen sei. Kein nationaler Eifer auf dem Grunde der Kirchentrennung, einer unkatholischen Kultur und eines unkatholischen Kaisertums könne den Deutschen zur Größe verhelfen. Die stärkste Annäherung der Katholiken an das protestantische Deutschtum und das stärkste Bekenntnis zur deutschen Gemeinschaft haben wir während des letzten Krieges erlebt, als das katholische Ausland die deutschen Katholiken mit den deutschen Protestanten in eine gemeinsame Verdammung warf und romtreue deutsche Katholiken eine Sprache redeten wie in dem Sammelwerk „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg".

Der katholische Geist ist aber auch für den Kampf um deutsche Art in dem hier bezeichneten Sinne weithin ein Bundesgenosse. Dies wird noch zu wenig erkannt, obwohl ein vergleichender Blick in unsere liberalen Zeitungen und in katholische Zeitungen und Zeitschriften es klar macht. Blätter liberaler Geistesrichtung sind, wo es sich um Literatur, Musik, Theater. bildende Kunst handelt (was zu Zeiten einen breiten Raum bei ihnen eingenommen hat), vorwiegend ohne Haltung. Zum mindesten führen sie es nicht durch, für deutsche Art (im bezeichneten Sinne) einzutreten und das ihr Widrige und die feinen und rohen Gifte der Weltzivilisation zu bekämpfen. Sie sind zu abhängig von Mächten, die hinter solchen Erzeugnissen stehen, scheuen auch den Vorwurf, nicht „fortschrittlich" zu sein. Die katholische Literatur aber zeigt, ohne das Deutsche herauszukehren, in ihren Schranken eine wohltuende Entschiedenheit in der Scheidung des Gesunden, Gehaltvollen und Edlen von seinem Gegenteil. Auch hegt ja von je die katholische Kirche die naive Volksart.

Unter den politischen Richtungen der jüngsten Zeit stehen die eigentlich d e m o k r a t i s c h e n zur Deutschheits-

bewegung im Gegensatz. Zwar, in dem, was den Geist der deutschen Demokraten von je her ausmachte, kommt manches der Bewegung entgegen. Wir fanden gerade bei Demokraten das Interesse an der Erhaltung bodenwüchsigen Volkstums; mit den Augen der Romantik sahen sie auf das Volk, die Bauernschaft, den Handwerkerstand, für die sie eintreten wollten. Es lag ihnen an der „Freiheit" im Sinne der auf eigenem Grund und Wesen ruhenden Selbständigkeit des einzelnen, der Gemeinden, geschichtlicher Verbände. Sie verkündigten als ihr Ideal ein unabhängiges, stolzes, männliches Geschlecht. Kurz: die Welt von Schillers Tell! Und gewiß lebt diese alte Demokratenart auch in den jüngsten Richtungen noch fort. Aber sie wird von anderem durchkreuzt. Im demokratischen Lager versammeln sich von je die Instinkte, die nach „Gleichheit" rufen und Vorzugsstellungen aller Art stürzen wollen. Da ist eine große Lust an Neuerungen und eine Scheu davor, für altmodisch zu gelten. Die Französische Revolution steckt den Demokraten im Blut. Die alte weltbürgerliche Überlieferung wirkt, und der alte Wahn von einer friedlichen Gemeinschaft der Völker. Vorzüge und Ansprüche des eigenen Volkes soll man nicht hervorkehren; wir Deutsche wenigstens sollen nicht „chauvinistisch" sein. Der Eifer dagegen ist deshalb so groß, weil das, was hier chauvinistisch genannt wird, für die alten Autoritäten, die Monarchie, den Waffenadel, das Heer mit seiner Zucht und seinem Gehorsam wirkt. Die Demokraten haben in der Politik mehr das, was man den Händlergeist genannt hat. Sie interessieren sich weniger für die Machtkämpfe, die zwischen den Völkern, als für die, die innerhalb des Volkes, mit unblutigen und weniger heldenhaften Mitteln, ausgefochten werden. Die Bank- und Börseninteressen mit ihrer internationalen Verflechtung machen sich geltend. Jüdisches Geld und jüdischer Geist arbeitet gewaltig in diesem Lager; ihm dient die demokra-

tische Denkweise. Der Rassengedanke wird als eine rohe Überhebung bekämpft. Die alte tapfere Lehre, daß der einzelne möglichst auf sich selbst stehen und im Erwerbsleben sich selber helfen soll, war ja unter den Erfahrungen des Wirtschaftslebens nicht zu halten; aber im demokratischen Lager wurde überhaupt der Sinn für den überragenden Wert der Persönlichkeit abgestumpft. Von Anfang an war es ja Grundsatz, daß in den öffentlichen Ordnungen der sogenannte Wille der Mehrheit entscheiden soll; in allem Ernst auf die größere Zahl soll es ankommen! Die Gewalt wird in die politisch unreifen, politisch minderwertig denkenden, leitungsbedürftigen Massen gelegt, in die Hände der von der Scholle, dem Eigentum, der selbständigen Arbeit leider Entwurzelten, und damit in die Hände ihrer gewerbsmäßigen Führer und der Geldmächte. Wer die Weltanschauung von Schillers Tell hat, ist hier bei dem Gegenteil dessen, was er wollen muß, angelangt. Es ist das Gegenteil von dem, was die Deutschheitsbewegung will.

Am schärfsten ist der Gegensatz natürlich gegenüber der Sozialdemokratie. Ihr konnte vorgeworfen werden, daß sie Übel, die aus der „Industrialisierung" entspringen und denen die Partei ihre Anhänger verdankt, teuflisch gesteigert, daß sie an der Zerstörung des deutschen Wesens planmäßig gearbeitet habe. Ihre Ideen waren ja auch undeutscher Herkunft. Man braucht sich nur die Hauptzüge gegenwärtig zu halten: die Lehre, daß des Menschen Denken das Denken der Gesellschaft sei, die ihn umgebe, und besonders das Erzeugnis seiner wirtschaftlichen Klassenlage; die Voraussetzung, daß das Wirtschaftsgetriebe den Weltlauf regiere; die ganze rohe, kahl verstandesmäßige Behandlung tiefer Lebensfragen, das Unverständnis für die Welt des Innerlichen und Überirdischen, der Persönlichkeit; die Annahme, daß die Religion ein Hirngespinst, das Christentum eigentlich eine sozialistische Proletarier-

bewegung sei, von der als Kirche organisierten Gesellschaft aber dazu benutzt werde, um die wirtschaftlich Ausgebeuteten durch tröstliche Vorspiegelungen zahm zu erhalten; die planmäßige Untergrabung aller Pietät, aller Harmlosigkeit, alles Kindersinnes der Deutschen; endlich die Zerstörung des Vaterlandsgedankens, des nationalen Ehrgefühls, des Sinnes für Wehrkraft, des heldenmäßigen Denkens.

Nun wird das deutsche Wesen ja keineswegs nur von denen geschützt und gepflegt, die es auf dem Schilde führen; auch haben diese selbst nicht immer den rechten Blick dafür, sie haben es mitunter nicht einmal echt in sich. Das ist eine triviale Wahrheit, die den Kämpfern fürs Deutschtum oft entgegengehalten wird. Menschen mit mehr naivem Volkstum, wie sie unter den Gebildeten besonders in Süddeutschland sind, sträuben sich oft gegen den nationalen Eifer, der ihnen gemacht und gewaltsam erscheint. Es sind zugleich die, deren Eigenwille und Sondergeist sich nicht in das weite und abstrakte, und doch wieder begrenzte Nationale einspannen lassen mag. Andere, denen deutsche Art überhaupt nicht eigen und ihre Hervorkehrung unerwünscht ist, verschanzen sich dann ebenfalls dahinter: man konne ein rechter Deutscher sein, ohne es beständig zu sagen und sich und anderen vorzuschreiben, wie die Deutschheit sein müsse, und ohne unduldsam und überhebend zu sein. Nun, so wie die Geister in Deutschland sind, müssen sie zum Bewußtsein deutschen Wesens und zum Kampf dafür immer wieder aufgerüttelt werden; sonst läßt sich das Deutsche in aller Behaglichkeit in den Winkel treiben. Andere Völker haben besonders durch politische Erziehung einen gefestigten nationalen Sinn erworben; uns mangelt es daran. Überdies handelt es sich ja bei uns um etwas Tieferes und Feineres, an das andere Nationen so nicht denken: um den Schatz einer gemeinsamen inneren Eigenart, die wir auf allen Lebensgebieten wirksam finden möchten. Wie Rudolf

Eucken sagt: Das Ziel des Deutschen ist, im Ringen um ein wahrhaftiges Leben sich eine selbständige innere Welt zu schaffen, in der lebendigen Einigung mit dem Ewigen, und danach die äußere Welt zu gestalten.

In der Gegenwart kann man sich allerdings wie ein lächerlicher Träumer vorkommen, wenn man so hohe und feine Gedanken überhaupt noch hat. Elemente, die seit dem Zusammenbruch die Ellenbogenfreiheit erhalten haben, um emporzukommen, führen ihre Faustschläge und richten ihre Zerstörungsarbeit gegen alles, was wir als deutsches Wesen ehren. Die Kräfte, auf deren Tätigkeit die Überlieferungen unseres großen Erbes ruhten, müssen jetzt vielfach um das elementare Dasein kämpfen, und ihre Wirksamkeit wird auf alle Weise erschwert. Für das deutsche Wesen ist in der Entartung und Zuchtlosigkeit der Gegenwart die erste Frage, wie unser Volk wieder dazu gebracht werden kann, zu beten und zu arbeiten, rechtschaffen und bescheiden! Denn auch das, meinten wir früher, sei deutsch!

Noch ein Wort als Nachtrag während des Drucks! Diese Darstellung setzt sich zwar nicht die Aufgabe, bis in die Gegenwart herein zu reichen, sondern, in einigem Abstand von ihr, etwa bis an den Krieg. Ich möchte aber dem Leser noch eine allerneuestens erschienene Schrift ans Herz legen, in der das, was deutsche Weltanschauung ist, in Gestalt einer Skizze der Eigenart deutscher Philosophie, tief und herrlich gekennzeichnet wird — eine Zusammenfassung und Ergänzung von dem, was wir hier immer wieder hörten. Es ist die kleine Schrift von M a x W u n d t, Die deutsche Philosophie und ihr Schicksal (Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus. Veröffentlichungen der Deutschen Philosophischen Gesellschaft, 3. Beiheft, Erfurt 1920).

12.

Die Sorge um die Weltgeltung des Deutschtums.

Daß der Kampf um die deutsche Seele so dringlich geworden war, das hatten die Folgen unseres Eintritts in ein Zeitalter der Macht und des gewaltigsten materiellen Aufschwungs ausgemacht. Dieses Zeitalter stellte uns aber zu allernächst Aufgaben und Kämpfe nach außen: Wir machten uns immer mehr im Kreise der Völker geltend, die sich in allen Weltteilen betätigten und dort aufeinandertrafen. Unter Bismarck erwarben wir Kolonien; dann eroberte unsere Arbeit einen Markt um den anderen; die Herren des Welthandels, die Angelsachsen, wurden durch unseren Wettbewerb bedroht. Wir aber waren die jüngste Macht; überall wurden wir als lästige Eindringlinge angesehen. Unser überraschender Aufstieg zur ersten Gewalt des Festlandes und unsere scharfe Rüstung, unerläßlich bei unserer Lage, trieb Gegenrüstungen hervor. Die anderen nutzten ihre Machtmittel aus, um vor unseren Augen die Welt noch rechtzeitig aufzuteilen. Sie sahen kommen, daß unsere wachsende Volkskraft den Rahmen, in den sie gespannt war, so oder so sprengen müsse. Sie schlossen einen Ring gegen uns. Nicht allein die Ausbreitung, die wir brauchten, unser Bestand in der Welt ward bedroht. In Lagen nun, die eine überlegene Geschicklichkeit und Stärke verlangten, hatten wir eine ungeschickte und schwache Staatskunst. Am Ende wurden wir in den schwersten Daseinskampf gezogen, der einem großen Volke je auferlegt worden

ist. Wir vollbrachten Leistungen und offenbarten eine Kraft, wie die Welt sie nicht gesehen hat. Unsere Staatskunst konnte aber keinen Ausweg finden, während eine Welt von Feinden uns bedrängte. Alle guten, hernach aber alle schlechten Geister unter uns kamen hervor. Daß das Ende eine solch namenlose Zerstörung und Schändung war, das verdanken wir der Gesinnungslosigkeit und Blindheit in unserem, allerdings hart geprüften, Volke.

Unter dem Schatten des Zusammenbruchs steht der Schlußteil dieses Buches, der überblicken will, wie die Nation seit 1871 die Aufgaben ihres äußeren Daseins erfaßte. Da ist nun zunächst eine Erscheinung, die bei einem mächtigen regen Volke ganz erstaunlich wäre, wenn es sich nicht eben um Deutsche handelte. Ein großer Teil auch der höheren Stände, in den ersten Jahrzehnten die Mehrzahl, bleibt gegenüber jenen Aufgaben stumpf; ganze Parteien erschweren die Entfaltung nicht nur, selbst die Erhaltung unserer Macht. Worte Bismarcks, die mit bestimmter Absicht Deutschland als „saturiert“ hinstellen, werden mit Befriedigung wiederholt: er sagt es ja selber, wir brauchen andere und uns nicht zu beunruhigen! Mit einemmal ergreift Bismarck eine günstige Weltlage und nimmt einige Kolonien. Unternehmende Deutsche waren auf eigene Faust ausgezogen und hatten uns den neuen Besitz beinahe aufgedrungen. Wir versuchen uns in der Verwaltung; das kostet etwas Geld und trägt nicht sofort große Früchte; die Gebiete anderer sind ergiebiger. Nun stellen die Deutschen Berechnungen darüber an, wie lästig solcher Besitz sei; heftig aber beschäftigen sie sich damit, Mißstände in den Kolonien zu brandmarken, und rufen in die Welt hinaus, welche brutalen Gewalttaten unsere Landsleute dort verüben. Sie ereifern sich darob, daß die Entstehung einer rechtmäßigen Mischlingsrasse zwischen Weißen und Schwarzen nicht verhindert werden dürfe. Wenn die Wehrkraft

des Reiches sichergestellt werden soll, ist bei den meisten Volksvertretern der erste Gedanke der, daß eine Heeresverstärkung die Macht der Regierung und der leitenden Stände mehrt, wogegen man sich vorsehen muß. Es wird dann geltend gemacht, daß das Heer teuer sei, die Soldaten dem „produktiven" Leben entzogen werden; und endlich: daß wir mit unseren Rüstungen den Frieden bedrohen. Um die Höhe der Bewilligungen für nationale Machtmittel wird dann mit der Regierung gefeilscht. Dagegen mit Genugtuung wird zugesehen, wie unser „friedlicher" Handel sich ausbreitet, Geld und Genüsse ins Land bringt, wie unsere Volkszahl wächst und gleichwohl das Volk ernährt werden kann; daß aber dies ganze Wachstum einmal die ernstesten Entscheidungen über unser Weiterleben heraufführen werde und wir dafür ein gewaltiges Machtaufgebot bereithalten müßten, während eine Beschränkung der Macht lediglich einen ungeheuren Verzicht, den sie denn doch für unmöglich erklären würden und der die schwerste Gefahr zur Folge hätte, das wollten viele nicht einsehen. Erst als die Gefahr ganz nahe gekommen war, wurde damit begonnen, von der allgemeinen Wehrpflicht annähernd vollen Gebrauch zu machen, und die Mehrheit des Reichstags wehrte sich nicht mehr, wenn auch die von der „Frankfurter Zeitung" und dem „Berliner Tageblatt" noch immer scheel dazu sahen. In dieser Zeit ist, um die Klagen über die großen Heereskosten ins rechte Licht zu setzen, ausgerechnet worden, daß das deutsche Volk, auf den Kopf, eine viermal so große Summe für Alkohol und Tabak ausgab. Von den Dingen, die zur Weltpolitik gehörten, hatten, bis in die Regierung und die Gesandtschaften hinein, die Deutschen ganz mangelhafte Kenntnisse. Merkwürdig beschränkt, in alten Geleisen, und dabei seltsam vertrauensselig blieb weithin das politische Denken. Die Kämpfe der inneren Politik, der Parteienstreit nahm da den ersten Platz ein. Den Krieg hindurch

wirkte dieser Schade fort; wie war der Reichstag davon durchfressen! Es wollte dem Deutschen nicht eingehen, daß er eine Mitverantwortung in den Schicksalsfragen des Reiches habe. Der Hauptgrund dafür war aber keineswegs, daß die Art, wie wir regiert wurden, es der Volksvertretung nicht erleichtert hätte, zur Mitentscheidung zu gelangen, sondern das war der Mangel am großen politischen Trieb und Gewissen.

In der Abneigung gegen das politische Treiben und den Kampf um die materiellen Güter zogen sich viele bei uns erst recht in das Privatdasein zurück mit seinem Behagen oder — und das waren nicht die Schlechtesten! — seiner strengen Innerlichkeit; und weltferne Geister wollten dem Deutschen wahrhaftig noch das Los jenes Poeten zuteilen, der auf die Erde verzichtet und sich mit der Einkehr ins Reich des Ewigen getröstet. Die „Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland", herausgegeben von Nathusius und Dietrich von Oertzen, begrüßte das Jahr 1884, das unser Kolonialjahr werden sollte, mit dem Wort: „Durch politische Machtentfaltung in die Geschicke der Menschheit einzugreifen, kann offenbar nicht der Beruf des deutschen Volkes sein. Das ist die glänzende Gabe und Aufgabe Englands, des anderen Hauptzweiges germanischen Stammes. England ist — mutatis mutandis — das alte Rom, Deutschland das alte Griechenland. Unser Beruf ist es, durch geistige Einwirkung bestimmend in die Entwicklung der Menschheit einzugreifen."

Mit der Zeit machte sich aber unter Wohlhabenden jenes verbildete Großstädterwesen breit, mit dem sich der einzelne vom gesunden Wurzelboden löst und den bindenden Lebensordnungen entzieht, um seine „Differenziertheit" (Scheinersatz für Persönlichkeit!) ungebunden (in falscher Scheinfreiheit) zu genießen. Diese Art hat eine weichliche Abneigung gegen alle heilsame Härte und ist widerspenstig

gegen jede Autorität. Der Staat ist ihr zuwider; die Nation bedeutet ihr nichts; sie ist international-heimatlos. Sie verfällt außerdem jener Lebensstimmung, die man den praktischen Materialismus genannt hat. Dieser griff um sich, je mehr die Religion an Macht über die Gemüter verlor. Den gleichen Materialismus und die Bestreitung jeglicher Autorität lehrte die Sozialdemokratie ihren Anhang. Den Industriearbeitern wurde Tag für Tag eingeimpft, ihre Feinde seien ihre Brotherren, der eigene Staat, die Kirche, die höheren Stände, deren Leistungen und Gehalt verächtlich gemacht wurden. Der Vaterlandsgedanke der „herrschenden Klassen" gehe die Arbeiter nichts an; er diene nur dazu, jenen Besitz und Macht zu sichern. Bei aller solchen Zersetzungsarbeit war jüdischer Geist geschäftig am Werk.

Alles dies Wesen nun suchte eine wachsende Schar eifriger Männer in den verschiedensten Lebensstellungen gründlich zu wandeln, besonders seit Bismarcks Sturz unter dem Eindruck der unsicher gewordenen Steuerung des Reichsschiffes. Das wichtigste Lager dafür wurde unstreitig der Alldeutsche Verband. Die Sorge und der Unwille über Caprivis Politik hat ihn hervorgerufen; seine Gründe trafen zusammen mit einem Plan, den Karl Peters, der Afrikaner, schon in den 80er Jahren verfolgt hatte. Der allgemeine Gedanke war: Die Deutschen müßten dafür gewonnen werden, daß sie ihre rasch wachsende Volkskraft, wo immer möglich in der weiten Welt, zu betätigen haben, nicht als die Geduldeten, sondern als die Berechtigten, hinter denen eine Macht steht. Dann: es müsse ihnen zum Bewußtsein gebracht werden, der Kampf der Völker gelte den Volksgemeinschaften in ihrem ganzen Umfang und Dasein, auch außerhalb der heimatlichen Staatsgrenze; wo also Deutsche wohnen nach Sprache und Art, gehören sie zu uns und müssen einen Rückhalt an uns haben. Die Reichsregierung aber soll dafür gewonnen werden, daß sie

in solcher modernen „weltumspannenden Politik“ uns führe. Wir selbst müssen nach außen ein einträchtiges, entschlossenes Volk werden; die innere Ordnung, um die wir streiten, sollen wir lernen so einzurichten und unsere Händel so auszutragen, daß wir für unsere Volksaufgabe nicht gelähmt, sondern gekräftigt werden. Sie soll jeder als seine Aufgabe nehmen und sich dafür rüsten. Kenntnisse zu erwerben und zu verbreiten ist dem Verband immer ebenso wichtig gewesen wie den Willen zu stählen und Begeisterung zu wecken. Und nun gehen wir noch auf einzelnes ein.

Im Mittelpunkt steht das Volkstum; es ist der Träger der Geschichte. Die staatlichen Gebilde wechseln, das Volkstum überdauert sie; auf seinem Grunde können neue Staatswesen und Reiche gebildet werden; es steht über dem Staat. Der Staat aber ist für das Volkstum da: Der deutsche Staat hat zum Zweck, mit allen Mitteln das gesamte deutsche Volkstum zu stärken. Unserem Volkstum sind wir alle verantwortlich. und dieses Gefühl der Verantwortung muß in jedem Volksgenossen erzogen werden. Zuerst verantwortlich sind natürlich die Regierenden. Professor Ernst Hasse, der langjährige Führer des Verbandes, schrieb einmal vom Haus Habsburg, daß es seine Pflicht gegen die deutsche Nation, als deren Beauftragter es die mit deutschem Blut und Schweiß erworbenen und gehaltenen Grenzmarken zu verwalten hatte, vernachlässigt habe; es habe dem deutschen Volke die Treue nicht gehalten und seinen Thron eigentlich verwirkt. Volksrecht geht über Fürstenrecht. Dergleichen demokratische Züge fanden wir ja bei allen den Bewegungen, die das Volkstum in den Mittelpunkt stellen; in der Erhebung von 1813 war es nicht anders. Allemal aber ist die Bildung einer leitenden Aristokratie das Ziel. Das Buch von 1912 „Wenn ich der Kaiser wär’“, das in den Gedankenkreis der Alldeutschen gehört, denkt sogar an

parlamentarische Regierungsweise im Reich, aber unter der Voraussetzung, daß vorher das gleiche Wahlrecht beseitigt werde. Der gleiche Autor wünscht aber auch, es solle der Latifundienbesitz beschränkt, auf seinem Boden Bauern und Landarbeiter angesiedelt und überhaupt den Landarbeitern eine gründliche Fürsorge zugewendet werden. Dem beweglichen Großkapital will er vor allem zu Leibe gehen. Den gefährlichen Vorzug, den in den letzten Jahrzehnten der Reichtum und „die Reichen", vor allem die Bank- und Börsengrößen, genossen, haben die Alldeutschen ebenfalls bekämpft. Sie kämpften damit gegen den Einfluß solcher, die nicht mit dem Volkstum fest verwachsen sind und gewöhnlich die Eigenschaften nicht haben, die bei uns maßgebend sein sollen: unerschrockenen Charakter, Tapferkeit, Sinn für nationale Ehre, zuverlässige Hingabe an die deutsche Sache.

Die Bewegung, die im vorigen Kapitel geschildert wurde, die der Besinnung auf deutsches Wesen und seiner reinen Entfaltung galt, hatte im alldeutschen Lager einen Herd. Die Kämpfer sind dort und hier zum großen Teil dieselben. Eins soll Mittel und Zweck für das andere sein: die Besinnung auf deutsche Art soll das deutsche Volkstum stark machen vor der Welt, und deutsche Macht soll das Bewußtsein deutscher Art kräftigen, der deutschen Innerlichkeit ein festes Rückgrat geben.

Die Alldeutschen haben immer ihr Volk gekannt und die bedrängte Lage gesegnet, in die es vom Schicksal gestellt ist, sich auch nicht gescheut, ihm einen großen Krieg zu wünschen, was sie mit erstaunlicher Offenheit verkündigten. In seiner „Deutschen Politik" (im Abschnitt über die Zukunft des Volkstums, 1907, S. 126 ff.) schrieb Hasse: „Feinde ringsum! Das war von jeher unsere Lage . . . Und das ist unser Glück. Das deutsche Volk würde mit Sicherheit in wenigen Geschlechtsfolgen zugrunde gehen, vielleicht im Reichtum,

vielleicht in der Armut, jedenfalls in Kleinlichkeit und Schwäche, wenn es nicht jeden Tag damit rechnen müßte, um sein Dasein mit seinen Nachbarn Kämpfe auf Leben und Tod zu bestehen. Was hält uns zusammen? Etwa Religion und Kultur? Etwa Gesinnung und Staatsbewußtsein? Nichts von alledem. Nur die Not und die Notwendigkeit, in der Not Schulter an Schulter fechten zu müssen. Das deutsche Volk hat niemals etwas gemeinschaftliches Großes geleistet, außer in den Zeiten der Not. Nur wenn es ihm recht schlecht ging, ist es ihm gut ergangen, hat es Gutes und Großes geschaffen. . . . Der Krieg ist für uns Mittel zum Zweck, die Kriegsbereitschaft auch Selbstzweck. Wenn wir in keiner Kriegsgefahr ständen, wir müßten eine solche künstlich schaffen, um unser weiches und schlaffes Volkstum zu stärken . . ." Und es ist gut, daß gleich die gesamte Volkskraft nötig ist, wenn es zum Kampfe kommt. Ein großer Krieg ist überhaupt unvermeidlich; denn ausdehnen müssen wir uns, und die anderen geben uns, was wir brauchen, nur, wenn Gewalt sie zwingt. Das wird nach alldeutscher Gewohnheit in die Öffentlichkeit hinausgerufen! Dann heißt es gar weiter: „Es ist deshalb des Deutschen Reiches unwürdig, . . . in Friedensversicherungen sich zu überschlagen, an die doch niemand glaubt." Die ärgste Heuchelei ist es aber, wenn auch wir uns an dem Possenspiel der Friedenskonferenzen beteiligen; wir sollten nach den Beispielen der Friedfertigkeit, die wir mit Tatsachen gaben, solche Zumutungen nur noch damit beantworten, daß wir unsere Kriegsbereitschaft ausdrücken!!

Bekanntlich hat der Alldeutsche Verband von Anfang an ganz wesentlich dazu beigetragen, daß das Verständnis für die Kriegsflotte bei uns durchdrang, und ebenso hat er die letzte große Heeresvermehrung vorbereitet; der Wehrverein kann als sein Ableger gelten. Den alten kriegerischen Geist

der Deutschen, den Sinn fürs Heldenmäßige, für den „Idealismus der Tat" und die Bereitschaft zu Entbehrungen im Dienst großer Zwecke hat er energisch gepflegt. Und wie diese Männer unsere Schwäche gekannt haben, so haben sie auch gewußt, welche ungemeinen Kräfte im deutschen Volke lagen, und mit diesen haben sie gerechnet. Als es galt, die Flotte zu schaffen, schrieb eine Flugschrift des Verbandes („Genügt Deutschlands Wehrkraft zur See?", 1897): Wir haben in dem Wettbewerb mit den seefahrenden Völkern etwas einzusetzen, was uns so leicht keine von allen nachmacht: die deutsche Tüchtigkeit, Mannszucht und stille Heldengröße. „Noch immer, dank dem Herrn im hohen Himmel, lebt in unserem Volke dieser schönste Charakterzug der Germanen, der in zwei Jahrtausenden sooft die Welt zu erschütternder Bewunderung hingerissen hat. Unterschätze niemand unter unseren Gegnern diesen Jungbrunnen der deutschen Volkskraft!" — „Wir dürfen nicht an unserer Zukunft verzagen, solange noch ein deutscher Seemann zu sterben versteht wie der tapfere Kapitän der „Elbe", der angesichts des Todes seine Anordnungen zur Rettung der Passagiere traf und dann, ohne die angebotene Rettung des englischen Lotsen anzunehmen, auf dessen bewundernden Ruf: Captain, you are dying a hero! mit stummem Gruße auf der Kommandobrücke mit seinem stolzen guten Schiffe niederfuhr in die eisige Todesflut. Wir dürfen auf Gott und unseres Volkes Zukunft vertrauen, solange noch eine junge Mannschaft zu sterben versteht wie die braven Jungen des wackeren kleinen „Iltis", die, als ihr Schiff in Sturm und Brandung auseinanderbarst, in den Tod gingen mit drei Hurra auf den Kaiser und dem Seemannsliede: Stolz weht die Flagge schwarzweißrot!"

Unter den bestimmten Forderungen für eine deutsche Politik war die nächste, daß das Reich ein wahrer N a t i o n a l st a a t werde. Sein Werk über „Deutsche Politik"

beginnt Hasse damit, daß er ausrechnet, Bismarcks Reich sei nicht viel mehr nationaldeutsch, als was früher im Deutschen Bund beisammen war. Deutschösterreich haben wir verloren, und wenn dies notwendig war, damit ein deutscher Nationalstaat entstehe, gut: dann ist das erste, daß hiermit auch Ernst gemacht werde, der Boden des Reiches deutsch werde. Also: unter den Polen in großem Stil Deutsche ansiedeln, das Polentum niederhalten! Die Schulpflicht und die Wehrpflicht auf die Polen ausdehnen, war ein Fehler. Der Alldeutsche Verband war der schärfste Wächter einer entschiedenen Ostmarkenpolitik. Der Ostmarkenverein hängt mit ihm zusammen. Daß im Kampfe gegen die polnische Minderheit der Staat in die Hand nehmen müsse, was Sache der Selbsthilfe wäre, wird als beschämend für den Mangel nationalen Eifers gekennzeichnet. Natürlich wird auch verlangt, daß die Einwanderung ins Reich geregelt werde; nur solche Einwanderer sind zuzulassen, deren Rasse willkommen ist.

Der Nationalstaat ist erst vollständig, wenn das im Jahre 1866 preisgegebene Deutschösterreich, dessen Verlust man zu leicht genommen hat, in einer passenden Form wieder angeschlossen ist. „Kleindeutschland" kann nur ein vorläufiges Gebilde sein. In diesem Sinne haben die Alldeutschen — sie selbst nannten es so — den großdeutschen Gedanken wieder aufgenommen und Schwarzrotgold zu ihren Farben erhoben. Natürlich war das etwas anderes, als was wir früher unter großdeutsch kennen lernten: die Alldeutschen sind großdeutsch in der Art wie 1848 Dahlmann, als er Deutschösterreich unter den Hohenzollernkaiser bringen wollte; nur daß die südöstlichen Aufgaben den Alldeutschen sehr viel wichtiger sind als Dahlmann. Der von Österreich stammende Politiker Paul Samassa bekam eine führende Stellung im Verband. Das Verhältnis zu Österreich-Ungarn, wie es seit 1879 be-

stand, verwarf der Verband; es hat ja doch dazu dienen können, das Deutschtum dort zurückzudrängen. Ganz umgekehrt sei die Vorherrschaft des Deutschtums in der Donaumonarchie anzustreben, ja, wenn nötig, mit Eisen und Blut zu erkämpfen. Der Verband kam dabei auf den alten Plan zurück, die Donauländer zum Siedelungsgebiet für Deutsche zu machen. Und alle Pläne aus der 48er Zeit für die engste Gemeinschaft zwischen Deutschland und Gesamtösterreich wurden wieder aufgegriffen. Natürlich war das Verhältnis so gedacht, daß Österreich ein Anhang des überragenden deutschen Nationalstaats werde. Hasse hat in seiner „Deutschen Politik" (Grenzpolitik, S. 124ff.) einen bezeichnenden, sehr anspruchsvollen Entwurf für einen Vertrag mit Österreich.

Von der Meinung, als hätten wir im Reich „saturiert" sein können, waren die Alldeutschen so weit entfernt, daß z. B. Hasse im Jahre 1907 geradezu schrieb: das Reich habe sein Daseinsrecht noch nicht erwiesen, weil es den Beruf als Nationalstaat nicht erfülle. Er trug damals — unter „Grenzpolitik" — auch ein großes Programm dafür vor, was alles ringsum Deutschland haben solle. Da waren im Westen „Rückstände" aus den früheren Friedensschlüssen, Belfort, Longwy; die Stellung Luxemburgs; der Anschluß der gesamten Niederlande sei anzustreben. Vom Verband aus ist übrigens auch die Flamenbewegung in Belgien angespornt worden. Im Osten sollte die Njemenlinie über Warschau nach Krakau erreicht werden, dann die Gründung nationaler Staaten von der Ostsee bis ans Schwarze Meer unter deutschem Einfluß, Polen ausgenommen. Natürlich ist dabei für die Deutschbalten besonders zu sorgen. Als deutsches Einflußgebiet wird weiter Kleinasien bis zum Persischen Golf bezeichnet. Der Verband als solcher war zurückhaltender; aber Führer, Mitglieder und Gesinnungsverwandte haben ausschweifende Pläne vorgetragen, mit

denen sie die ganze Welt herausforderten. Es kam doch darauf an, wenigstens eine Auswahl unter den Zielen zu finden, die die auswärtige Politik erleichtern konnte, anstatt sie zu verwickeln. Da war der Orient: Durch unser Auftreten dort mußten wir gegen die zwei Weltmächte anstoßen, die bisher in Gegensatz zueinander gestanden waren, und mußten so ihre Verständigung gegen uns begünstigen. Hasse aber schrieb 1908: Die Welt wird nun einmal aufgeteilt, und wir brauchen Land, nicht die Politik der Offenen Türe des Vogels Strauß; wenn überhaupt von unserer Gleichberechtigung mit den anderen gesprochen werden soll, dann müssen wir über einen der Weltwege nach Asien verfügen können, wie Rußland und England sie haben; wir können — für uns und den mitteleuropäischen Zollverein, den wir gründen müssen — den Weg nach dem Persischen Golf verlangen. Die Politiker des Verbandes sahen zwar mit wachsender Sorge, wie unsere Regierung den großen Bund der Weltmächte gegen uns zustande kommen ließ; sie sahen den furchtbaren Ernst der Lage, den andere nicht sehen wollten, den die Regierung vor der Öffentlichkeit verschleierte, über den Staatsmänner bei uns sich täuschten; sie mahnten zur Rüstung; und doch waren sie beständig hinter der Regierung her, um eine entschiedene Vertretung deutscher Anliegen überall zu erreichen, die vor dem äußersten nicht zurückschreckte. In den 90er Jahren beschwerten sie sich darüber, daß man Rußland und Frankreich habe zusammenkommen lassen; sie konnten das nicht ungeschehen machen; und doch bearbeiteten sie Volk und Regierung leidenschaftlich gegen England in der Burensache. Sie hielten das für eine alldeutsche Pflicht, denn die Buren seien Deutsche.

Der Verband erhob zum Grundsatz der Politik, daß, wenn irgendeine der Nachbarmächte sich irgendwo auf der Erde vergrößere, wir einen ähnlichen Machtzuwachs er-

halten müßten. Es war viel verlangt von der Politik eines Staates, der als Neuling gegen lauter Widerstand emporkommen mußte. Des Verbandes großes Vorbild war Bismarck; aber Bismarck wog die Kräfte der Wirklichkeit nüchterner ab und konnte ebenso sich bescheiden und warten, als wagen und angreifen. Das Bewußtsein der Verantwortung, das der Verband wachrief in dem Sinne, daß wir alle in das Geschick unseres Volkstums mit eingreifen sollen, hätte auch das Ungestüm im Fordern zurückhalten müssen. Allerdings, der patriotische Eifer, der sehen mußte, wie die älteren Mächte die Türen vor uns zuschlugen und wie unsere Regierung unser Volk darüber tröstete, war auf schwere Proben gestellt. Und dazu stachelte der Anblick der stumpfen und blinden Deutschen ringsum und der widrigen Geister, von denen sie sich verführen ließen. In den Alldeutschen ganz besonders war die Jugendlichkeit unseres Volkes gegenwärtig: jugendlich-kraftvoll, ritterlich, draufgängerisch und jugendlich unreif. Es war ein Geist so gar nicht diplomatisch, das Gegenteil von dem in der römischen Weltkirche etwa oder von dem der Bank- und Börsenmächte, welche beide die Dinge bei uns so gut zu lenken verstehen. Nach allen Seiten wurde herausgesagt, was man brauche und wollen müsse, und daß uns schließlich wohl nur durch Eisen und Blut zu helfen sei, und daß dies gut so sei. Es war der Geist, aus dem der treffliche General Bernhardi sein unvorsichtiges Buch schrieb. Dieser Geist gewöhnt sich schwer daran, daß ein Gedanke wahr und seine Verbreitung nötig sein kann, und daß doch auch ein aufrechter Mann ihn besser nicht öffentlich ausspricht. Er sieht um sich her die Charakterverderbnis und Schwächlichkeit derer, die gewohnt sind anders zu sprechen als sie denken. Und doch muß der tapfere Teil der Deutschen vorsichtiger werden im Sprechen; aber auch sein Wollen muß er zähmen. Nun, die Erziehung dazu hat wohl begonnen!

Ein „größeres Deutschland", nach dem Vorbild des Greater Britain, schwebte den Alldeutschen vor. Das heißt: sie wollten nicht nur unser Volkstum ausbreiten, sondern die Auslandsposten in einem Netz staatlicher Verbindung mit dem Machtmittelpunkt daheim halten. Das Reich ebenso wie private Verbände soll hinter den Auslandsdeutschen stehen. Sie sind beim Reichsbürgerrecht zu erhalten; alle Machtmittel müssen zu ihrem Schutze wirken. Kredit für sie ist zu beschaffen. Deutsche Bildungsanstalten im Ausland sind zu gründen und zu unterstützen; der Besuch deutscher Anstalten durch Auslandsdeutsche ist zu erleichtern. Ebenso der Besuch deutscher Ausstellungen, wissenschaftlicher Tagungen oder z. B. der Bayreuther Festspiele. Denn die Auslandsdeutschen sollen in lebendiger Verbindung mit der Heimat sein. Deutsche Dampferlinien und Kabel sind zu schaffen oder vom Reich zu unterstützen. Planmäßig sind die ausländischen Zeitungen mit deutschen Nachrichten zu versorgen. Wir wissen heut alle, wie unglaublich diese Dinge vernachlässigt wurden. Was die Schulen betrifft, so haben wir uns z. B. von Italien beschämen lassen. Den Alldeutschen war endlich eine Hauptsache überseeische Kolonien, aber wohlverstanden nur Kolonien zur Siedelung, nicht zur Ausbeutung durch das Kapital! Dem Kolonialwesen haben sie sich von Anfang an gewidmet.

Auf Reichsboden wollten sie fremdes Volkstum zurückdrängen, außerhalb des Reiches suchten sie die deutschen Minderheiten im Kampfe zu unterstützen. Es ist bezeichnend, daß sie bei uns den Vorwurf zu hören bekamen, das sei ein Widerspruch; entweder — oder! Sie antworteten damit, daß die Völker ungleich an Wert seien, daß es eine Beleidigung für die Deutschen sei, wenn man sie mit Tschechen oder Magyaren vergleiche, daß der Deutsche durch alle Jahrhunderte seine überlegene Tüchtigkeit bewährt habe, und daß für uns es sich einfach darum handeln müsse, unser

Volkstum zu stärken, wo wir nur können. Dem Engländer oder Franzosen versteht sich das gleiche von selbst; der Deutsche muß es vor seinen Landsleuten eigens begründen und rechtfertigen. An deutscher Selbstüberhebung fehlte es allerdings bei den Alldeutschen nicht. Wer sich aber etwa über das entsetzt, was der Leiter der „Alldeutschen Blätter" im ersten Kriegsmonat schrieb, der halte daneben, was von unseren Feinden geschrieben wurde! Und wer die Vermessenheit des furor teutonicus in den Septembernummern von 1914 liest (man dürfe nicht ruhen, bis Englands Macht „vernichtet", „in den Grund gebohrt" und der letzte Feind „nicht nur auf die Knie", sondern „glatt auf den Boden gezwungen" sei), der vergesse auch nicht, daß in diesem Lager entschlossene Opferbereitschaft den Krieg über ausgedauert hat. Aber allerdings wird von dem, der beständig fordernd und richtend vor die Staatsleitung tritt und sie in die Hand nehmen möchte, verlangt, daß er einen gesunden Maßstab für das Mögliche habe. — — —

Was die Alldeutschen als nationale Politik für uns verlangten, die Ziele und die Wege, das war nichts anderes, als was von mächtigen Nationen der Gegenwart, und was von solchen Völkerschaften betrieben wurde, die ihre staatliche Vereinigung gegen Großmächte durchsetzen wollten, Völkern mit einer „Irredenta". Daß allenthalben das Volkstum selbst als Träger des politischen Willens erscheint, ist das Ergebnis einer Entwickelung. die mit der französischen Revolution begonnen hat. Auch der Zug von Gewalttätigkeit und Erregtheit im politischen Streben gehört zu dem demokratischen Charakter dieser, von der französischen Revolution eröffneten Zeit. Es sind natürliche Erscheinungen für eine Zeit, in der stark anwachsende Menschenmengen mit gewaltig gesteigerten Wirtschaftskräften um ihren Platz auf der Erde kämpfen.

Heimische Gegner haben gegen die Alldeutschen den

Vorwurf verwendet, daß sie fremde Vorbilder hätten und uns fremde Gewohnheiten beibringen wollten, also gar nicht so deutsch seien. Zum Teil war, was gegen die Alldeutschen sich auflehnte, wirklich das ältere Deutschland, das sich gegen unseren Eintritt in das Ringen der erderobernden Nationen sträubte. Aber der Geist des Alldeutschen Verbandes war hundert Jahre früher schon unter uns, nur im Gewand einer älteren Zeit: wen erinnert diese neue Bewegung für deutsche Macht und deutsche Art nicht an Ernst Moritz Arndt und sonst an Patrioten von 1813! Die Alldeutschen hatten ein Recht, sich auf sie zu berufen.

Die Anschauungen über nationale Politik, für die der Verband warb, haben sich im Laufe der Zeit doch stark unter unser Volk verbreitet, namentlich unter die führenden Stände, Offiziere, Lehrer an höheren Schulen, Industrielle, Landwirte. Bekanntlich hat Kaiser Wilhelm II. des öfteren alldeutsche Grundsätze verkündigt. Die Alldeutschen beklagten sich freilich: Worte und Taten widersprechen einander.

Am 18. Januar 1896 sagte der Kaiser: „Aus dem Deutschen Reiche ist ein Weltreich geworden. Überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute . . . Helfen Sie uns, dieses größere Deutsche Reich fest an unser heimisches zu gliedern!"

Am 2. März 1898: „Wo ein deutscher Mann, in treuer Pflichterfüllung für sein Vaterland gefallen, begraben liegt, und wo der deutsche Aar seine Fänge in ein Land eingeschlagen hat: das Land ist deutsch und wird deutsch bleiben."

Dann wiederholt die Versicherung: wenn der Deutsche draußen sich als deutscher Bürger bekenne, müsse das die Wirkung haben wie einst das Wort: ich bin römischer Bürger.

Endlich am 4. Juli 1900 beim Stapellauf des „Wittels-

bach": „Ohne das Deutsche Reich und ohne den Deutschen Kaiser darf keine große Entscheidung mehr fallen."

Am 23. März 1905 in Bremen hat sich dann der Kaiser zum Programm einer friedlichen moralischen Eroberung der Welt bekannt. Die eigentümlichen Worte lauten: „Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß vor allem das neu erschaffene Deutsche Reich von allen Seiten das absoluteste Vertrauen als ein ruhiger, ehrlicher, friedlicher Nachbar genießen soll und daß, wenn man dereinst vielleicht von einem deutschen Weltreich oder einer Hohenzollernweltherrschaft in der Geschichte reden sollte, sie nicht auf Eroberungen begründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen . . . ." Die Worte hatten natürlich ihren Zusammenhang mit der augenblicklichen politischen Lage; sie konnten aber als Ausdruck eines Wahnes gelten, dem viele Deutsche immer zugetan waren und an den sie sich heute wieder klammern. Wenn wir recht entgegenkommend sind, sollen wir das Ausland freundlich stimmen können; um so mehr werden uns dann unsere Leistungen zu einer Geltung verhelfen, die mit Gewalt der Welt nicht aufzudringen ist. Treffend schrieb aber Karl Jentsch in diesem Jahr 1905: An unsere Friedensliebe glaubt kein Mensch; alles hält uns für einen gesunden Jungen, dem der Rock zu eng wird und nächstens platzt.

Dies Jahr 1905 hätte bekanntlich einer deutschen Staatskunst große Gelegenheiten bieten können. Karl Jentsch veröffentlichte damals ein eigenartiges Buch „Die Zukunft des deutschen Volkes" mit seinem kühnen Plan und Traum: man müsse Rußland eine deutsche Besiedelung durch Bauern, Handwerker, Ingenieure, Arbeiter im größten Stil abgewinnen. Die Siedelungen würden von deutschen Beamten verwaltet, die Siedler als Soldaten ausgebildet. Das gleiche wollte er übrigens für Kleinasien, Syrien, Mesopo-

tamien, wo wir dann den Westmächten ins Gehege kommen mußten!

In den Jahren vor dem Kriege hat besonders auch Paul Rohrbach die Deutschen darauf hingestoßen, daß sie an der Weltwirtschaft und Weltpolitik schon viel zu ernstlich beteiligt seien, um nicht entschlossen die Folgerungen des „Weltvolkes" ziehen zu müssen. (So namentlich in dem Buch: Der deutsche Gedanke in der Welt, 1912.) Für jeden Engländer versteht es sich von selbst, daß alles, was auf der Welt irgendwo geschieht, zu England Beziehungen hat und nach englischem Bedürfnis geleitet werden muß. Ist früher gesagt worden, nirgends auf den Meeren dürfe ohne Erlaubnis Englands ein Kanonenschuß abgefeuert werden, so konnte es vor dem Kriege schon heißen: alle überseeischen Länder stehen unter der Kontrolle Englands. Wir Deutsche, sagt Rohrbach, nennen das Anmaßung der Engländer; mit Unrecht, weil es nur der Ausdruck ihrer tatsächlichen Stellung in der Welt ist; und nur wenigen von uns sagt ihr nationaler Instinkt, wie anmaßend wir selbst bereits sein dürfen, ja müssen. Uns wird es zwar nicht so anschaulich gemacht wie dem Engländer, daß das Feld eigener nationaler Betätigung bereits die Welt ist; uns muß erst Unterricht und Erziehung das beibringen. Wenn der Deutsche bei Vorgängen in Ostasien, der Türkei, Südamerika überhaupt etwas denkt, „so denkt er: erstens ist das ungeheuer weit weg und geht uns glücklicherweise nichts an; zweitens, wenn es uns etwas angehen sollte, wird die Regierung schon für die Sache sorgen; drittens ist es auch einmal eine behagliche Sache, als Zuschauer dasitzen zu können und auf die Engländer zu schimpfen, die sich überall in Dinge mischen, die sie nichts angehen". Diese Art wird uns um unser Erbe in der Welt bringen. Wollen wir erreichen, daß die Engländer einen deutschen Mitanspruch für den Einfluß in der Welt draußen anerkennen, so be-

dürfen wir äußerster Entschlossenheit und Opferbereitschaft. Das Ziel aber, daß unsere Arbeit und unsere Art, das deutsche Wesen, sich in der Welt ausbreitet, muß nationalem Streben den Inhalt geben. Nationale Begeisterung kann sich nicht auf die Dauer an Erworbenem entzünden, also an der Einigung Deutschlands und dem 70er Krieg, sondern an Zielen, Aufgaben, Hoffnungen. Der höchste Wert von 1870 war, daß wir noch im letzten Augenblick, ehe es zu spät war, den Zugang zum Wettbewerb der Völker um die Gestaltung des Weltschicksals erhalten haben, — angesichts der Gegenwart ein wahrhaft furchtbares Wort! In seinen Mitteln für die Ausbreitung des „deutschen Gedankens" stimmte Rohrbach weithin mit den Alldeutschen überein, deren Auftreten er sonst bekanntlich bekämpft hat. Stark betonte er, daß zur inneren Einigung der Volksgenossen den Standesunterschieden die Schärfe genommen werden müsse, die sie in Deutschland haben, sprach eifrig gegen den Kastengeist und Dünkel bei den oberen Ständen und forderte von diesen, daß sie dem Stand der Lohnarbeiter entgegenkämen.

Dies war ja nun hauptsächlich die Losung Friedrich Naumanns und seines Kreises, zu dem auch Rohrbach gehörte: die Lohnarbeiter der Industrie (und des Grundbesitzes) höher zu heben und sozusagen als Vollbürger in ihrem Betrieb heranzuziehen, ihre Vertreter im Staat mitregieren zu lassen und sie so auch dem Vaterland zu gewinnen, sie zu Trägern der deutschen Zukunft zu machen. Besonders der „Qualitätsarbeiter" der Industrie war dafür ausersehen. Das deutsche Kaisertum sollte sich von den alten Aristokratien, dem Großgrundbesitz und der „Schwerindustrie" namentlich, abwenden und die nationale Sache herzhaft auf die Demokratie, auf den Industriearbeiter stellen. In rosigen Bildern sah Naumann die Verwandlung Deutschlands in ein gewaltiges Industrieland. Freudig

und mutig sollen wir uns den Mächten der Zukunft, der Industrie und ihrem Arbeiterstand, anvertrauen. Was sich zunächst ergab, war Kampf gegen die Parteien und Stände, die seit den 80er Jahren unsere Entwicklung getragen hatten und bei denen der nationale Gedanke leidlich gut aufgehoben war, Kampf im Bunde mit Börsenkreisen und der Sozialdemokratie. Eine Umgebung, in der die politische Stärke des Vaterlandes und die Erhaltung eines kernigen Volkstums wahrlich auf eigene Weise behütet war! Aber in Naumanns beweglicher Phantasie wurde das Feste der deutschen Art so gelockert, daß er während des Krieges in seinem Plan des geeinigten Mitteleuropa das Deutschtum sozusagen in die „Völkerseele" einer neuen Menschenart, des „Mitteleuropäers", aufgehen lassen wollte, wie den festen Staat der Hohenzollern in eine wandlungsfreudige Demokratie.

Alle Ausbreitungspläne gründeten sich auf unseren gesunden Geburtenüberschuß, aber ebenso auf unsere Arbeitsleistungen und unseren Arbeitsgeist. „Kein Volk innerhalb des abendländischen Kulturkreises", schrieb Rohrbach, „ist so willig zur Arbeit um der Arbeit willen wie wir", und man darf „kühn behaupten, daß in keinem Lande der Welt so viel, so pflichttreu und so exakt gearbeitet wird wie in Deutschland, und ... nirgends sind die Anforderungen an die Gewissenhaftigkeit der Arbeitsleistung so hoch wie bei uns". Und Rudolf Eucken 1913 in seiner sinnig idealisierenden Weise: Das deutsche Leben hat „ein inniges seelisches Verhältnis zur Arbeit ausgebildet, wie es sich kaum bei irgendeinem anderen Volke findet. Wenn ... Locke meinte, daß Arbeit um der Arbeit willen gegen die Natur sei, so widerspricht dem die deutsche Art durchaus. Sie findet in der Arbeit um der Arbeit willen die wahre Höhe des Lebens." Das innere Gelingen der Arbeit gewährt eine weit größere Freude als ihr äußerer

Erfolg. Daher die Treue des Deutschen gegen die Arbeit, die unermüdliche Ausdauer dabei, die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, die auch das Kleinste werthält. Die Arbeit wird zur Macht, die den Menschen erzieht; er lernt willige Unterordnung unter die Sache. Man erinnert sich des oft angeführten Wortes von Richard Wagner: Deutsch sein heiße, eine Sache um ihrer selbst willen und aus Freude an ihr treiben.

Als Dietrich Schäfer während des Krieges eine Charakterschilderung des deutschen Volkes entwarf, da konnte er noch Worte schreiben, die jetzt wahrhaft erschütternd wirken: „Nach dem Dreißigjährigen Kriege meinte Leibniz, daß unserem Volke von allen Tugenden nur der Fleiß geblieben sei. Heute sind Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, auch Bildungsfähigkeit, Anstelligkeit und Findigkeit Eigenschaften, die wir wohl als Nationalgut und als mit deutschem Wesen verbunden ansehen dürfen"!

Während in vielen Gewerben das moderne Arbeitsgetriebe an der Volkskraft zehrte und alle Übel großstädtischer Verbildung und Verwöhntheit sich ausbreiteten, war dieser tüchtig schaffende Volkskörper im ganzen doch gesund und jugendlich stark, und das Gefühl davon durchdrang auch unser Dasein. Zu welch erstaunlichen Leistungen und Opfern das deutsche Volk fähig war, hat dann der Krieg gezeigt. Allerdings nur durch überlegene Führung und strenge Zucht war solches möglich. Nicht nur wegen des alten Sondergeistes und Mangels an Gemeinsinn, so tief der saß! Denn wir hatten ja gelernt, uns einzuordnen. Das Geschick, zu „organisieren" und sich organisieren zu lassen, ist während des Krieges als eine der größten deutschen Eigenschaften anerkannt worden. Übermäßig sprachen wir selbst davon und schwelgten in dieser Errungenschaft, die wir dem Staat der Hohenzollern und nächstdem

dem alten deutschen Arbeits-, Unternehmungs- und Genossenschaftsgeist verdankten. Aber wir brauchten auch deshalb eine besonders starke Gewalt über uns, weil Kräfte, auf die früher zu rechnen war, in diesem Deutschland schwächer wirkten. Wir hatten das bereits zu erwähnen. Die Religion hatte von ihrer alten Macht über die Gemüter viel verloren, während die materiellen Güter, das Wohlleben, bedenklich im Wert gestiegen waren. Die Achtung vor den irdischen Autoritäten war gelockert. Die Sozialdemokratie hat auf das alles planmäßig mit großem Erfolg hingearbeitet. Umgekehrt war allerdings das Volksleben immer gründlicher mit den Einrichtungen gerade des Reiches verwachsen. Das gilt besonders für die Industriearbeiter, deren Lage unter Mitwirkung des Reiches zum großen Teil eine sehr günstige wurde. Immer mehr Aufgaben wurden dem Reich zugewiesen; es wurde zu einer gewaltigen Rechts- und Wirtschaftsgemeinschaft, zur Lebensgemeinschaft der Deutschen. Der Gedanke der Reichseinheit wurde immer stärker. Bismarck hatte das Reich auf die Einzelstaaten gegründet und den Reichsgedanken ihnen anvertraut. Jetzt waren es die demokratischen Kräfte, die über die Einzelstaaten, vor allem über Preußen weg, ihre Sache auf das Reich mit seinem Reichstag stellen wollten, um von diesem Mittelpunkt aus das Ganze zu beherrschen. Aber auch sonst alle möglichen Interessen suchten das Reich für sich zu gewinnen.

Dieses deutsche Volk also war voll von Kraftgefühl und Ansprüchen. Die großen Erfolge der Technik, der ganze wirtschaftliche Aufschwung stand hinter ihm. Auch in den Ansprüchen an unsere Weltmacht, die als patriotisches Streben auftraten, war das Kraftbewußtsein eines Geschlechts, das von Erfolg zu Erfolg geschritten war und sich dabei sagen durfte, daß seine Arbeit, Tatkraft, Wissen und Geschick es zu solcher Beherrschung der irdischen Dinge

geführt habe. Das war ein anderes Deutschland als das der Vorfahren, wenn auch das alte im neuen fortlebte.

Die Weltherrschaftsgedanken, die in einem solchen Geschlecht aufstiegen, waren nicht so unschuldig wie die der Vorfahren. Daß Deutsche es wagten, solche Gedanken zu haben, ist von den Feinden mit selbstgerechter Entrüstung über den Emporkömmling gewaltig gegen uns ausgenutzt worden. Übrigens sind diese Gedanken weniger von Männern der großmächtigen Industrie und Technik ausgesprochen worden als von solchen, die nach Bildung und Beruf der Sphäre der „Dichter und Denker" zugehören. Auch die Gedanken selbst zeigen die alte Idealistenart in mannigfacher Hinsicht. Ich möchte da zunächst an einer sonderbaren Betrachtung nicht vorbeigehen, die im „Rembrandt als Erzieher" steht; sie ist schließlich für deutsches Denken überhaupt bezeichnend. Unter der Überschrift „Die deutsche Weltherrschaft" lesen wir den Satz: „Der Deutsche beherrscht, als Aristokrat, bereits Europa, und er beherrscht, als Demokrat, auch Amerika; es wird vielleicht nicht lange dauern, bis er. als Mensch, die Welt beherrscht." Da ist also zunächst einmal „deutsch" wieder gleich gemeingermanisch! Die Angelsachsen nennt er ja „Niederdeutsche". Es geht dann weiter: „Auf der Achtung fremden Rechtes und nicht am wenigsten fremden Geistesrechtes beruht die deutsche, auf dem Gegenteil beruhte die römische Weltherrschaft ... Die Deutschen sind bestimmt, den Adel der Welt darzustellen. Deutschlands Weltherrschaft kann nur eine innerliche sein", wird sich aber äußerlich geltend machen müssen. „Das deutsche Wahrwort muß auch ein Machtwort sein. Dann kann wieder deutsche Unparteilichkeit, aber ohne deutsche Schwäche, sich bewähren; dann erst wird Deutschland verdienterweise auf dem Richterstuhl der Nationen sitzen." Hier ist nun Deutschland natürlich schon das Deutsche Reich Bismarcks! Unser Träumer fährt fort:

„Die Geige ist das spezifisch deutsche Musikinstrument; der Deutsche hat sie erfunden, kultiviert und führt sie noch immer meisterhaft; er ist berufen, auch im politischen Weltkonzert die erste Geige zu spielen. Primus inter pares. Die Geige ist ein Friedensinstrument; sie besänftigt, sie reizt nicht auf wie die Kriegstrompete; auch die deutsche Politik, wenn sie in jenem Sinne geführt wird, muß sich vorzugsweise darauf richten, politische Friedensinstrumente zu handhaben. Sie soll den Chor der Völker führen, aber zur Harmonie. Suum cuique ..." Das ist, was wir schon öfter, z. B. bei Geibel, fanden. Im zweiten Regierungsjahr des letzten Kaisers kam das zum Druck.

Anders sprach das neue Deutschland aus der „Hermannsrede", die Friedrich Lange an einem heiteren Maitag des Jahres 1899 auf einem Helgoland-Dampfer des Norddeutschen Lloyd seiner Deutschbund-Gemeinde hielt; in seinem Buch „Reines Deutschtum" hat er sie drucken lassen. „Vorwärts! heißt die Losung, die jedem ins Blut tritt, der sich dem Schiffe anvertraut." Der wilde Seewind treibt alles Zaghafte und Kleinliche aus, die Brust weitet sich: Vorwärts! Hinaus in unsere Zukunft, die nach dem Kaiserwort auf dem Wasser liegt! Das ganze deutsche Volk tut den Schritt vom festen Land aufs weite Meer, von unangetasteter Macht in Europa „zum Anspruch auf die Weltherrschaft", „zur Meisterung der ganzen Erde"! Das ist bezeichnend für viele Deutschen der letzten Jahrzehnte: kaum hatten sie erst einen mächtigen Staat — soll man lieber sagen: errungen, oder nicht vielmehr: empfangen? durch „eines Mannes Kraft", wie Lange sehr gut sagt, auf dessen Kredit wir eine größere Geltung genossen haben, als wir aus eigenem zu bestreiten vermögen — kaum hatten sie das, so wollten sie den „Schritt" zur Obergewalt über die Welt tun! Weiter: wohl könne auch die Herzhaftesten ein Zagen beschleichen vor diesem Schritt, aber: es sei wohl

jedem ein Trost, zu wissen, daß gar keine Wahl bleibt, „sondern daß dieselbe Vorsehung, welche uns zum jetzigen Maße unserer Macht stark werden ließ, uns nun zu dieser weiteren Probe unserer Kraft unausweichlich zwingt", weil, wer nicht vorwärts schreitet, verkümmert. Wir brauchen aber eine neue Art von Deutschen. „Ausgekehrt werden muß das geistige Spinngewebe im deutschen Charakter, endgültig verzichten müssen wir auf die kleinbürgerliche Bescheidenheit unseres Daseins, die wir vielfach als Traulichkeit und Behagen empfunden haben, die wir uns sogar unter schmeichlerischen Namen als Tugend haben aufreden lassen, und die doch in Wahrheit nichts weiter ist als die rückständige Erbschaft unserer jahrhundertelangen politischen Engigkeit und Verkümmerung." Die „stubenhockende Gilde der Gelehrsamkeit", einstmals über Gebühr und Würdigkeit angesehen, klagt über Verflachung des allgemeinen Bildungsstandes; ja, Gebildete im Sinn des klassischen Ideals wird es immer weniger geben! (ein Lieblingsthema des Redners). Und dann sind da alle die rechthaberischen und eigensinnigen Leute, die sich auf das versteifen, was sie als sogenannte Persönlichkeit zu haben behaupten, und die Verteidiger der sogenannten Volksrechte gegen die „gesetzgebende Kraft des allgemeinen Wohles", die nicht begreifen, daß weder Wohlstand noch Ordnung noch Selbstbestimmung für ein großes Volk möglich ist, „wenn es nicht zuvor durch ein hohes Maß von Gemeinsinn und Selbstzucht sich die Macht geschaffen hat, die anderen Völker an jedem Versuche des Widerstandes zu hindern und sie im Notfall über den Haufen zu rennen". Wir müssen den Engländern ähnlich werden und Bismarck ähnlicher. — Nebenbei warnt hier Lange davor, man solle nicht in der Phantasie eines Deutschtums schwelgen, das man sich schlechthin als „den Inbegriff höchster allgemein menschlicher Sittlichkeit" ausmale; auf solche „lyrische" Erhebung könnte ein böser Rück-

fall folgen! Er selber hatte übrigens im Jahr 1893 geschrieben, wir seien vielleicht den „Entartungen" unter den Völkern ringsum, auch den Angelsachsen, „zur Zuchtrute" bestimmt und müßten vielleicht ihnen allen das Heil neuer Wirtschaftsformen „aufnötigen"! Er hatte damals aber zugleich angedeutet, wir müßten am Ende wieder einmal „mit dem Schwerte ausziehen, um Land zu suchen für unseren Überwuchs".

Diese Äußerungen, allerdings besonders verwegen, sind doch ein Beispiel: viele in unserem größtenteils so friedfertigen Deutschland mit seiner — trotz großer Kaiserworte — überaus friedlichen Reichspolitik dachten in dieser Art. Dabei war nun aber, wohl verstanden, die nationale Macht und Ehre oder der Besitz, der errungen werden sollte, nicht nur Zweck, und die Eigenschaften, die vom einzelnen verlangt wurden, waren nicht nur Mittel, sondern Selbstzweck, weil sie als an und für sich wertvoll erkannt wurden. Solche Patrioten wollten, daß ihr Volk Erhabenes anstrebe und dafür die sittlichen Kräfte entwickele. Das ist sehr wesentlich bei den Weltherrschaftsgedanken der letzten Jahrzehnte und geradeso bei jener Verherrlichung des Krieges, wegen der unsere Feinde uns mit höchster sittlicher Entrüstung anklagten. Auch sie entsprang einem starken Idealismus, der sich mit dem der Pazifisten wahrhaftig messen kann. Alles Gräßliche, das der Krieg uns vor Augen geführt hat, alles himmelschreiende Elend und die verwüstenden Folgen seiner langen Dauer, unter der der schlechte Geist gegen den guten aufkam, alles widerlegt nicht, was Treitschke und Bernhardi über den Segen des Krieges gesagt haben. Und wenn — wieder nicht als einziger, der solche Gedanken hatte, aber als einer, bei dem sie vermessen herauskamen — Friedrich Lange einmal schrieb: der sicherste Helfer gegen den Schmutz und die Schalheit, die unter dem langen Frieden sich angesetzt haben, sei ein gefährlicher

Krieg, und wer es gut mit uns meine, der bitte Gott, daß er unserem Kaiser zu rechter Stunde den Mut zu einem guten Kriege gebe — so kann niemand bestreiten, daß das Verlangen dabei war, ein Volk mit großen Zielen, starken Herzen, Opfersinn, Schlichtheit zu bekommen; und daß der Krieg diese Kräfte erzieht, das haben wir tausendfältig erlebt. Aus solcher Gesinnung heraus ist auch jenes Wort in den Alldeutschen Blättern vom 3. August 1914 geschrieben: „Die Stunde haben wir ersehnt — unsere Freunde wissen es —, wo wir vor die gewaltigste Schicksalsentscheidung gestellt werden, weil wir glauben und wissen, daß sie neben furchtbar Schwerem Rettung und Segen bringen wird. Nun ist sie da, die heilige Stunde!" Daß gerade Alldeutsche, die schärfer als andere den Kampf gegen die Welt und seine Natur als Kampf um Sieg oder Vernichtung hatten kommen sehen, daß gerade sie, die vorher so Besorgten, nun die verwegensten Siegeshoffnungen hatten und ihres Volkes allzu sicher waren, das war jene Suggestion, die im Kampfe über den leidenschaftlichen Kämpfer kommt; sie gehört zu jenem „Wahn", ohne den nach dem Dichterwort große Werke nie gelingen. Wem allerdings die patriotische Leidenschaft und der edle Mut gefehlt hat, dem mag jene Art von Besonnenheit leichter gefallen sein, die sagt: wir müssen nur sehen, wie wir bald leidlich aus dem Unglück herauskommen. Und die so sagten, unter denen gab es auch eine Art von Wahn, aber eine, die nicht viel wert ist und der schwerlich große Werke gelingen: den pazifistischen Wahn.

Treitschke, der vom Segen des Krieges sprach, hat bekanntlich vor allem den starken Staat gepriesen, und auch wieder nicht nur, weil er Macht in dieser Welt verschafft, sondern weil seine Zucht über die Menschen heilsam ist. Und er hat die Hingabe an den Staat gepriesen nicht nur, weil sie dem Staat die Kraft

zur Macht gibt, sondern weil mit ihr Pflichttreue, Opferbereitschaft, große Leistungen erzogen werden. Unsere alte Kleinstaaterei aber hat er zum guten Teil deshalb so leidenschaftlich verworfen, weil diese Art von Staatswesen ihm unsittlich, faul erschien. Die sittlichen Aufgaben des Staates fand er vorbildlich erfüllt im Staat der Hohenzollern. Und dieser, aufgebaut auf dem Geist der Pflicht, Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit, unerschrockenen Männlichkeit, Anspannung der Kräfte, dieser Staat war ihm der deutsche Staat, der deutsch-protestantische. Er hätte ihn am liebsten als Einheitsstaat über Deutschland aufgerichtet. Nun aber ist noch etwas überaus bedeutsam. Derselbe Mann hatte ein tiefes Verständnis für das innerlich Deutsche; liebevoll hegte er es in sich in seiner ganzen Weite mit seiner Weltaufgeschlossenheit und seiner faustischen Sehnsucht nach der Welt der Helena, und wieder in seiner knorrig-heimeligen Eigenart, seinem tausendfältigen Reichtum. Er hatte den Blick, zu unterscheiden, was deutsches Wesen förderte und was ihm schadete. Er wußte auch, daß es, um gesund zu sein, des mächtigen Staates bedurfte. Auch das wußte er, daß ein Staat mit altpreußischem Charakter der Fülle deutscher Eigenart durchaus nicht im Wege sei. So predigte er, was man neuerdings gern die Einigung von Weimar und Potsdam nennt. Dieses verbundene Streben nach äußerer Stärke Deutschlands und nach der Reinheit unserer innerlichen Eigenart, getragen von diesem männlichen Geist der Zucht und des Heldensinns, das findet sich immer wieder beisammen in den Bewegungen, von denen wir in diesen Schlußkapiteln zu berichten hatten. Treitschke war hier ein Vorbild, und er hat mächtig gewirkt.

Was ist aber das für eine Schande, daß im vergangenen Krieg die Feinde Erfolg hatten, wenn sie die Deutschen

gegen ihren starken guten Staat, gegen die Monarchie, die preußische Führung und das preußische Heerwesen aufwiegelten! Sie wußten, daß dadurch unsere unerhörte Stärke als Nation möglich geworden war; wir, wenn wir nicht erkannten, daß unser Gedeihen daran hing, hätten es aus ihrer Wühlarbeit lernen müssen. Und wie war es bedenklich und unnatürlich, daß während des Krieges in der Heimat die politischen Gruppen sich zur Führung zusammenfanden, die in der Bekämpfung des preußisch-deutschen Staates groß geworden waren!

Neuerdings, wo durch die Mitwirkung unserer Volksgenossen unsere Macht gründlich zerstört ist, so daß die Feinde auf uns herumtreten und uns auspressen können und der Deutsche in der Welt vogelfrei ist, sagt man uns wieder einmal, wir sollten fortan überhaupt nicht mehr auf Macht sinnen, sondern allein „Kulturaufgaben" nachgehen, und stellt es so hin, als ob Macht und „Kultur" Gegensätze seien. Man spricht uns von der Freiheit des deutschen Geistes, die sich bei äußerer Machtlosigkeit entfalten solle. Man ruft Weimar gegen Potsdam, Goethe gegen Bismarck an. Denn Potsdam und Bismarck hätten uns ins Unglück geführt, heißt gar noch das nichtswürdige Gerede. Und dann kommt das Wahngebilde, Gütererzeugung zusammen mit Friedfertigkeit — oder gar „Versöhnlichkeit", in unserer Lage! — bringe uns in der Welt wieder empor. Es muß doch jedem Deutschen, der der Wirklichkeit ins Auge gesehen hat, klar sein, daß, wenn wir einmal wieder ein freies Volk werden sollen, dies allein mit einem Geschlecht nach dem Sinne Treitschkes möglich sein wird. Nur eine schwachsinnig und schwachmütig gewordene Nation aber könnte es fertigbringen, einer Größe, wie wir sie nach langem Darben endlich erreicht, und den Kräften, die zur Größe geführt haben, innerlich abzusagen. Abgesehen davon, daß auch das, was solche Ratgeber unter Kultur verstehen, von einem ohnmächtigen,

dem Ausland fronenden, zur Armut verurteilten Volk nicht geleistet werden kann. Denn ihnen handelt es sich zumeist nicht um die Güter, die im stillen Kämmerlein gepflegt werden können. Daran aber arbeiten sie, bewußt oder unbewußt, dem deutschen Wesen das harte Rückgrat auszubrechen.

* * *

Bisher war nur von der Entwicklung in Bismarcks Reich die Rede. Aber seit seiner Gründung haben gerade die von ihm ausgeschlossenen Deutschen in Österreich einen besonders heftigen Kampf um den Bestand des Deutschtums geführt. Seit 1866 war Österreich nicht mehr „Präsidialmacht" des Deutschen Bundes und fand sich nach einiger Zeit damit ab, daß der Kampf um Deutschland entschieden sei. In diesem Kampf hatte Österreich den großdeutschen Gedanken für sich benutzt, sich immer doch als deutsche Macht zeigen wollen. Das war den Deutschösterreichern zugute gekommen. Und dieser Hauptgrund für eine österreichische Regierung, das deutsche Element voranzustellen und zu stützen, fiel jetzt weg. Gewiß hatten die Deutschen noch immer einen Vorzug dadurch, daß sie im Offizierkorps und weithin in der Beamtenschaft überwogen, und sie hatten die Überlegenheit der Bildung für sich. Aber der regierende Adel, besonders der böhmische, fand gegenüber dem bürgerlichen deutschen Element eine bequeme Stütze bei den Slawen. Ähnlich war es mit der Kirche; wir sprechen davon noch. Bei der Einführung des sogenannten Dualismus — „Österreich-Ungarn" — im Jahre 1867 war zwar der Gedanke der, in der nichtungarischen Reichshälfte das deutsche Element vorwalten zu lassen, während die ungarische der Magyarenherrschaft übergeben wurde. Eine deutsch-magyarische Herrschgemeinschaft sollte die Slawen niederhalten. Aber

in der nichtungarischen Hälfte konnten sich die Deutschen gegenüber den Polen, Tschechen und den anderen nicht behaupten, während in Ungarn das Deutschtum der Unterdrückung durch die Magyaren anheimfiel. Die Schuld daran, daß die Deutschen die Herrschaft in der westlichen Reichshälfte verloren, trug zum großen Teil die verkehrte Politik ihrer Vertretung im Wiener Reichsrat: sie war so, daß gesagt werden konnte, mit den Deutschen sei nicht zu regieren. Die Slawen aber boten sich zum Regieren an.

Die eigentlich schlimme Zeit kam zugleich mit dem Bündnis des Deutschen Reiches mit Österreich-Ungarn im Jahr 1879. Das Bündnis deckte den Gesamtstaat; von seiner Politik verlangte es nur, daß sie dem Deutschen Reich als europäischer Macht freundlich sei oder doch nicht entgegenarbeite. Gegen das österreichisch-ungarische Deutschtum hatte sie keine Verpflichtungen. Ja, das Bündnis deckte Österreich-Ungarn schließlich auch dagegen, daß etwa die Deutschen, wenn sie unzufrieden mit ihrer Stellung wären, zum Deutschen Reich hinüberstrebten und der europäischen Politik den Gedanken einer Auflösung Österreichs nahelegen könnten. Vielmehr konnte es als eine Ehrenpflicht der Deutschen gelten, Stützen des Bündnisses zu sein. Als das Bündnis geschlossen wurde, hießen sie es mit stürmischem Gefühl willkommen; es war ja doch eine Verbindung mit den Volksgenossen drüben und eine Sicherung dafür, daß ihr Österreich in Europa an Deutschlands Seite stehe. In Deutschland und in Österreich war es so, daß die großdeutschen Gefühle, die ja auch in Bismarcks Reich fortlebten, in Freude aufwallten bei der Vereinigung. Das Bündnis erschien doch wie ein Unterpfand für eine Stärkung des Gesamtdeutschtums, auch des Deutschtums im Habsburgerreich. Unwillkürlich kamen sich die Deutschösterreicher so vor, als stünde nun wieder dies mächtige Deutschland, das sie ausgeschlossen hatte, hinter ihnen. Aber

eben dies war ein Irrtum. Kaum war das Bündnis geschlossen, so begann jenes Regiment in Wien, das deutsche Stellungen den vordrängenden Slawen hingab, und das Deutsche Reich hütete sich, in die inneren Verhältnisse des Bundesgenossen einzugreifen. Es konnte sogar gesagt werden: reichsdeutscher Eifer schade nur den Deutschen Österreichs. Die Voraussagen der Großdeutschen von 1848 erfüllten sich.

Der Kampf stellte die Deutschösterreicher vor eine schwere Probe ihrer österreichischen Staatsgesinnung. Eine radikale Gruppe— sie nannte sich alldeutsch — strebte los von Habsburg und hinüber ins Deutsche Reich. Am leidenschaftlichsten und zäheften waren von Anfang an die Deutschböhmen; weiter war Graz ein Hauptkampflager der Deutschen. Immer mehr wurde das deutsche Volk Österreichs aufgerüttelt. Nationale Schutzvereine organisierten den Kampf um große und kleine Besitzstellungen — eigentlich gab es nichts Kleines in diesem Ringen der Völker —: um die Sprache der Ämter, besonders der Gerichte, um die gewerbliche Kundschaft, um die Bildungsanstalten, um Orts- und Straßennamen und andere Sinnbilder für die Geltung des Volkstums. Alles wird zur Waffe in solchem modernen Völkerringen; wer geschlossen zusammenhält, die zähere Leidenschaft hat, mehr Bildung und Anstelligkeit, mehr Genügsamkeit, aber auch mehr Körperkraft, die größere Volkszahl natürlich, den größeren Kinderreichtum, der hat den Vorteil. Das vornehmere Wesen kann gerade in Nachteil kommen; aber auch edle Eigenschaften entscheiden mit. Die Slawen, die den Kampf begonnen hatten, um die Deutschen aus altem Besitz zu verdrängen, waren die Lehrmeister auch in den Formen des Kampfes. Das österreichische Deutschtum eignete sich von Hause aus wenig dafür. Vielen ging es erst langsam ein, wieweit schon die alte Vorzugsstellung untergraben, wie sie schon in die

Verteidigung gedrängt seien. Die sorglose und stumpfe Gesinnung, die in Sachen des Volkstums dem Deutschen überhaupt anererbt ist, war durch den österreichischen Zug zum Gehenlassen noch gefährlicher, und dann wieder war der deutsche Hang zur Absonderung hier sehr entwickelt; ihre eigensinnige Zersplitterung und eine zügellose Art hat den österreichischen Deutschen schwer geschadet. Mit der Zeit aber erfüllten sie sich mit einem Eifer, vor dem ihnen die Reichsdeutschen gleichgültig und blind erschienen. Sie hatten doch auch wieder ein kräftiges Temperament. Etwas Knabenhaftes und ein Mangel an politischem Weitblick gehörte allerdings auch zu diesem kämpfenden Deutschtum. Mit Begeisterung wurden in den höheren Ständen, namentlich der Studentenschaft, die Gedanken jener neuen gesamtdeutschen Bewegung mit ihrem Germanen- und Arierideal aufgenommen, die wir zu schildern hatten. Deutschösterreich war ein Hauptlager gerade für radikale Richtungen. Zu der Wendung gegen „Rom“ und gegen „Juda“ gab dieser österreichische Boden seinen eigenen Antrieb. Sie verwickelte und beschwerte den Kampf gegen die Slawen, steigerte aber den nationalen Eifer.

Zunächst „Rom“. Die Kirche Österreichs hatte seit langem in Verbindung mit der Staatsgewalt die freie Bewegung zu bändigen gesucht, deren Träger das deutsche Bürgertum war. Nach den 48er Stürmen hatte der Staat aufs neue der Kirche zu dieser Aufgabe Raum gegeben. Im deutschen Bürgertum hatte darüber die Anhänglichkeit an die Kirche abgenommen; eine freigeistige Strömung hatte sich verbreitet. Dagegen bei den Slawen fand die Kirche eine willige Gefolgschaft. Die Slawen stellten viel mehr Priester. So erhielten in Gegenden, wo Deutsche und Slawen durcheinander wohnten, Deutsche viel slawische Priester. Und als nun der Völkerkampf auf seine Höhe stieg, da nahmen sich die slawischen Geistlichen eifrig der

Sache ihres Volkes an, deutsche nicht so. Die Kirche im ganzen wirkte für die Slawen. Wollte sie sich um die Heranbildung deutscher Geistlicher für Böhmen usw. bemühen, so stieß sie auf Widerspruch bei den Slawen. So hat die „Los-von-Rom-Bewegung" ausbrechen können. Sie war eine Erscheinung des nationalen Kampfes. Mit ihr, sagten tausend Stimmen, stellt Deutschösterreich den Anschluß an die deutsche Reformation wieder her, der es einst so stark wie irgendein deutsches Land zugetan war; denn sie war doch eine Tat des allgemeinsamen deutschen Geistes. Der Übertritt zur evangelischen Kirche Deutschlands wurde mit Wärme gepredigt; denn das war die Nationalkirche der Deutschen. Der Übertritt sollte die geistige Vereinigung mit Deutschland vollständig machen. Paul Bräunlich, der vom Deutschen Reich aus evangelische Mission in Österreich trieb, war sich ganz klar darüber, aus welchem Antrieb diese Bewegung entstanden war, und auch, daß dies ihre Schwäche sei und daß sie mit religiösem Geist erst erfüllt werden müsse. Dem österreichischen Volke, sagt er zusammenfassend und sehr bezeichnend, drängte sich die Notwendigkeit auf, mit Rom zu brechen, „um auch religiös mit ungeteiltem Herzen dem deutschen Wesen huldigen zu dürfen"! Ganze Gemeinden sind aus politischen Gründen übergetreten und nachher zur alten Kirche zurückgekehrt.

Dann „Juda". Die Scheidung der kämpfenden Deutschen vom Judentum war notwendig und trotz der Macht der Juden heilsam. Das deutsche Element in Österreich steht allerdings noch schwächer da, wenn man von den Deutschredenden der amtlichen Zählung die Juden und vom deutschen Geld das jüdische abzieht. Die Bürgerschaft in den bedeutenderen Städten ist zum großen Teil jüdisch, und in den höheren Ständen ist die Vermischung stark vorgeschritten; in den sogenannten freien Berufen über-

wiegen die Juden. Die Vertretung des deutschen Bürgertums in den Parlamenten der 70er Jahre war ebenfalls großenteils jüdisch, die liberale deutsche Partei der Hauptsache nach eine jüdische Partei. Dann kam jene stürmische Bewegung, die den Christlich-Sozialen unter Lueger die Herrschaft über Wien brachte und die liberale Partei in den Winkel drängte; sie wurde jetzt vollends eine jüdische. Die Christlich-Sozialen waren aber keine Kämpfer für das Deutschtum gegen die Slawen. Die deutschen Gruppen nun, die von da an den Kampf gegen die Slawen führten und aus denen der starke Deutsche Nationalverband hervorging, hielten mehr und mehr die Juden von sich fern; ein Teil bekämpfte sie leidenschaftlich. In neuerer Zeit schlossen die nationalen Schutzvereine die Juden im allgemeinen aus. Der Ariergedanke dient dem Kampf gegen die Juden. Nirgends ist er so wie in Deutschösterreich zur Losung einer breiten Front geworden, für die schließlich Arier einfach der Mensch ohne Judenblut ist.

Im Laufe der Zeit haben sich sogar die sozialdemokratischen Industriearbeiter auf ihr deutsches Volkstum besonnen. Nicht nur, daß die tschechischen Genossen ihnen einen Anschauungsunterricht darüber gaben, wie man zu seinem Volkstum hält, sondern die deutschen Arbeiter hatten so gut wie die deutschen Handwerker und Kaufleute den Wettbewerb der Slawen zu spüren: der billigere slawische Arbeiter setzte sich an den Arbeitsplatz des Deutschen. Dabei konnten noch die Sozialdemokraten dem bürgerlichen Unternehmer den Vorwurf machen, daß er den fremden Arbeiter herbeirufe, um die Volksgenossen zu verdrängen. Was der deutsche Arbeiter vor dem slawischen voraus hatte, war die bessere Bildung. Und diese zu steigern, war nun das Bestreben deutscher Arbeiterverbände. Bildungsvereine deutscher Arbeiter entstanden, und der Arbeiter gewann Freude am geistigen Besitz seines

Volkstums. Auch pflegten die deutschösterreichischen Sozialdemokraten sehr lebhaft die Gemeinschaft mit ihren reichsdeutschen Parteigenossen; wenn sie gegenwärtig den Anschluß an Deutschland mit besonderem Eifer pflegen, so liegt dies wesentlich daran, daß er für sie den Anschluß an die mächtige reichsdeutsche Sozialdemokratie bedeutet, von deren Kräften sie immer sich genährt haben.

Wenn der Kampf der Deutschen seit den 80er Jahren eine Spitze auch gegen die österreichische Staatseinheit kehrte, so ist diese im Laufe der Zeit etwas zurückgezogen worden. Die Wiener Regierung mußte den Deutschen Zugeständnisse machen, und im Kleinkampf der Völker behaupteten die Deutschen allmählich eine Stellung, die ihnen mehr Gefühl der Sicherheit gab. Im Deutschen Reich aber wurde der Gedanke, die Donaumonarchie zu sprengen und die Deutschen herauszuziehen, abgelehnt. Die Allgemeinheit bei uns eignete sich das amtliche Urteil an, es sei für das Deutsche Reich, mittelbar für Großdeutschland, weit besser, Österreich-Ungarn bleibe als Gesamtstaat und starke Großmacht beisammen, und es sei die Aufgabe der Deutschen dort als des eigentlichen „Staatsvolkes", für diesen Zusammenhalt zu arbeiten und uns einen kräftigen Bundesgenossen zu sichern. Im Deutschen Reich waren überdies neben großdeutschen Gefühlen die „kleindeutschen" Erwägungen und Gesinnungen doch die stärkeren: Der Gedanke an eine engere Vereinigung mit Deutsch-Österreich oder schließlich seinen vollen Anschluß war den meisten eine Verlegenheit. Dem protestantischen Deutschland war der Zustrom der katholischen Deutschösterreicher etwas Unwillkommenes. Was bei uns politisch links stand, hatte von dort für seine Parteisache wenig zu erwarten. Wohl aber war an etwas anderes zu denken: der preußische Halt des Bismarckischen Reiches würde gelockert. Auch der Alldeutsche Verband wollte ja für die nächste Zeit durchaus

eine Stärkung Gesamtösterreichs, freilich mit einer anderen Stellung des deutschen Elements dort und der Durchdringung des Ganzen mit reichsdeutschem Einfluß: eine feste Abhängigkeit Gesamtösterreichs vom Reich. Alles in allem: die Deutschösterreicher fanden sich vom Deutschen Reich her an ihr österreichisches Staatswesen gewiesen.

Hermann Bahr (der im ganzen keineswegs als Beispiel für einen Deutschösterreicher gelten darf) hat während des Krieges erzählt, wie er als Student vom Habsburgerstaat losgestrebt und sich mit Feuereifer dem Deutschen Reich zugewendet habe. Er ging nach Berlin; dort überreichte er Bismarck zum 70. Geburtstage eine Adresse österreichischer Studenten. Bismarck ließ ihm durch Herrn von Rottenburg sagen, die jungen Deutschösterreicher könnten ihre deutsche Gesinnung gar nicht besser betätigen, als wenn sie alles daransetzten, daß Österreich-Ungarn recht stark sei. Dann auf die Bemerkung, daß ihnen damit ein großes Opfer zugemutet werde: das größere Opfer wäre ein Aufgehen im Deutschen Reich; da müßten sie ihre prächtige Eigenart abschwächen, und das wäre jammerschade. Der junge Mann fand nun selber, daß er sich unter den Preußen im Grunde doch unbehaglich fühle, und gewann die „Lust am Österreicher". Eine ähnliche Entwicklung machten auch andere durch. Aber das elementare Hinüberstreben zu Deutschland und die Verzweiflung an Habsburg blieb doch die Grundstimmung vieler Deutschgesinnten. Dabei hofften sie, in einer Weltkrise könnte das Deutsche Reich zu ihren Gunsten eingreifen. Dies hofften sie besonders im letzten Krieg, in dem die Deutschen mehr als andere zu leisten, zu bluten und zu tragen hatten, weil sie die Tüchtigeren und die Treuen waren. Daneben wußten sie seit langem ein Auskunftsmittel, das ihnen die slawische Mehrheit in Wien vom Halse schaffen konnte: die Sonderstellung Galiziens. Aber damit waren sie Bundesgenossen pol-

nischer Pläne, die wieder gegen das Deutsche Reich wirkten.

Mit dem Zerfall des Habsburgerreiches schien dann eine Lage geschaffen ähnlich der, welche die 48er Demokraten gewünscht hatten. Der Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland ergab sich von selbst und wäre vollzogen worden, wenn das sogenannte Selbstbestimmungsrecht der Völker und das Nationalitätsprinzip auch da gelten dürfte, wo es für uns wirkt. Aber die Feinde riefen es nur an, um es gegen uns zu verwenden. Wie hoch sie den Wert des Deutschtums in Böhmen und den Alpenländern einschätzten, zeigt die teuflische Behandlung, die sie über Deutschösterreich verhängten. Vergleicht man mit früheren Zeiten, so würden keine Tschechen und Südslawen und umgekehrt keine Hohenzollernkrone und preußische Hegemonie den Anschluß dessen, was heute Deutschösterreich ist, erschweren. Und gleichwohl sehen wir auch jetzt noch, verschärft allerdings durch die Einmischung der Feinde, alle inneren Schwierigkeiten wirken, auf die früher die Vereinigung stieß. An Deutschösterreich und den Zusammenhang der Donauländer knüpfen sich Pläne, die teils an eine neue Verbindung ehemals habsburgischer Länder, teils auch an einen Staatenbund des ganzen südlichen, überwiegend katholischen Deutschtums denken. Die Franzosen hoffen damit wieder einen Teil von Deutschland an sich binden zu können; deutsche katholische Politiker aber träumen von der Aufrichtung eines deutschen Reiches unter dem bayrischen Herrscherhaus. Wie denn alte Gegensätze der dynastischen Geschichte, der Stammesart und des Glaubensbekenntnisses sich wieder vordrängen, nachdem der Halt, mit dem das Preußentum Deutschland hielt und stark machte, zerschlagen ist.

*　　*　　*

Wer möchte von der Geschichte des deutschen Gedankens heute sprechen, ohne einen anderen Stamm außerhalb der alten Reichseinheit, die Deutschbalten, zu nennen! die Nachkommen der Deutschen, die unsere Art in die Ostseeländer getragen und diesen mit deutscher Herrschaft unsere Religion und Kultur gebracht haben, die mit ihrer überlegenen Tüchtigkeit geholfen haben, das Russenreich in Stand zu halten und emporzubringen, um dann das Opfer einer immer furchtbareren Verfolgung zu werden. In guten und schlimmen Tagen, vom alten und vom neuen deutschen Kaiserreich nicht unterstützt, haben sie ihr Deutschtum hochgehalten. Mit dem Krieg traten sie in eine überaus schwere Prüfungszeit ein; das Jahr 1918 schien Rettung zu bringen; ja, die größten Hoffnungen schienen sich zu erfüllen. Auch für uns hat sich in der Kriegszeit das Verständnis für Wert und Bedeutung des baltischen Deutschtums und das Bewußtsein, daß wir gegen dieses auch eine Ehrenpflicht zu erfüllen haben, verbreitet. Aber es ist wieder bezeichnend: während die Balten sich mit rührendem Vertrauen dem Reich zuwandten, das sie in verklärtem Bild als ihr großes Vaterland liebten, wurden sie bei uns vielfach mit Mißtrauen angesehen. Nicht nur von solchen, die fürchteten, die Rücksicht auf sie hemme uns in der Freiheit großer Entschließungen, in der Fähigkeit, auf einer der Fronten auch auf Teures zu verzichten, wenn so der Daseinskampf eher zu bestehen wäre. Wenn dies allein der Grund gewesen wäre, das hätte sich hören lassen. Aber es gab andere Gründe: Das katholische Lager hatte für die Balten nicht viel übrig, und alles, was demokratisch oder vollends sozialdemokratisch war, sah mit Unbehagen auf dieses Herrengeschlecht, das von allem, was deutsch war, mit Freude hätte begrüßt werden müssen, auf diesen angesehenen Adel, der an kräftiges Regieren gewohnt war, übrigens die sozialen Pflichten des Adels zu erfüllen ver-

stand, und diesen aristokratisch gesinnten Bürgerstand. Balten, die zu uns kamen, brachten den deutschen Stolz mit und einen gewissen Herrensinn, in politischen Fragen eine großzügige Art zu denken und eine konservative Grundrichtung, etwas Bismarckisches.

Als nun das Heer und der Staat, auf denen die Hoffnungen der Balten ruhten, zertrümmert wurde, da wurden die in Feindesland im Stich Gelassenen von der wildesten Verfolgung heimgesucht, mit der abscheulichsten Roheit mißhandelt, beraubt, verschleppt, hingemordet. Aus dem grausamen Elend kamen zu uns Flüchtlinge ohne Hab und Gut: mit einer wahrhaft vornehmen Haltung im Elend, Bereitschaft zu jeder harten Leistung, Gewöhnung an das Schwerste unter treuem Festhalten ihres inneren Besitzes, der sich für sie zusammenfaßt in ihrem evangelischen Deutschtum. Sobald eine ferne Möglichkeit ist, wollen sie zurück in die Heimat, die ihre Ahnen ihnen erworben und zu dem gemacht haben, was sie vor der Zerstörung war. Dort wollen sie wieder Außenposten des Deutschtums sein. Sie lehren uns, daß, solange wir atmen, die Hoffnung auf eine Zukunft des Deutschtums nicht aufgegeben werden darf; vielmehr muß jeder wirken, wie wenn es an ihm läge, daß sein Volk wieder emporkommt.

* * *

Unsere Betrachtungen haben uns oft in den vergangenen Krieg und den Zusammenbruch hineingeführt. Eigentlich müßte diesen letzten Dingen ein ausführlicher Abschnitt gewidmet werden. Aber welcher Leser möchte wünschen, die begeisterten Vorsätze und hochfliegenden Entwürfe und die inneren Kämpfe der Kriegszeit und schließlich die Gedankenwelt dessen, was sich als „das neue Deutschland" auftut, noch einmal vor sich ausgebreitet zu sehen! Davon nicht zu reden, daß für eine geschichtliche Darstellung ein größerer

Abstand erfordert wird. Und so wollen wir für jetzt darüber schweigen und nur noch aussprechen, was der Glaube an Deutschland trotz allem und was ein heißer Wunsch uns eingibt. Die großen Kräfte und Taten der Kriegszeit dürfen und können der deutschen Zukunft nicht verloren sein. Wenn, wie Ludwig Schemann sagt, wir uns damit abzufinden haben, daß ein Teil unseres Volkes einem anderen Teil alles Große und Fruchtbare unserer Geschichte immer erst abringen muß, und wenn es dann wenige Starke und Große immer sind, die unsere Sache durchreißen: die guten Geister aus dem letzten Krieg wie aus unserer ganzen Erbschaft werden sich in ihrem Lager um den deutschen Gedanken sammeln. Möge doch der Bayreuther Hans von Wolzogen recht haben mit einem Wort aus besserer Zeit: Deutschland gab sein gutes Geschick stets auf der Schwelle des Untergangs große mutige Retter! Gott gebe, daß sie kommen, ehe zuviel zerstört ist, und daß wir sie dann nicht im Stich lassen!

Register.

Inhaltsübersicht.